ing,
llen

Novellen von Hermann Küchling.

Novellen

von

Hermann Küchling.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1886.

Mephistos Schwiegersohn.

Er verlöschte die Lampe etwas früher als gewöhnlich, aber vorsichtig wie immer, horizontal über die Öffnung des Zylinders blasend, wie es vor Jahren in den Zeitungen empfohlen worden war.

Dann schritt er im Dunkeln nach der Schlafkammer, wie er sich's angewöhnt, seitdem er einmal im Bett beim Lesen eingeschlafen war, mit einer jähen Traumbewegung die Lampe umgestoßen hatte und fast verbrannt wäre. Wie er im Arbeitszimmer auf den hohen Büchergestellen jedes Buch, jede Broschüre in dunkler Nacht finden konnte, so fand er auch in der Kammer mit gewohntem Griff die Wasserflasche und das Glas, das er vor dem Schlafengehen zweimal zu leeren pflegte. Vorsichtig füllte er's, aber bevor er es an die Lippen setzte, kehrte er noch einmal in das Arbeitszimmer zurück, um das Fenster zu öffnen und den Zigarrenrauch entweichen zu lassen, der im Laufe des Abends sich reichlich angesammelt hatte.

Das Öffnen des Fensters besorgte er sonst regel-

mäßig, bevor er die Lampe verlöschte. Heute hätte er es beinahe vergessen. Es war überhaupt an diesem Abend mit ihm nicht wie gewöhnlich; die Arbeit war ihm nicht von der Hand gegangen und öfter war ihm die Zigarre verlöscht, die sonst zu glimmen pflegte, so lange er arbeitete. Er hatte öfter von den Büchern emporgesehen und dabei zum erstenmal, seitdem er das Zimmer bewohnte, das Muster der Tapete betrachtet. Als er sich hierüber zum drittenmal ertappt, hatte er, obgleich es noch nicht 11 Uhr geschlagen, die Bücher zugeklappt, einen Briefbeschwerer auf die losen Blätter gelegt, die er beschrieben, und die Lampe in der Absicht verlöscht, morgen zeitiger als gewöhnlich aufzustehen, um das Versäumte nachzuholen.

Als er jetzt die dichten Gardinen zurückschlug und das Rouleau emporzog, schüttelte er den Kopf. Er kam sich fremd vor. Und fremd erschien ihm auch das Bild vor seinen Augen. War das derselbe Garten, in den er seit Jahren Abend für Abend um dieselbe Stunde einen flüchtigen Blick geworfen? Wie glänzender Schnee lag es auf den Bäumen, das Grün der Büsche war so smaragdfunkelnd und zwischen Bäumen und Büschen webte ein so magisches Halbdunkel, wie der nächtige Beschauer es nie vorher gesehen. Und bewirkte diese wundersame Beleuchtung der Mond? Ja, — aber nicht derselbe, der so oft dem stillen Gelehrten leuchtete, wenn dieser aus dem Kaffeehause eine halbe Stunde vor der Stadt von der

Billardpartie heimkehrte, die er dort regelmäßig mit einigen Bekannten spielte. Er unterschied wohl auf diesem Wege, ob der Mond einen Hof hatte oder nicht, ob er im ersten oder im letzten Viertel stand, und freute sich des hellen Scheines, wenn derselbe nach Regenwetter die trockenen von den nassen Stellen der Allee zu unterscheiden gestattete. Aber so leuchtend, so freundlich träumerisch herniederblickend und so magisch die kleine Welt des blühenden Gartens bestrahlend, hatte der Mann am Fenster ihn noch nie geschaut.

Wirklich nie? Indem er diese Frage im stillen halb unbewußt sich vorlegte, öffnete er das Fenster, blickte empor zu dem klaren Himmel und hinab in den Garten, durch dessen Bäume ein leises Flüstern ging, und noch heller, näher strahlte die Mondscheibe herab, noch glänzender leuchtete der Schnee der Blüten, noch funkelnder das Smaragdgrün der Blätter empor; noch träumender standen die Bäume und noch geheimnisvoller waren die Schatten unter ihren Zweigen. Und nun klang aus der Ferne — wo mochte das sein? — Musik herüber: „Bräutlich geführt . . . .“ der Hochzeitsmarsch aus Wagners „Lohengrin.“

Nun wußte der Träumer, wann er den Mond schon so gesehen und einen Garten so voll Blütenschnee und Frühlingsgrün und heimlichem Schattendunkel unter flüsternden Zweigen. Einen Stuhl an das Fenster ziehend, setzte er sich nieder, stützte den Kopf

in die Hand und blickte empor in das mildglänzende Licht und merkte es nicht, wie die Stunden verrannen.

Über zwanzig Jahre trug ihn sein wacher Traum zurück in den Garten der Kasinogesellschaft in seiner Vaterstadt. Ein Freudentag war für ihn aufgegangen, wie er in seinem stillen Leben noch keinen erlebt. Er war Unterbibliothekar geworden, zwar mit geringem Gehalt, aber mit Aussichten auf die Zukunft, wie er sie sich nicht besser wünschte. Und wenn wirklich die kränkelnde Mutter nicht lange mehr lebte und die kleine Pension wegfiel, mit der sie es ermöglicht hatte, den Sohn bei seinem Studium zu unterstützen, so konnte er bei seinen geringen Ansprüchen doch schon jetzt den Schwestern das Leben nach ihren bescheidenen Wünschen verschönen.

In seiner Freude hatte er Mutter und Schwestern, die sonst seit dem Tode des Vaters jede Vergnügung vermieden, überredet, mit ihm das erste Frühjahrskonzert der Gesellschaft zu besuchen, in der er schon während seines Probejahres am Gymnasium Mitglied zu werden veranlaßt worden war. Als er unterwegs einer Schar von Schülern begegnete, atmete er auf, wie von einer schweren Last befreit. Er hatte stets gefühlt, daß er zum Lehrer nicht berufen war und es nie zu jener persönlichen Autorität bringen würde, ohne die, wie er gar wohl wußte, der Lehrer auch in den Wissenschaften seine Klasse nicht recht vorwärts bringt. Nun war er frei, konnte jede Stunde unter

seinen geliebten Büchern und Handschriften verbringen, die ihm immer neue Schätze erschlossen und ihn weder ärgerten noch ihm Possen spielten.

So trat er in gehobener Stimmung in den Garten, den er sonst nur gezwungen und um nicht ein Sonderling zu scheinen besucht hatte. Diese Stimmung erhöhte sich noch mehr, als der Oberbibliothekar ihm entgegentrat, den neuen „Kollegen“ und seine Angehörigen auf das Freundlichste begrüßte und der beglückten Mutter seine Genugthuung darüber aussprach, der Bibliothek eine so tüchtige Kraft gewonnen zu sehen. Später freilich klopfte dem jungen Manne das Herz ein wenig, als er in einem der Gesellschaftszimmer, in das er einigen seiner bisherigen Kollegen gefolgt war, den alten Geheimrat Bruckner auf sich zukommen sah. Er hatte in der letzten Zeit den trefflichen Mann, dem er ein Universitätsstipendium verdankte, gemieden, weil er fürchtete, der alte Herr bereue im stillen seine Wohlthat. Aber jenes Herzklopfen schwand, als der Geheimrat sich an die Seite seines ehemaligen Schützlings setzte, ganz offen mit ihm über die verfehlte Lehrerkarriere sprach und zuversichtlich die Hoffnung bekundete, eine so treue, für das Bibliothekwesen geradezu geschaffene Kraft werde in dem neuen Berufe nicht nur gar bald sich selbst zu rechter Geltung bringen, sondern auch der Anstalt zum Segen gereichen. Und als dann nach längerem, anregendem Gespräche der alte Herr dem jungen Freunde, der

Mutter und Schwestern nicht länger allein lassen mochte, die Hand mit väterlichem Blick und den Worten auf die Schulter legte: „Recht so, Doktor Geßner, ehren Sie die Mutter, wie Sie den Vater in seinem Grabe ehren," — da schwellte edles Selbstgefühl das Herz des Beglückten und erhobenen Hauptes schritt er nach dem Garten zurück.

Und wie er hinaustrat, stand der volle Mond am klaren Himmel und goß sein mildstrahlendes Licht über den Garten und die Gruppen fröhlicher Menschen an den Tischen und über die blühenden und grünenden Gruppen der Bäume und Gebüsche. Und von der Musikhalle im Hintergrunde klangen die Harmonien so süß und verlockend herüber, daß der junge Mann sich vorkam wie in einer fremden, schöneren Welt. Er fühlte sein Herz rascher klopfen und nie gekannte Empfindungen in seiner Brust sich regen. Und wie ward ihm erst, als er zum Tisch der Mutter und Schwestern trat und zwischen ihnen die Tochter des alten Geheimrats erkannte, die ihm freundlich die Hand reichte und ihn herzlich beglückwünschte! Schon öfter hatte er Gelegenheit gehabt, mit der jungen Dame sich zu unterhalten. Sie hatte Musikunterricht bei seiner älteren Schwester und besuchte diese zuweilen. Und da sie gern und mit Auswahl las und sich besonders für die ältere deutsche Litteratur interessierte, so hatte sie sich öfter an den jungen Gelehrten gewendet, Bücher von ihm geliehen und dieselben stets persönlich dankend

zurückgebracht. Und immer hatte er mit Herzklopfen ihr Kommen erwartet, immer, wenn er sie unverhofft im Zimmer antraf, ein rascheres Schlagen seiner Pulse empfunden. Aber immer hatte er auch, wenn er zu seinen Büchern und Heften zurückkehrte, mit einem peinigenden Gefühle gekämpft. War er doch stets im Gespräch mit dem schönen, weltgewandten und beinahe übermütigen Mädchen seines linkischen Wesens mehr als sonst sich bewußt geworden und hatte in ihren dunklen, von heiterer Lebenslust strahlenden Augen etwas wie unterdrückte Heiterkeit, wenn nicht Spott über seine Befangenheit und Unsicherheit zu lesen geglaubt. In der letzten Zeit hatte er denn auch, so schwer es ihm fiel, ihre Nähe gemieden und das Wohnzimmer nicht betreten, wenn er in demselben die wohlbekannte Stimme vernommen.

Heute fürchtete er den Spott nicht, als er die junge Dame erblickte. Fühlte er doch eine Sicherheit, wie er sie nie gekannt. Und beim ersten Worte, das er mit Leonoren wechselte, ward er sich bewußt, daß auch in ihr eine Wandlung vor sich gegangen war. Sie unterbrach ihn nicht, wie sonst, mit neckischen, krausen Reden; kein spöttischer Übermut sprühte aus ihren dunklen Augen. Freundlich ernst blickte sie ihn an und lauschte mit Interesse seinen Worten. Mit voller Seele gab er sich der Unterhaltung hin und ward sich mit Genugthuung bewußt, daß er interessant und fesselnd sprach.

Endlich stockte das Gespräch. Das junge Mädchen ließ still und träumerisch die Blicke über die Gruppen schweifen, welche die Tische verlassen hatten und in den matt beleuchteten Laubgängen plaudernd auf und nieder wandelten. Der junge Mann folgte den Blicken seiner Nachbarin und glaubte zu erraten, daß sie zu den lauschigen Gängen sich hingezogen fühlte. Ein sehnsüchtiges Verlangen stieg auch in ihm empor, und er, den es sonst in peinliche Verlegenheit versetzt, wenn einer der Kollegen ihn zu einem Rundgange aufgefordert hatte, er fühlte jetzt mit dem Verlangen auch den Mut, dem schönen Mädchen seine Begleitung anzutragen. Aber noch, bevor er seinen Vorsatz ausführen konnte, richtete Leonore an ihn die Bitte, sie zu führen. Sie legte ihren Arm in den seinigen, und als sie an seiner Seite dahinschritt, schien ihre ganze Munterkeit, aber ohne den übermütigen Anstrich, zurückgekehrt zu sein. Sie erinnerte sich, daß die neue Stellung ihres Begleiters ihr die Erfüllung eines Wunsches versprach, den sie seinem grämlichen Vorgänger oft vergebens nahe gelegt; des Wunsches nämlich, einige der Bilder kopieren zu dürfen, welche die Säle der Bibliothek zierten. Diesen Wunsch sprach sie aus, als sie mit ihrem Begleiter am Ende des schmalen Laubganges angekommen war. Und als beide sich zurückwendeten, stieß ihre Schulter leicht an die seinige und ihr Arm drückte sich sanft an seine Seite. Ein heißer Schauer durchrieselte ihn, zugleich

aber klagte er sich an, durch seine Ungeschicklichkeit diese Berührung verschuldet zu haben. Stammelnd bat er um Verzeihung. Aber mit einem flüchtigen: „Weshalb?“ schritt Leonore weiter, als ob nichts geschehen wäre, und bat, als der Schüchterne am anderen Ende des Ganges nach dem breiteren Hauptwege umbiegen wollte, doch auf dem entzückenden stilleren Wege zu bleiben. Und als sie sich wendete, fühlte er aufs neue die leise Berührung, obgleich er sich selbst bemüht hatte, sie zu vermeiden. Und sein Herz entflammte sich; er hörte die Musik nicht mehr und wußte kaum, was er sprach und was ihm geantwortet wurde. Er fühlte nur die Berührung ihres Armes und fort und fort klangen ihm im Ohre die Worte: „Wie werde ich mich freuen, Sie öfter in einer Stellung zu sehen, für die Sie geschaffen sind und in der Sie zeigen können, wer und was Sie sind.“

Endlich wurde ihm seine Begleiterin in den Ballsaal entführt. In diesen mochte er ihr nicht folgen; heute noch nicht. Dahin paßte er noch nicht. Aber auch nach Hause mochte er nicht gehen; er meinte, die Enge des Zimmers müßte ihn ersticken. Er begleitete daher Mutter und Schwestern nur bis zu den ersten Häusern der Stadt und kehrte dann in den Gesellschaftsgarten zurück. Als er hier Leonoren vergebens gesucht, kam es ihm in den Sinn, dem Tanze wenigstens von einem der Nebenzimmer des Saales aus zuzusehen. Er trat in die Verbindungsthür, als eben

die Paare zu einer Française antraten. Die Gesuchte stand ihm gerade gegenüber und sein Auge begegnete beim ersten Blick dem ihrigen. Mit lächelnder Vertraulichkeit schien es ihn zu grüßen und wieder und wieder streifte es ihn während des Tanzes, der ihre zarten Wangen rötete und das schöne Gleichmaß der schlanken Gestalt und die Anmut ihrer Bewegungen entfaltete. Der junge Mann sah nichts als sie, fühlte bei jedem Blick der strahlenden Augen sein Herz stürmischer schlagen und wünschte seinem Auge die Zauberkraft, das ihrige unverwandt auf sich zu lenken, damit es zu gleicher Glut an ihm sich entflamme. Und flammte es jetzt nicht wirklich auf, als die Instrumente schwiegen, die Herren ihre Damen auf die Plätze zurückführten, Leonore ihren Tänzer mit kühlem Lächeln verabschiedete und dann einen Blick nach der Thür warf, in welcher der junge Gelehrte hoch aufgerichtet stand? Lag in diesem Blicke nicht dieselbe Glut, die in dem seinigen brannte? Er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß; es war ihm, als wären aller Augen auf ihn gerichtet und läsen auf seiner Stirn das Geheimnis seines Herzens. Hastig wendete er sich um und bemerkte kaum, daß er an einen Herrn anstieß, der schon eine Weile hinter ihm gestanden. Er eilte hinaus in den Garten, wie geblendet von den Lichtern im Saale und dem noch helleren Glanze der strahlenden Augen, wie berauscht von einem Glück, das er noch nicht zu fassen vermochte.

In dunkler Schattentiefe, weit entfernt vom Saale und den wandelnden Gruppen, preßte er die brennende Stirn an die kühle, glatte Rinde eines Baumes und die Hand auf das klopfende Herz. Und wie er so stand, um sich zu sammeln und zu verstehen, begann aus der Ferne die Kapelle im Garten, die mit den Musikern im Saale abwechselte, den Hochzeitsmarsch aus dem „Lohengrin.“ Gedämpft und lind, wie vom Himmel sanft herabflutend, umschmeichelten den Einsamen Melodie und Harmonien und lösten den Druck, der ihm auf Haupt und Herzen lag, daß sein Empfinden sich ausströmen konnte. Und während er auf einer Bank zurückgelehnt saß und durch die Lücken des Blätterdaches hinaufschaute in den klaren Sternenhimmel, war es ihm, als trügen die Töne sein Glück über duftende Blumenbeete und stille Wälder in ungemessene Weiten und als trügen sie ihm zurückkehrend alles verschwiegene Glück der ganzen Welt zu. —

Ein kalter Luftzug strich durch das offene Fenster und rief den Träumer aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Fröstelnd erhob er sich und durchschritt erregt, sich selbst grollend, das Zimmer. Was sollten ihm diese Bilder, die er zurückgedrängt in die tiefsten Tiefen seiner Seele? Was hatte sie heraufbeschworen? Er suchte sie zu scheuchen, richtete seine Gedanken auf seine Bücher, seine neueste Arbeit, aber trotzdem umklangen ihn, wie aus weiter Ferne, die

Töne des bräutlichen Liedes und weckten Bilder und Stimmen, eine Stimme vor allen. . . .

Plötzlich hemmte er, von einem Gedanken durchzuckt, den Schritt. Hatte er sie nicht wiedergehört, diese Stimme, ganz neuerdings, ja im Laufe des heutigen Tages? Hatte er nicht, neben dem offnen Fenster des Billardzimmers stehend und dem Laufe der Bälle mit den Blicken folgend, plötzlich nach der Straße sich hingewendet und hinausgeforscht in die Dämmerung, um die Gestalt zu erkennen, deren Stimme sein Ohr wie ein Klang aus fernen Zeiten berührt? Hatte er nicht der schlanken Mädchengestalt, die an das Kind an ihrer Hand die ermunternden Worte gerichtet haben mußte, welche er vernommen, nachgeblickt, bis ihn die Freunde ermahnten, das Spiel nicht aufzuhalten? Und was in dieser Stimme hatte ihn so nachhaltig und so eigen berührt, daß ihm ihr Nachklang noch auf dem Heimweg im Ohre lag, wenn es nicht ihre Ähnlichkeit mit einer anderen Stimme war, die er halb unbewußt gesucht? Was, als diese gesuchte und nun gefundene Ähnlichkeit, hatte ihn verfolgt bis an den Schreibtisch, hatte ihn gestört in seiner Arbeit und endlich, unterstützt von Melodie und Mondnachtzauber, seine Gedanken zurückgelenkt zu jenem Abend im Kasinogarten der Vaterstadt?

Jetzt, da der Bibliothekar dieses Zusammenhanges sich bewußt geworden, lächelte er über sich selbst und die Geschäftigkeit seiner Phantasie, die an eine so

flüchtige Ähnlichkeit zweier Stimmen eine so lebendige Bilderreihe geknüpft hatte. Denn daß diese Ähnlichkeit nur eine ganz flüchtige war, erkannte er jetzt deutlich. Weich, sanft und leicht verschleiert hatte die Stimme der Unbekannten geklungen, und klar, ja sogar mit einer gewissen Schärfe lebte Leonorens Stimme, die er zu vernehmen meinte, in seinem Erinnern. Und verschieden, wie der Klang beider Stimmen, war auch ihr Ausdruck. Worin die Ähnlichkeit lag, die er empfunden? Er sann vergebens und wollte nicht länger sinnen.

Um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, zündete er nochmals die Lampe an und schlug eines der Bücher auf, die er vorhin zur Seite gelegt. Aber obgleich er langsam Zeile für Zeile überlas, blieb ihm ihr Inhalt fremd. Seine erregte Phantasie spann den wachen Traum weiter, den er geträumt, und da er ihn nicht zu bannen vermochte, gab er sich ihm hin, um ihn zu Ende zu träumen, so trüb und trostlos dieses Ende auch war.

Das kurze Glück, welches der junge Bibliothekar genossen, als die Stillgeliebte fast täglich in den weiten Büchersälen mit Stift und Farben ältere Meisterwerke kopierte, bei der Auswahl seinen Rat einholte und beim Kommen und Gehen mit flüchtigem Händedruck und lächelnden Lippen dem Schüchternen, immer heißer Erglühenden dankte, — wie so bald war es verflogen! In seiner Arglosigkeit war es ihm gar nicht auffällig

erschienen, daß bald nach dem ersten Besuche Leonorens in der Bibliothek der vielbewunderte Bassist der Oper, Paul Fischer, um die Erlaubnis gebeten hatte, die Schätze der Sammlung zum Zwecke von Kostümstudien zu durchforschen; er hatte es kaum bemerkt, daß der Sänger immer an demselben Tage und zu denselben Stunden kam, an denen das junge Mädchen in den Räumen weilte. Bei seiner zurückgezogenen Lebensweise und seinen Studien, von denen er eine Verbesserung seiner Stellung erhoffte, war das Gerücht nicht zu ihm gedrungen, daß der Sänger bei dem Geheimrat Bruckner um die Hand Leonorens angehalten habe und wegen dunkler Punkte in seinem Vorleben abschlägig beschieden worden sei. Selbst wenn das junge Mädchen mit lebhaft gefärbten Wangen und strahlenderem Blicke als beim Kommen die Bibliothek verließ, erinnerte er sich nicht einmal daran, daß an jenem Abend im Nebenzimmer des Kasinosaales der Sänger hinter ihm gestanden, als er Leonorens aufleuchtendes Auge auf sich gerichtet glaubte und aus der Glut dieses Auges Seligkeit und überschwängliche Hoffnung trank. Immer tiefer lebte er sich in diese Hoffnung hinein, deutete jeden wärmeren Händedruck, jedes freundlichere Wort zu seinen Gunsten, bis eines Tages eine Bemerkung des Bibliothekdieners den Funken des Argwohns in seine Seele warf.

Nun vergegenwärtigte er sich, was er bisher übersehen, marterte sich mit qualvollem Zweifel, fluchte seiner

Blindheit und dem Räuber seines Glückes und sehnte mit heißem Bangen die Stunde herbei, die ihm gestatten würde, sich Gewißheit zu verschaffen und die ganze Fülle seiner eifersüchtigen Wut über die Schuldigen auszugießen. Aber Stunde auf Stunde verrann; weder der Sänger kam, noch Leonore. Er durchirrte die Säle wie ein Trunkener, tausend Entschlüsse fassend und verwerfend. Er wagte nicht, zu Tisch zu gehen, um nicht der Mutter und den Schwestern seinen Zustand zu verraten oder von ihnen zu erfahren, was er fürchtete. Er ließ unberührt, was die Guten ihm sendeten, und schrak zusammen bei jedem Geräusch, bei jeder Frage, die an ihn gerichtet wurde.

Es dämmerte schon, als der alte Geheimrat das Bibliothekzimmer betrat. Aber trotz des Zwielichtes sah der Bibliothekar die tiefe Blässe, welche die Züge seines Wohlthäters überzog, das Beben der sonst so festen Gestalt. Die Frage erstarb ihm auf den Lippen und nur in abgerissenen Sätzen konnte er Antwort auf die Fragen geben, aus denen er entnehmen konnte, daß Leonore am verflossenen Abend nicht nach Hause zurückgekehrt und vergebens bei Freundinnen und Bekannten gesucht worden war; daß man sie zuletzt in der Nähe der Bibliothek gesehen und daß gleich ihr der Sänger vermißt wurde. Seine Aussagen, der Klang seiner Stimme und sein verstörtes Wesen bestärkten den Greis in seiner Annahme und enthüllten ihm zugleich das Geheimnis des Unglücklichen, auf dessen gramzerrissenes

Herz noch mit Zentnerlast die Selbstanklage fiel, durch seine Blindheit auch das Glück des verehrten Mannes vernichtet, den einzigen Trost seines Alters ihm geraubt zu haben. Kein Wort des Tadels ließ der unglückliche Vater den jungen Freund vernehmen; aber seine milde Schonung beugten diesen tiefer darnieder, als bittre Anklagen es gekonnt hätten.

In der Dunkelheit führte der Bibliothekar, obgleich ihm selbst die Kniee wankten, den an Leib und Seele gebrochenen Greis nach Hause und übernahm dann an seiner Stelle die Nachforschungen nach dem entflohenen Paare. Nach wenigen Tagen war es aufgefunden, verweigerte aber seine Rückkehr mit Gründen, die den verzweifelten Vater veranlaßten, der Tochter und ihrem Verführer durch Sendung einer namhaften Summe die Ausführung des Planes der Auswanderung nach Amerika zu ermöglichen.

Nach einem halben Jahre stand der Bibliothekar am Grabe seines Wohlthäters; sein Herz fühlte nur den einen Wunsch, daß auch von ihm die Qual seines zerrütteten Daseins bald genommen werden möchte. Doch seine zarte, aber zähe Natur widerstand der Erschütterung, die den Greis gebrochen. Seine Wangen wurden noch bleicher, seine Gestalt noch hagerer, seine Menschenscheu noch größer, seine Lebensweise noch eingezogener; aber er lebte. Er arbeitete mit Anspannung aller seiner Kräfte, ohne rechte Befriedigung zu finden, machte seinen Namen zu einem in wissenschaftlichen

Kreisen hochangesehenen, ohne sich dessen zu freuen. Suchte er doch bei allem, was er that, nur Vergessen.

Aus diesem Grunde folgte er nach dem Tode der Mutter einem Rufe als Leiter der Universitätsbibliothek und überredete sogar die Schwestern, die mit ihm ziehen wollten, diesen Plan aufzugeben und in einer größeren Stadt ihre reichen Kenntnisse als Lehrerinnen an einer höheren Anstalt zu verwerten. Er wollte allein sein, durch nichts an die Vergangenheit erinnert werden, durch nichts seine Sehnsucht nach einem Familienleben, wie er es im Elternhause kennen gelernt, nähren lassen. Und als er nach und nach mit den Professoren bekannter wurde, mit denen er täglich verkehren mußte, mied er doch ihre Familienkreise so geflissentlich, daß bald niemand mehr versuchte, ihn seinem Einsiedlerleben zu entziehen, das nach der Uhr geregelt war. Nur weil seine Gesundheit es verlangte, widmete er täglich zwei Stunden, im Sommer von 6 bis 8, im Winter von 5 bis 7, der Erholung, die er auf einem Spaziergang nach dem Kaffeehause und bei seiner Billardpartie fand; die übrigen Stunden des Tages und des Abends waren steter, ruhiger Arbeit, einer ausgebreiteten gelehrten Korrespondenz und einem nicht häufigen, aber liebevollen Briefwechsel mit den Schwestern gewidmet. Für diese allein, die verstorbenen Eltern und seine Wohlthäter fühlte er in seinem Herzen noch eine wärmere Empfindung; jede andere war in ihm erstorben, selbst seine Arbeiten regten nur zuweilen ein flüchtiges

Gefühl der Genugthuung in ihm an; er verrichtete sie aus Gewohnheit und Bedürfnis. Und wenn er am Abend erledigt, was er sich vorgesetzt, entschlief er seit Jahren mit Gedanken an die Aufgabe des nächsten Tages. Kein Erinnern raubte ihm den Schlummer. Denn weder las er über das Theater, noch hörte er zu, wenn je beim Billardspiel die Rede darauf kam. Er hatte abgeschlossen mit der Welt und seinem Herzen und wünschte, fürchtete, hoffte nichts mehr.

Und heute?! Der einsame Träumer stöhnte auf und seine Rechte preßte sich fest auf die Stelle, da er sein Herz in wilden Schlägen pochen fühlte. Langsam lösten sich zwei schwere, heiße Thränen von seinen Wimpern und sein Haupt mit dem langen, ergrauenden Haar sank nieder auf die Platte des Schreibtisches. Er hatte ihn ausgeträumt, den Traum seines öden Lebens, um die alte Ruhe wiederzufinden und wieder sich sagen zu können, daß sein Wünschen und Fürchten im Grabe liege bei seinem erstorbenen Hoffen, im Grabe seines toten Herzens. Und nun war dieses erwacht und schrie auf in heißem Schmerz, in glühender Sehnsucht nach Glück und Liebe, in verzweifeltem Gram um das Verlorene, in unfaßbarem Hoffen und namenlosem Bangen.

Allmählich tönten in diesen Schrei seines Herzens wieder jene Stimmen herein, so verschieden im Klang und Ausdruck, und doch auch so verwandt.

Und regte die eine, die hellere, klarere und schär-

fere, seinen Schmerz noch heftiger an, so sänftigte die andere, weichere und mildere, den Schmerz zu tiefer Wehmut. Und wie die Stimmen stritten, so stritten wilder Gram und Wehmut in seiner Seele. Er fühlte es und konnte es beobachten, als wäre es in einer fremden Seele. Und endlich war es ihm, als tönte der Kampf aus immer weiterer Ferne und als mischten sich leise und ersterbend die Klänge des bräutlichen Liedes herein. Als sie verklangen, hatte tiefer Schlummer die Sinne des Dulders lind und freundlich umfangen.

* *
*

Als der Bibliothekar fröstelnd erwachte, war die Lampe erloschen und durch das offene Fenster warf die Morgensonne ihre ersten matten Strahlen. Um sich zu erwärmen, schritt er auf und nieder. Aber bleischwer lag es ihm in den Gliedern, bleischwer im Hirn. Ihm war, als hätte er einen schweren, bangen Traum geträumt, an den er nicht zurückdenken dürfte. Mit scheuer Furcht suchte er jede auftauchende Erinnerung zurückzudrängen und vertiefte sich endlich, als er nach seiner Gewohnheit den Kaffee bereitet, in die Arbeit, obgleich es ihm vorkam, als müßte er den abgerissenen Faden in der Ferne ganzer Jahre suchen. Erst nach Stunden gelang es ihm, sich zu sammeln und Zusammenhang in die losen Notizen zu bringen, die er am Abend aufgehäuft. Nun arbeitete er wie im Fieber und schrak zusammen, als seine alte Hauswirtin nach wiederholtem vergeblichen Anklopfen das

Zimmer betrat und ihm mitteilte, daß ein Herr, der ihr seine Karte übergeben, den Herrn Bibliothekar zu sprechen wünschte.

Die Karte zitterte in der Hand des Gelehrten, als er die Worte las: „Alessandro Frascati, Theaterdirektor."

Dunkel erinnerte er sich, im Billardklub gehört zu haben, daß ein Mann ähnlichen Namens im Stadttheater, das seit Jahren den Zufluchtsort gescheiterter Bühnenexistenzen bildete, eine Reihe von Vorstellungen angekündigt habe, und wie ein Blitz durchschoß ihn der Gedanke, daß der harrende Besucher in irgend welcher Beziehung nicht nur zu dem jungen Mädchen, dessen Stimme am Abend vorher den Bibliothekar so seltsam erregt, sondern auch zu Leonoren und ihrem Verführer stehen müßte, ja wohl gar der letztere selbst sein könnte. Er wollte den Empfang des Harrenden ablehnen und fand doch nicht den Mut und die Kraft, eine Begegnung zu vermeiden, die er für eine Fügung des Schicksals zu halten sich gezwungen fühlte. So suchte er seine Erregung niederzukämpfen und richtete sich hoch auf, um dem Besucher in fester Haltung gegenüberzutreten.

Aber schon beim ersten Blick auf den Eintretenden bereute der Bibliothekar seinen Entschluß. Kein Zug des Mannes entsprach dem Bilde, das er von Paul Fischer in der Erinnerung trug, und das ganze Äußere des Direktors mußte den Gelehrten, den alles Auf-

fällige und Unordentliche abstieß, unangenehm berühren. Trotz der milden Witterung hatte der Fremde bis zum Halse in den Überzieher sich eingeknöpft, der vor Jahren einem beleibteren Besitzer angehört zu haben und seitdem mancher Unbill ausgesetzt gewesen zu sein schien. Mit dem Überzieher harmonierten der zwar weiße, aber defekte Halskragen, die ausgetretenen, halb erblindeten Lackstiefeln und der große verdrückte, altersgraue Filzhut. In schroffem Kontrast zu diesen Bekleidungsgegenständen standen das elegante helle Beinkleid, das eben erst die Werkstätte des Schneiders verlassen zu haben schien, die eben so eleganten hellgrauen Handschuhe und ein rotseidenes, glänzendes Tuch, das keck aus der Brusttasche des Überziehers hervorsah. Und unangenehm, wie der Anzug, berührte den forschenden Blick des Bibliothekars das blasse Gesicht des mit theatralischem Anstand sich tief verneigenden Besuchers, dessen kurzer, aber an den Ecken kühn aufgedrehter schwarzer Schnurrbart auffallend von dem gelichteten, in allen Farben schillernden Haupthaar abstach. Entschlossen, den Besuch so viel als möglich abzukürzen, that der Gelehrte, indem er seitwärts nach seinem Schreibtische blickte, kurz und kühl die Frage: „Sie wünschen von mir, Herr Direktor?“ Als er aber statt einer Antwort nur das Nähertreten des Gefragten vernahm und sich wieder zu ihm wendete, durchflog ein Beben seinen Körper. Die Linke fest auf den Schreibtisch stützend und die Rechte wie zur Abwehr

erhebend, blickte er starr mit zuckendem Munde in das fest auf ihn gerichtete Auge seines Gastes, von dessen Lippen im tiefsten Brustton die Worte sich lösten: „Ich möchte mich Ihnen in das Gedächtnis zurückrufen, Herr Bibliothekar."

„Doch Sie haben mich bereits erkannt," fuhr er nach kurzer Pause mit bitterem Lächeln fort, indem er, die Schultern emporhebend und die Arme ausbreitend, an sich herabsah, „trotz der Metamorphose, die mein äußerer Mensch nicht zu seinem Vorteile, mein Name ohne besondere Wirkung durchgemacht hat. Mir sagt es Ihr Blick, daß Sie mich erkennen."

Er schwieg und wieder blickte er, das Haupt erhoben, fest in das Auge des Gelehrten, dem unter der Einwirkung dieses Blickes das Blut heiß zum Herzen strömte und der mit auflodernden Zorne entgegnete: „Und Sie wagen es, hier einzudringen, bei dem Manne, gegen den Sie einer so schweren Schuld sich bewußt sein müssen?"

Der Direktor maß ihn mit großen Augen vom Kopf bis zu den Füßen, bevor er, die Hand mit dem Hute auf die Hüfte stemmend, die Gegenfrage that: „Schuld, Herr Doktor? Ich weiß von keiner, von keiner wenigstens, deren Sie mich zeihen könnten. Was hab' ich Ihnen gethan? Ich habe für mich genommen, was mir gehörte und Ihnen nie gehört haben würde. Daß Sie in trügerischer Hoffnung sich gewiegt hatten, war doch nicht meine Schuld. Und hätten Sie

von mir verlangen dürfen, daß ich zurückstehen sollte gegen einen Nebenbuhler, der keine Gegenliebe fand und nicht einmal den Mut besaß, sie zu fordern? Wären Sie als Glücklicher wohl um meinetwillen zurückgetreten und hätten Ihre Braut verlassen, um sie einem Ungeliebten zu überliefern? Bitte, antworten Sie mir, Herr Bibliothekar."

Wieder blickte der Gelehrte zur Seite. Er fühlte, daß der Vorwurf, den er erhoben, zum Teil ungerechtfertigt war. Und doch empörte ihn die Zuversicht des Mannes, der seiner Leidenschaft das Glück einer ganzen Familie, ja sogar derjenigen geopfert hatte, die ihm gefolgt war über das Meer. Denn daß Leonore unglücklich, tief unglücklich geworden, war zweifellos. Finster wendete er sich zu dem Besucher zurück, der regungslos in seiner Stellung verharrte, und entgegnete: „Daß Sie einem wirklichen oder vermeintlichen Nebenbuhler nicht wichen, mache ich Ihnen nicht zum Vorwurf. Wohl aber, daß Sie das Vertrauen mißbrauchten, das ich Ihnen schenkte und das mir als Mitschuld von dem unglücklichen Vater ausgelegt wurde; daß Sie sein Alter fried- und freudlos machten und seinen Tod beschleunigten; daß Sie endlich sein Kind, das wahrlich ein besseres Los verdient hatte, einem Elend entgegenführten, das Ihnen selbst nur zu deutlich auf die Stirn geschrieben steht. Sie müßten keinen Rest von Gewissen haben, wenn Sie diese Schuld nicht fühlten!"

Der Schauspieler bewegte leicht seinen Hut nach

der einen und den Kopf nach der anderen Seite und erwiderte ironisch: „So ungefähr spricht unser Pfarrer auch.“ Dann griff er nach einem Stuhl, setzte sich, ohne auf die Frage: „Sie erlauben doch wohl?“ die Antwort abzuwarten, lehnte sich, die Füße über einander gelegt, zurück und fuhr, die Büchergestelle an der Wand betrachtend, fort:

„Dieses Citat ist verpönt. Aber mit Unrecht. Sind es doch nicht Worte Mephistos, sondern Gretchens. Und das arme Ding meint's ehrlich. Ich auch. Denn ich habe oft Stunden gehabt, in denen ich mich noch weit härter getadelt habe, als Sie es eben gethan. Leidenschaftliche Naturen sind auch in der Selbstanklage leidenschaftlich. Und wenn ich so gewissen- und lieblos wäre, wie Sie glauben, wer weiß, was in solchen Stunden geschehen wäre. Aber es kommen auch andere, in denen man klarer sich selbst und die Welt erkennt. Und in solchen hab ich ohne Jesuiterei mich und meine Handlungsweise denn doch etwas anders beurteilen gelernt. Ich fragte mich zum Exempel: Hat denn der junge Bibliotheksekretär, als er der Tochter des Geheimrats bereitwillig ihren Wunsch gewährte, ohne Hintergedanken gehandelt? Und hat er geglaubt, dieser Hintergedanke werde die Billigung des gestrengen Herrn Geheimrats haben? — Ich will Sie“, fuhr er mit einem Seitenblick auf den Angeredeten fort, „nicht inquirieren. Ich weiß, daß Sie im innern meine Annahme bestätigen, nach der Sie

bei Ihrer Handlungsweise nicht nach dem Wunsche des Vaters der Angebeteten fragten, sondern nur der Stimme Ihres Herzens folgten. Ich halte Sie deshalb nicht für einen Gewissenlosen, sondern nur für einen, der auch einmal ein wenig liebte. Das wäre der erste Punkt. Zum zweiten fragte ich mich, was wohl aus mir und meiner Frau geworden wäre, wenn der Herr Geheimrat, anstatt meine schriftliche Werbung auf das beleidigendste zurückzuweisen und mich samt seiner Tochter zum Äußersten zu drängen, seine Einwilligung erteilt und seinen Einfluß für mich in derselben Weise geltend gemacht hätte, in der er dies unter ähnlichen Verhältnissen für einen jungen Juristen und dergleichen gethan haben würde. Und die Antwort war, der alte Herr wäre nicht vor der Zeit fried- und freudlos zur Grube gefahren, sondern hätte sich noch lange des Glückes seiner Kinder und Enkel gefreut, deren Vater in lebenslänglichem Engagement die Zierde einer Hofbühne wäre. Und wenn ich dann weiter fragte, warum der alte Herr nicht so gehandelt . . . . Doch das gehört zum dritten Punkte."

Langsam streifte er den Handschuh von der Rechten und führte diese über die Stirn, die sich finster zusammenzog. Dann wendete er sich zu seinem Hörer, der, eine Beute streitender Gedanken und Empfindungen, am Schreibtische stand, und sagte in leichtem Tone mit einer graziösen Handbewegung: „Aber wollen Sie bei dieser akademischen Auseinandersetzung nicht auch Platz

nehmen?" — Als der Gelehrte mit einem Schütteln des Kopfes verneinte, fuhr der Direktor fort: „Nun denn, ich habe später erfahren, daß in des Geheimrats Leben schon früher ein Sänger eine Rolle gespielt hatte. Die Erinnerung hieran mag dem alten Herrn den Brief an mich diktiert haben. Doch das konnt' ich damals nicht wissen. Ich empfand nur die Abweisung und Kränkung. Welches von beidem tiefer traf, habe ich zu ergründen nicht versucht. Genug, beide Wunden trafen das Herz. Denn mit meinem Herzen war ich bei meinem Beruf, und wo die Liebe ihren Sitz hat, wissen auch Sie. Und soll ein Herz, weil es der Kunst schlägt, nicht auch der Liebe schlagen? Soll ein Mund, der den Tönen der Liebe Atem leiht, sich's versagen, von geliebten Lippen das Glück der Liebe zu trinken? Soll . . . ."

Hier brach der Redende, dessen Stimme sich mehr und mehr gesteigert hatte, abermals ab, fuhr mit dem rotseidenen Tuche über Stirn und Lippen, warf den Handschuh auf den Tisch und sprach dann ruhiger weiter: „Doch wozu diese müßigen Fragen, die sich selbst beantworten? Ich wollte ja antworten auf Ihre letzte Frage, warum ich meine Frau ins Elend geführt. So ähnlich lautete sie ja wohl, Herr Bibliothekar. Ganz recht. Und das Elend in Ihrem Sinne gebe ich Ihnen von vornherein zu. Ich will es Ihnen sogar noch illustrieren."

Bei diesen Worten öffnete er den Überzieher,

unter dem eine graue, fadenscheinige Joppe sichtbar wurde. Auch diese öffnete er und zeigte die Stelle, wo eine Weste die defekten Stellen des Chemisettes wohlthätig hätte verbergen können.

„Frack und Gehrock,“ sprach er weiter, indem er den Überzieher wieder bis zum Halse zuknöpfte, „wurden mir nebst beinahe unentbehrlichen Stücken meiner Theatergarderobe abgepfändet, als nicht allzuweit von hier die Teilnahmlosigkeit des Publikums mich festgefahren hatte. Frau und Töchter sind etwas besser weggekommen. Aber mit dem Elend hat es doch seine Richtigkeit auch bei ihnen. Eine der schwersten Minuten war es vielleicht für sie, als ich in diesem Anzuge mich auf den Weg begab, um Ihnen meine Aufwartung zu machen, Herr Bibliothekar. Und nun“ — bei diesen Worten erhob er sich langsam, Zoll für Zoll, trat langsam, hoch aufgerichtet vor den Bibliothekar und sprach, den Blick fest auf das Auge desselben gerichtet, mit zuckenden Lippen: „Nun fragen Sie nochmals, warum ich meine Frau in dieses Elend geführt habe.“ Eben so langsam wendete er sich dann ab, setzte sich wieder und fuhr, mit seinem Handschuh spielend, fort: „Ich erscheine Ihnen komödiantenhaft, nach Effekten haschend, berechnend selbst in Momenten und Situationen, in denen andere Sterbliche im Sturm der Leidenschaft und des Grames schwanken. Vielleicht meinen Sie, ich hätte auch damals so sein und mitten im Kniefall aufspringen sollen mit den Worten: Mein

gnädiges Fräulein, entschuldigen Sie, daß der Komödiant einen Augenblick vom Menschen sich hinreißen ließ. Jetzt bin ich wieder der kühl Berechnende, der für die Schlußeffekte sich aufspart und selbst in der Liebesszene an die Todesszene denkt. Wie würde diese für uns ausfallen, wenn ich nicht der Vernünftige wäre und bedächte, was aus einem Komödianten werden kann! Das bedenken auch Sie — ein Häufchen Stroh, nicht besser als von Mist, das ist gar häufig das Sterbelager eines ersten Bassisten, der die Stimme verliert. Bedenken Sie das und seien auch Sie vernünftig. Nehmen Sie den Bibliotheksekretär. Sie lieben ihn zwar nicht und auch er ist sterblich. Er ist engbrüstig und von zarter Konstitution, die im Bücherstaub sich nicht besonders konservieren wird. Sein Vater starb an der Schwindsucht, aber wenn auch der Sohn ihm nach einigen Jahren folgt, so bleibt seiner Witwe doch eine kleine Pension. Nehmen Sie ihn, mein gnädiges Fräulein. Es ist wirklich besser so. Ihre Tante wird es bestätigen."

Wieder ließ der Schauspieler eine kurze Pause eintreten, nach der er sich mit ironischem Lächeln zu seinem Hörer wendete: „Nicht wahr, Herr Doktor, ein dramatischer Dichter, der eine solche Szene schriebe, wäre unsterblich? Alle alten Tanten gäben sieben Pfennige zu einem Denkmal für ihn. Die Jugend freilich und selbst die Männer bis zu siebzig Jahren würden ihn auspfeiffen und dem zujubeln, dessen Helden

das Glück des Himmels raubend von des Höllenrachens schaudervollem Rande brechen, nicht an Zukunft, nicht an Vater und Mutter, nicht an den Schmerz stiller Nebenbuhler denken und mit kühnem Arm, der eignen Kraft, dem Glück und der Liebe vertrauend, sich selbst und die Geliebte herausretten aus drangvoll fürchterlicher Enge in ein Land der Freiheit und der Verheißung. Aber wenn die gepriesene Dichtung ins Leben sich verpflanzt, wenn der Held, der in solchen Szenen den Lorbeer mit dem Dichter geteilt, das Ideal der Menge an sich verwirklichen will: dann wehe dem Unseligen; doppelt wehe, wenn das Unglück an seine Fersen sich heftet, und tausendmal wehe, wenn sein Nebenbuhler sein Richter wird."

Bei den letzten Sätzen hatte der Redende seinen Handschuh wieder angezogen. Als er geendet, erhob er sich, nach seinem Hute greifend. „Sollte das alles nicht schon in einem Buche stehen, Herr Doktor?" fuhr er dann fort. „Suchen Sie doch einmal nach. Dann glauben Sie es auch vielleicht und finden wohl gar den Schluß der Tragikomödie. Bis dahin, Herr Bibliothekar, habe ich die Ehre, mich Ihnen mit der Bitte um gütige Entschuldigung der verursachten Störung ganz gehorsamst zu empfehlen."

Mit einer tiefen Verbeugung verließ er das Zimmer.

Lange starrte der Bibliothekar unbeweglich auf den Stuhl, auf dem der seltsame Besucher ge-

sessen. So unklar über einen Menschen, so unklar über seine eigenen Empfindungen, war er noch nie gewesen. Zorn und Mitleid stritten in seiner Brust und trotz des abstoßenden Eindrucks, den der Schauspieler durch sein Äußeres, sein Auftreten und fast jedes seiner Worte auf ihn ausgeübt, fühlte er doch ein tiefes Interesse an dem Menschen, der so viel Eigenart im Denken und Benehmen an den Tag legte und jedenfalls die Welt und sein Verhältnis zu ihr, ja selbst sein Elend in origineller Weise auffaßte. Aber was den Bibliothekar am meisten beschäftigte, war der Gedanke, daß Leonore an das Geschick dieses Menschen gekettet und vielleicht die Spuren jahrelangen Elends an Leib und Seele eben so sichtbar trug, wie er. Wider Willen malte er sich ihr Bild nach dem ihres Mannes aus, vergegenwärtigte sich das Heim, das Familienleben des Paares, versenkte sich in das Herz der Mutter, die ihre Kinder einem Leben voll Demütigung und Gefahren preisgegeben sieht, und grübelte über die Erscheinung und das Wesen dieser Kinder, der Tochter besonders, deren Stimme ihn gestern auf das Wiedersehen der Mutter vorbereitet hatte. Denn daß das junge Mädchen die Tochter Leonorens sei, erschien ihm jetzt als unumstößliche Gewißheit, und das Bild, das er von dieser Tochter sich entwarf, verdrängte zuweilen das der Mutter.

Und ein Gefühl unsäglicher Beklemmung befiel ihn, wenn er sich die Frage vorlegte, wie er sich zu

der Familie stellen sollte, stellen mußte. Der Direktor war von ihm gegangen ohne eine Bitte, aber augenscheinlich hatte er, von Not und Verzweiflung getrieben, bitten wollen; den einstigen Nebenbuhler bitten, in dem er den edlen Menschen wiederzufinden gehofft. Nur der Vorwurf des Unversöhnlichen hatte die Bitte zurückgedrängt, den Komödianten in dem bedrängten, zum schwersten Schritte getriebenen Menschen geweckt. Wie nun, wenn die Enttäuschung den letzten Rettungsanker der Unglücklichen zerrissen, Gatten, Mutter und Kinder an den Rand der Verzweiflung gestoßen hatte? Wenn ihnen nicht nur die unentbehrlichsten Mittel zur Ausübung des elenden Gewerbes, sondern auch zur Fristung des Lebens fehlten? Wenn sie nur noch zu wählen hatten zwischen Schande und Tod, — Tod durch eigene Hand?

Der Bibliothekar erwiederte die Grüße nicht, die ihm auf der Straße geboten wurden; auf der Bibliothek mußte er wiederholt nach den Titeln der Bücher fragen, die verlangt wurden. Am Mittag fiel den Tischgenossen sein zerstreutes einsilbiges Wesen auf, und als ihn am Abend der vertrauteste der Genossen des Billardkränzchens, Professor W e r n e r zum gewohnten Spaziergang abholen wollte, lehnte der Bibliothekar so schroff und finster ab, daß der Freund halb gekränkt, halb besorgt sich entfernte.

Es dunkelte schon, als der Bibliothekar die enge Gasse betrat, in welcher, wie er vom Kustos erfahren,

die Truppe Wohnung genommen hatte. Ein Knabe wies ihn nach einem Gasthaus niederen Ranges in der Nähe des Theaters. Als er hier einen Kellner nach dem Direktor fragte, wurde ihm gesagt, dieser sitze im Garten mit einigen Studenten beim Kartenspiel, die Direktorin aber sei auf ihrem Zimmer. Nach kurzem Besinnen bat er, ihn zu ihr zu führen, obgleich ihm bei dem Gedanken, vielleicht ohne Zeugen der Dame gegenüber treten zu müssen, die Brust sich zusammenschnürte. Der Kellner führte ihn über mehrere Treppen nach dem Hinterhause, bezeichnete ihm die Thür eines Zimmers und kehrte dann eiligst zu seinen Gästen zurück.

Schon auf den schmalen, steilen Stiegen und in den langen Gängen hatte der Bibliothekar sich zu sammeln und klar darüber zu werden versucht, wie er sich einführen und sich verhalten solle. Als er aber vor der bezeichneten Thüre stand und die Hand zum Anklopfen erheben wollte, war ihm alles, was er gedacht, wie aus dem Gedächtnis hinweggewischt. Schon erwog er, ob er umkehren und den Direktor rufen lassen sollte, als er im Zimmer ein Geräusch vernahm und im Rahmen der plötzlich sich öffnenden Thür eine weibliche Gestalt erblickte, die mit scharfer, schneidender Stimme die Frage that: „Wünscht jemand den Direktor Frascati zu sprechen."

Sie mußte die Frage wiederholen. Dann erst entrang sich des Bibliothekars Lippen ein bebendes „Ja."

„Ich werde ihn rufen lassen. Treten Sie ein, mein Herr", entgegnete die Dame mit theatralischer Betonung.

Wie im Traume folgte ihr der Gelehrte, an allen Gliedern bebend. Vor seinen Augen, die vergebens sich anstrengten, das Halbdunkel zu durchdringen, schienen die Gegenstände sich zu bewegen.

Der Dame fiel sein Schweigen auf; sie wendete sich plötzlich von dem Tische, an den sie in der Absicht getreten war, ein Licht anzuzünden, zu dem Besucher zurück und sprach: „Ich vergaß, nach Ihrem Namen zu fragen. Ich möchte meinem Manne gerade heute jede Aufregung ersparen. Glauben Sie also, daß Sie ihm nicht willkommen seien, so haben Sie die Güte, sich morgen wieder herzubemühen."

Wieder entstand eine Pause und dann erst vermochte der Bibliothekar zu entgegnen: „Vielleicht sagt Ihnen schon meine Stimme, wer ich bin." Und sie wurde erkannt, augenblicklich. Das sagte ihm der Ausruf, der sich den Lippen der Dame entrang, der zitternde Druck, mit dem ihre Hände seine Rechte umfaßten. Und dieser zitternde Druck sagte ihm zugleich von einer solchen Fülle von Gram, daß er seine ganze Standhaftigkeit aufbieten mußte, um nicht gleich der Erschütterten in Thränen auszubrechen. Sanft befreite er seine Hand und bat: „Lassen Sie uns ruhiger werden, um überlegen zu können, was zu thun sei."

„Ich wußte es ja," entgegnete die Direktorin, sich

bezwingend, „daß Sie ohne Rat und Hülfe uns nicht lassen könnten, so viel Ursache Sie auch hätten, wenigstens mir zu zürnen. Ich habe Ihnen wissentlich wehe gethan, freilich ohne zu ahnen, wie sehr. Was Sie gelitten haben, das sagte mir erst der Empfang, den Sie meinem Manne bereiteten. Aber trotz seiner Schilderung wußte ich, daß Sie kommen würden, wenn auch nicht heute, so doch später, wenn Sie alles erfahren."

Die Stimme versagte ihr und sie wendete sich ab, einem Kinde zu, dessen Anwesenheit Geßner erst jetzt bemerkte und das still herzugetreten war und sein Köpfchen in die Falten des Kleides der Schluchzenden schmiegte.

Von einem unwiderstehlichen Triebe geleitet, trat der Bibliothekar auf das Kind zu, hob es auf und küßte es. Weiche Locken fielen ihm dabei ins Gesicht; eine unendliche Wehmut bemächtigte sich seiner und zwei heiße Thränen tropften über seine Wangen. Aber rasch und ungestüm entriß ihm die Dame das Kind, stellte es unsanft nieder und hieß es sich entfernen.

Leise schluchzend ging das Kind in eine Ecke und Geßner fühlte sein Herz sich zusammenschnüren. Aber die Dame ließ ihm keine Zeit, der Ursache des ihn so peinlich berührenden Benehmens nachzugrübeln. Sie schien selbst zu fühlen, das es einer Erklärung bedürfe, denn sie bat mit unterdrückter Stimme: „Nicht jetzt; ich kann es nicht ansehen, daß Sie es herzen!"

Verstummend wendete sie sich ab und auch der

Bibliothekar schwieg eine Weile. Das peinliche Gefühl, das sich eben seiner bemächtigt hatte, war verflogen und hatte einem anderen Platz gemacht, das ihn überwältigte. So viel Zartsinn, als er aus den Worten der Dame herauszuhören glaubte, hatte er nicht erwartet.

Ehrerbietig bat er endlich: „Möchten Sie nicht Licht anzünden, wir finden uns dann wohl leichter in die Situation."

„Sie haben recht," entgegnete sie; „lassen Sie uns erkennen, was Jahre und Schicksale aus uns gemacht." Und doch zögerte sie beim Anzünden der Kerze und Geßner konnte bemerken, daß ihre Hände zitterten.

Endlich brannte das Zündholz, und forschend, mit bang klopfendem Herzen suchte der Bibliothekar die Züge zu erkennen, die unauslöschlich vor dem Auge seines Geistes standen. Aber die Dame hatte den Kopf zur Seite gewendet; erst, als das Licht völlig brannte, wendete sie langsam ihr Antlitz dem Forschenden zu.

Hatte diesen auch der Besuch am Morgen, hatte ihn die Stimme, die nicht im entferntesten an Leonorens helles, klangreiches Organ erinnerte, auf eine schmerzliche Überraschung vorbereitet: auf eine solche Veränderung war er nicht gefaßt. Mit weit geöffneten Augen starrte er in die welken, faltigen Züge mit den schmalen, zuckenden Lippen; in die matten, geröteten Augen,

bis zu denen das graue, wirre Haar über die gefurchte Stirn herabfiel; auf die ganze zusammengesunkene Gestalt mit der schlaffen Fülle, um die das dunkle weite Gewand ohne jede Zier nachlässig und faltig sich legte. Vergebens forschte er nach einer Spur jener Erscheinung, die einst seine Träume belebt, und stammelte fassungslos: „Ich hätte Sie nicht wiedererkannt, wenn ich Ihnen anderwärts begegnet wäre."

Mit bitterem Lächeln entgegnete die Direktorin: „Sie haben sich wenig verändert, selbst Ihre Aufrichtigkeit ist die alte."

Dann warf sie sich aufschluchzend auf einen Stuhl und rief, das Antlitz mit den Händen bedeckend: „Das Schicksal hat Sie gerächt, grausamer, als Sie es gekonnt hätten; Sie brauchen nichts mehr hinzuzufügen." Weinend eilte das Kind zu der Erschütterten und erhöhte die Verwirrung des Bibliothekars, der sich weit hinweg wünschte und doch den Mut nicht fand, sich zu entfernen. Er streichelte das weiche Lockenhaar des Kindes und bat die Direktorin, ihm zu sagen, in welcher Weise er ihr und ihrem Gatten dienlich sein könne. Dabei überhörte er, daß die Thür sich öffnete und wieder schloß. Erst als das Kind plötzlich mit dem Rufe: „Gertrud! Gertrud!" seiner Liebkosung sich entzog und nach der Thür eilte, wendete er sich rückwärts und sah sich einer schlanken Mädchengestalt gegenüber, an die das Kind ängstlich und freudig sich schmiegte. Und starr, wie vorhin in das Gesicht der Mutter, keines

Wortes mächtig, schaute er in das Antlitz der Tochter, die er als solche auf den ersten Bick erkannte. Das waren Leonorens feine, edel gebildete Züge, nur weicher, lieblicher und ernster; das ihr klares Auge mit den scharf gezeichneten Brauen, nur milder, ernster, fast wehmütig blickend; dasselbe dunkle wellige Haar, das einfach gescheitelt die klare Stirn umrahmte; das die ganze schmiegsame Gestalt, nur weniger stolz und selbstbewußt in Haltung und Bewegung.

Das junge Mädchen errötete tief unter dem Blicke des Bibliothekars und sah befremdet und besorgt von ihm zur Mutter. Plötzlich aber flog es wie ein Aufleuchten über Gertruds Züge, sie reichte dem Bibliothekar die Hand und aus ihren Augen, ihrer weichen Stimme sprachen Dankbarkeit und Bewunderung noch überzeugender als aus ihren Worten: „Herr Bibliothekar! Wie gut und freundlich von Ihnen, daß Sie gekommen sind!"

Den Angeredeten durchflog ein Beben bei dem innigen Ton dieser weichen Stimme und dem warmen Drucke dieser Hand. Aber während er noch nach einer Antwort rang, hatte die Direktorin sich erhoben und seine Linke erfaßt. „Um ihretwillen," rief sie aus, „erbarmen Sie sich unser! Was hat sie verbrochen?" Dann wendete sie, jäh zusammenzuckend, sich hinweg und warf sich, in stummer Qual die Hände ringend, wieder auf den Stuhl.

Rasch legte Gertrud den Hut ab und versuchte

flüsternd, die Fassungslose zu beruhigen. Dann bat sie den Bibliothekar, am Tische Platz zu nehmen, führte die Mutter, die in stumpfem Brüten willig folgte, herzu und bemühte sich, nachdem sie dem Besucher sich gegenüber gesetzt und die kleine Marie an ihre Seite gerufen, ein Gespräch über die Aussichten in Fluß zu bringen, die das Unternehmen des Vaters in der alten Universitätsstadt wohl haben möchte.

Der Bibliothekar, der es nicht über sich gewinnen konnte, seinen Mangel an Vertrauen auf einen geschäftlichen Erfolg an den Tag zu legen, hatte kaum begonnen, über die Zahl der Studenten und den Kunstsinn der Bürgerkreise einige ermutigende Mitteilungen zu machen, als auf dem Gange dröhnende Schritte erschallten und eine tiefe Stimme sich vernehmen ließ, die im Tone schneidender Ironie die Worte citierte: „Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen!“ Die Direktorin und Gertrud schraken zusammen und das Kind schlich zitternd in einen Winkel.

Gleich darauf wurde die Thür geräuschvoll geöffnet und der Direktor, sichtlich von genossenem Getränk aufgeregt, betrat das Zimmer. Einen Augenblick blickte er betroffen auf den unerwarteten Besucher, dann verzog sich sein Gesicht zu einem überlegenen Lächeln; er trat heran, berührte leicht die Schulter Geßners und sprach im Tone und in der Haltung Wallensteins: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt.

Das war mir klar. Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln." Dann zog er, unbekümmert um die besorgten und mahnenden Blicke von Frau und Tochter, einen Stuhl an den Tisch, setzte sich und fuhr mit vertraulichem Plaudertone, aber mit demselben Lächeln fort: „Sie, Herr Bibliothekar, kenne ich wie mich selbst. Sie sind eine Art von Charakter, ein Mann von jener besonderen Art, welche die Leidenschaft oder den angeborenen und durch eine besondere Philosophie genährten Trieb hat, sich selbst zu besiegen und an einer vermeintlichen Entsagung sich zu sonnen. Egoisten sind auch sie. Auch sie wollen lediglich sich beglücken, wenn schon auf besondere Weise. Nun gut, als Universalcharakter kann ich auch in sie mich versetzen und nehme, benutze sie, wie sie sind. Sie sind gekommen und haben kommen müssen, weil Sie das Bedürfnis fühlen, uns, respektive meiner Frau, trotz alles Vorgefallenen zu helfen und sich dadurch eine Genugthuung zu bereiten. Sehr schön, wenigstens ganz konsequent, und mir um so lieber, weil es uns nützt. Also ohne weitere Vorrede: was können Sie für uns thun? Denn was Sie können, das wollen Sie auch."

Er stemmte den Arm auf den Tisch und blickte herausfordernd in das Gesicht des Bibliothekars. Dieser fühlte, daß ihm das Blut heiß zu Kopfe stieg; aber ein Blick auf Gertrud, die sich in sichtlicher Beklemmung abgewendet hatte und dem Kinde etwas

zuflüsterte, bewog ihn, mit möglichster Ruhe zu entgegnen:

„Die Gründe, die mich veranlaßt haben, zu Ihnen zu kommen und Ihnen, wenn es möglich ist, zu helfen, mögen Sie beurteilen, wie Sie wollen und können. Daß Sie von vornherein von der Pflicht des Dankes sich lossprechen, ändert an meiner Absicht nichts. Aber Sie täuschen sich, wie es scheint, über den Umfang der Hilfe, die ich Ihnen angedeihen lassen kann. Meine Mittel sind beschränkt und mein Einfluß ist gering. Kaum weiß ich, wie ich ihn zu Ihren Gunsten verwenden soll. Sagen Sie mir daher, was Sie von mir erwarten; es wird sich dann zeigen, was ich zu erfüllen vermag."

Der Direktor legte ein Bein über das andere und entgegnete, den Kopf wiegend: „Die Täuschung ist wohl auf Ihrer Seite. Sie haben mehr Einfluß, als Sie glauben. Sonderlinge stehen immer in eigenem Ansehen. Das Seltsame, Rätselhafte reizt. Und da auch Sie den Leuten ein Rätsel sind, so beschäftigen Sie die Neugierde und üben Einfluß, ohne es zu wissen. Wenn Sie sich für mich und mein Unternehmen interessieren, so interessiert sich die ganze Stadt für uns, schon um hinter das Geheimnis Ihres überraschenden Interesses an dem Komödiantenvolk zu kommen. Erzählen Sie Ihren Freunden von uns, was Sie mögen; je Abenteuerlicheres, um so besser."

Der Bibliothekar und die Direktorin sprangen

bei den letzten Worten gleichzeitig auf, der erstere mit dem Vorsatz, sich zu entfernen, die Direktorin mit gerungenen Händen und dem Ausruf: „Willst du uns denn mit Gewalt verderben und ist dir jede Nachrede gleich?"

Gertrud nahm das Kind an der Hand, um es nach der Kammer zu führen; in der Thür wendete sie sich zurück und flehte mit unterdrückter Stimme: „Aber Vater!"

Dem Bibliothekar schnitt dieser Ton ins Herz und veranlaßte ihn, dem Direktor sich wieder zuzuwenden, der mit den Fingern auf den Tisch trommelte, den Kopf zurücklehnte und achselzuckend fortfuhr: „Wozu der Lärm? Was hab' ich dem Herrn denn zugemutet? Daß er von uns erzählen soll, was er mag. Ich stelle es also ihm anheim. Auf irgend eine Weise muß er doch sein Interesse für uns begründen. Und daß diese Begründung uns am meisten nützt, wenn sie etwas romantisch ausfällt, das muß er doch wissen, wenn er die Welt auch nur oberflächlich kennt. Nun also. Belieben Sie daher, wieder Platz zu nehmen und mich ruhig anzuhören. Und du, Leonore, sei so gut, mich nicht zu unterbrechen, wenn du nichts Besseres zu sagen weißt."

Fügsam, ihre Thränen trocknend, nahm die Direktorin ihren Stuhl wieder ein und auch Geßner setzte sich aufs neue, während der Direktor weiter sprach: „Wenn Sie sagen, Sie hätten uns früher in

besseren Verhältnissen gekannt, aus denen wir uns in leidenschaftlicher Verirrung selbst verbannt, so sagen Sie nur, was Sie aus Erfahrung wissen. Und wenn Sie hinzufügen, wir hätten, nachdem ich die Stimme verloren, das tiefste Elend kennen gelernt, in welches fahrendes Volk geraten kann, so können Sie das mit gutem Gewissen behaupten, denn Sie lesen es auf unseren Gesichtern. Daß Sie mir aufs Wort glauben sollen, wenn ich von mir rühme, ich sei aus einem guten Sänger ein bedeutender Charakterdarsteller geworden, der zweite Narziß und Richard der Dritte, der erste Mephisto, kann ich nicht verlangen. Aber meine Frau, die an mir sehr wenig mehr zu loben findet, wird es mir bestätigen. Übrigens unterwerfe ich mich jeder Probe. Was soll ich Ihnen vorspielen?"

Mit diesen Worten erhob er sich, „jeder Zoll ein König."

Bevor jedoch der Bibliothekar, den die Ereignisse des Tages in einen Zustand peinlicher Erregung versetzt hatten und der in der abstoßenden Umgebung kaum mehr zu atmen vermochte, eine ablehnende Antwort erteilen konnte, ergriff die Direktorin seinen Arm und erging sich über die Leistungen ihres Mannes als Darsteller scharfer Charaktere in Worten, die augenscheinlich von tiefster Überzeugung und Bewunderung eingegeben waren. Ihr mattes Auge leuchtete auf und ihre fahlen Wangen färbten sich, als sie von

seinen Erfolgen als Narziß und besonders als Mephisto erzählte und unter aufquellenden Thränen versicherte, er müßte, wenn es ihm ermöglicht würde, in seinen Hauptrollen auf den ersten Bühnen als Gast aufzutreten, die berühmtesten Namen in den Schatten stellen und Gold und Ehren in Fülle ernten.

Der Bibliothekar vermochte es nicht, seinen Zweifel sichtbar werden zu lassen und dadurch der Unglücklichen den letzten Trost und die letzte Hoffnung zu rauben. Und doch widerstrebte es ihm auch, eine Hoffnung zu nähren, die er nicht teilen konnte, und so erhob er sich mit dem Versprechen, den Versuch zu machen, ob er seine Bekannten für das Unternehmen interessieren und sie bewegen könnte, auf eine Reihe von Vorstellungen zu abonnieren und dadurch den Direktor in die Lage zu bringen, die verpfändeten Garderobestücke wieder einzulösen.

Aber der Direktor, der die Lobsprüche seiner Frau wie einen ihm gebührenden Tribut hingenommen hatte, ließ sich durch dieses Versprechen nicht zufriedenstellen. Er drang darauf, daß in der ganzen Stadt das Verlangen erweckt würde, seinen Mephisto zu sehen; er rief seine Tochter in das Zimmer, schlug in einem zur Hand liegenden Exemplare des „Faust" die Schülerszene auf, strich die Augenbrauen an beiden Seiten nach oben, warf einen alten Frauenmantel um die Schultern und spielte, während seine Tochter die Rolle des Schülers halblaut las, die Szene mit einer Sicherheit

und Schärfe, die den Bibliothekar wider seinen Willen fesselten und zur Anerkennung, ja zur Bewunderung zwangen. Nach den letzten Worten warf der Direktor den Mantel zur Seite, legte mit dem Lächeln hohen Selbstbewußtseins beide Hände auf die Schultern seines Zuhörers, drückte denselben auf den Stuhl zurück und sprach, nachdem er sich selbst gesetzt: „Sie sind zufrieden, das weiß ich, und Sie würden es noch mehr sein, wenn ich Ihnen die ganze Rolle vorgespielt hätte. Bin ich doch selbst — um nicht unbescheiden zu sein, will ich nur sagen „ein Stück" Mephisto. Die Herren Studenten, mit denen ich bisher Bekanntschaft gemacht, nennen mich bereits so; sie werden toll werden, wenn sie mich in Auerbachs Keller auf dem Fasse reiten sehen. Die Herren Professoren werden tiefsinnige Forschungen darüber anstellen, wodurch ich sie so tief gepackt, und ihre Frauen und Töchter werden das Gruseln lernen. Sie, verehrtester Gönner, werden freilich einwerfen, daß der „Faust" nicht aus der Mephistorolle allein bestehe und ohne kostspielige Ausstattung nicht aufzuführen sei. Um der letzteren Einwendung zuerst zu begegnen, so erkläre ich Ihnen, daß ich mit Künstlern, die in den übrigen Rollen auch nur annähernd dasselbe leisten, was ich als Mephisto leiste, das Stück ohne jede Ausstattung in einer Scheuer aufführen will und für den Erfolg einstehe. Schaffen Sie mir nun einige Ausstattung, so bin ich imstande, an Kräften soviel zu stellen, als nötig ist, um einen

bedeutenden Erfolg zu sichern. Was wollen Sie? Der „Faust“ hat überhaupt nur wenig Rollen. Mephisto, Faust, Gretchen, Martha. Das ist alles. Erdgeist, Wagner, Bauern, Schüler, Studenten, das alles ist entweder Komparserie oder wird von den Hauptdarstellern mit übernommen. Und mein Faust, — nun als Liebhaber ist er zu alt und zu hektisch. Aber studiert hat er einst, bis ihn der Teufel beim Kragen hatte, und die Phiole mit der gewissen braunen Flut war seinen Lippen sehr nahe, als ich ihn aus dem Elend seines Lebens in das der Bühne rettete. Er kann auch deklamieren, Herr Doktor, was heutzutage nicht mehr viele können, und er wird deklamieren, daß die Jungens ein ehrfürchtiger Schauer vor der Tiefe seines Denkens überrieselt und die gelehrten Perücken sich erschüttert zurückversetzt fühlen in die Zeit, da ihre Zweifel noch nicht untergegangen waren im Unfehlbarkeitsdünkel. Von meiner Frau als Martha kann ich leider nicht allzuviel Rühmliches melden, wenigstens vom Standpunkte des Direktors nicht; Sie selbst werden es ja als einen Vorzug betrachten, daß sie keine rechte Anlage zur Martha hat. Aber meine Tochter hat als Gretchen Momente, welche die tiefste Wirkung nicht verfehlen können. Lies, Gertrud! Gartenszene. Ja, unsre Wirtschaft ist nur klein.“

Der Bibliothekar, der schon während der Auseinandersetzungen des Direktors kaum einen Blick von dem jungen Mädchen gewendet hatte, das still in ge-

drückter Haltung auf das Buch niedergesehen und nur bei dem letzten Urteil des Vaters über die Mutter auf die letztere, die starr und abgestumpft vor sich hin schaute, einen tieftraurigen Blick geworfen, wehrte ab. „Wenn Sie nicht aufgelegt sind, Fräulein Gertrud, so lesen Sie heute nicht. Ich werde ja noch Gelegenheit genug haben, Sie zu hören."

Gertrud blickte dankbar zu ihm auf, aber der Direktor erklärte heftig: „Aufgelegt! ein Schauspieler braucht nicht aufgelegt sein. Vorwärts! Ich beginne: Ihr seid wohl viel allein?"

Gertrud machte keinen Einspruch und begann mit weicher, leis vibrierender Stimme:

„Ja, unsre Wirtschaft ist nur klein,
Und doch will sie versehen sein."

Diese Befangenheit und Erregung, die aus ihrer Stimme zitterten, wichen auch nicht beim Weiterlesen, und doch griff der warme innige Herzenston dem Bibliothekar ins tiefste Herz. Ihm war, als ob Gertrud ihre eigenen Erlebnisse nach der Geburt des Schwesterchens schilderte, das sie selbst noch halbes Kind, an stelle der kranken, oder von ihrem Beruf in Anspruch genommenen Mutter hegte und pflegte. Inniges heißes Mitleid erfüllte sein Herz, und während sein Blick unverwandt auf dem jungen Mädchen ruhte, zuckte es um seine Lippen wie um die ihrigen bei der Stelle:

„Und so erzog ich's ganz allein
Mit Milch und Wasser; so ward's mein."

Und als dann bei den Worten:

„Bald mußt ich's tränken, bald es zu mir legen"

Gertruds Stimme sich umflorte, um gleich darauf trotz aller Anstrengung völlig zu versagen, da traten auch in seine Augen die Thränen und er sprang auf, um seiner Erregung Herr zu werden.

Gleichzeitig erhob sich die Direktorin, die laut schluchzend nach der Kammer stürzte, deren Thür sie hinter sich verriegelte. Erschüttert stand der Bibliothekar, Gertrud barg das Haupt in den Händen und selbst in des Direktors verwitterten Zügen zuckte es wie Wetterleuchten am dunklen Abendhimmel. Doch gewann er zuerst seine Selbstbeherrschung wieder und zitierte:

„Nichts Abgeschmackters find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt."

„Schönes Komödianten-Volk, fuhr er hohnlachend fort. „Von Kollegen würden sie ausgezischt werden. Sie freilich, Herr Doktor, stehen auf dem Standpunkt des Laien, der Komödie und Wirklichkeit verwechseln will. Das ist geschehen, und was sagen Sie nun: Können wir's mit dem „Faust" wohl wagen? Werden Sie Ihren Bekannten sagen, daß wir's dürfen?"

Er war bei dieser Frage aufgestanden und hatte die Rechte auf die Schulter Geßners gelegt. Dieser aber sah nur Gertrud, die zum Fenster getreten war,

die Hände auf das Herz preßte und vergebens nach Fassung rang. Er trat zu ihr und bot ihr die Hand mit den Worten: „Ich beglückwünsche Sie nicht wegen Ihrer Künstlerschaft, sondern wegen Ihres Herzens."

Abgewendet reichte ihm das junge Mädchen die Linke, riß sich aber, als er diese mit beiden Händen umschloß, mit einer heftigen Bewegung los und enteilte dem Zimmer.

Eine Weile blickte ihr der Bibliothekar wie im Traume nach, dann trat er zum Direktor, der sich abgewendet hatte und auf die Spitze seines rechten Fußes sah, den er langsam hin und her bewegte. „Gute Nacht, Herr Direktor. Ich werde thun, was ich vermag." Ohne aufzublicken entgegnete der Angeredete mit rauher Stimme: „Sie haben Lust, nun abzufahren. Ich begreife das und wünsche es selbst. Wenn Sie länger blieben, machten Sie mich vielleicht in meiner Rolle irre. Das wäre nicht gut. Wenn Sie also das Ihre thun, Marquis, so thun Sie es möglichst außerhalb dieses Palastes. Diese Bitte ist zugleich mein Dank, Marquis Posa."

Bei diesen Worten öffnete er mit einer tiefen Verbeugung die Thür. Noch einen Blick warf der Bibliothekar zurück, dann verließ er das Zimmer, betäubt von den Eindrücken, die er empfangen, ohne zu wissen, woher er gekommen und nach welcher Seite er sich wenden sollte. Stimmengewirr, das aus den unteren Räumen zu ihm heraufklang, ließ ihn endlich

den Weg finden und leitete ihn auf die Straße, in der er mit tiefen Atemzügen die kühle Luft einsog. Wie im Traum schritt er dann seiner Wohnung zu und wurde erst in ihrer Nähe sich bewußt, wo er sich befand. Er blieb stehen. Es bangte ihm vor dem Alleinsein und den Gedanken, die ihn in den Schlaf verfolgen würden, und zugleich drängte ihn ein unabweisbares Gefühl, noch heute zu handeln, um das Elend zu lindern, dessen Zeuge er gewesen. Er glaubte Gertruds thränenumflortes Auge flehend und vertrauend auf sich gerichtet, Leonorens gramzerrüttetes Bild vor sich zu sehen und lüftete den Hut, um seine Schläfe zu kühlen, in denen er beim Zurückdenken an das Erlebte das Blut klopfen fühlte. Ein Blick auf die Uhr überzeugte ihn, daß die neunte Stunde kaum vorüber war, und so lenkte er mit einem raschen Entschlusse die Schritte nach dem Klub, in dem, wie er wußte, der befreundete Professor mit mehreren Kollegen um diese Zeit an einigen Abenden der Woche zu verweilen pflegte.

Das Erscheinen des seltenen Gastes erregte Aufsehen, noch größeres seine unverkennbare Erregung. Er wurde ausgeforscht und hatte bald genug Gelegenheit, zu erfahren, daß der Direktor als scharfer Menschenkenner den besten Fürsprecher sich ausgesucht und mit Recht seine größte Hoffnung auf das Interesse selbst der Gebildetsten an Personen mit dunkler Vergangenheit und abenteuerlichen Schicksalen gesetzt hatte.

Ohne es zu wollen, deutete Geßner in seiner Erregung, die durch den ungewohnten Genuß eines Glases Wein noch gesteigert wurde, sowohl die Umstände, unter denen er den Direktor und dessen Frau vor Zeiten kennen gelernt, als auch die Eindrücke an, welche er beim Wiedersehen durch die äußeren Verhältnisse des Paares und die Wandlung ihres Wesens empfangen, und erweckte dadurch in seinen Zuhörern eine lebhaftere Neigung, der Familie helfend näher zu treten, als er erwartet hatte. Besonders sein Freund, der als ehemaliger Richter für eigenartige Charaktere und Lebensläufe ein reges Interesse sich bewahrt hatte, überdies mit dem Theater in vielfache Berührung gekommen war und für den „Faust“ schwärmte, bekundete den lebhaften Wunsch, sich persönlich über die Verhältnisse und künstlerischen Eigenschaften des neuen Theaterunternehmers und seiner Truppe zu unterrichten und geeigneten Falles seinen ganzen Einfluß für die Schützlinge des Bibliothekars aufzubieten.

Unvermerkt wurde dann der „Faust“ Hauptthema des Gespräches, das trotz seines gelehrten Anstriches ein sehr reges wurde und sogar den Bibliothekar bis gegen Mitternacht fesselte.

Als er endlich sein Zimmer betrat, zündete er, zum erstenmal seit langen Jahren, die Lampe nicht an. Der Mond, der hell hereinschien, lockte ihn an das Fenster. Durch dieses schaute er hinab in den Garten, aber die Bilder des vorigen Abends wollten nicht

wieder emporsteigen. In seinen Gedanken führte er den Streit weiter, den er mit dem Professor geführt, der behauptet hatte, Gretchen, die einen philiströsen Alltagsmenschen nicht hätte lieben können, hätte notwendig einer Faustnatur zum Opfer fallen müssen. Er, der Bibliothekar, hatte das bestritten und bestritt es im Innern, bis er sich zu Bette legte. Und im Traume war es ihm, als trüge Gretchen die Züge Getruds und als wäre er selbst ihr Bruder Valentin. Er erwachte mit einem Stich im Herzen und im Nachdenken über diesen Traum wachte er den Morgen heran.

*　　*
*

Am anderen Nachmittag konnte Geßner kaum das Kommen des Professors erwarten, der versprochen hatte, schon in den Vormittagsstunden den Direktor aufzusuchen. Als der Erwartete endlich gegen Abend auf der Bibliothek erschien, rief er schon beim Eintritt in das Zimmer: „Ein ganz wunderbarer Kerl, ein Original, wie man sie heutzutage nur noch selten findet. Freilich hat diese Originalität einen recht fatalen Beigeschmack; aber gleichviel, der Kauz ist interessant in jeder Hinsicht.“ Dann fuhr er, nachdem er sich gesetzt, behaglich fort: „Das Ungereimteste wird interessant in seinem Munde. Sogar das, was er entlehnt, erhält durch ihn eine absonderliche, individuelle Färbung, obgleich er im Grunde stets Komödie spielt. Aber gerade, daß er immer Komödiant ist und zwar mit Bewußtsein, verleiht ihm ein so

eigenes Gepräge. „Ich spiele eigentlich mit mir selbst Komödie,“ sagte er, als wir über den „Faust“ sprachen und er behauptet hatte, Mephisto sei nicht nur in der Schülerszene, sondern vom Auftreten bis zum Verschwinden im Kerker Komödiant; er spiele den Satan nur aus Lust an seiner Rolle und in dem Bewußtsein, dieselbe konsequent durchführen zu können. Jeder wahre Schauspieler sei daher eine Art Mephisto, und wer keiner sei, der sei auch kein geborner Komödiant. Ich sage Ihnen Doktor, mir wurde ganz seltsam zu Mute bei diesen Deduktionen, die zuweilen von einem Mienenspiele begleitet waren, das einen zum Gruseln geneigten Menschen hätte meinen lassen können, er sitze mit dem leibhaftigen Satan beim Frühschoppen. Und meinen Sie, daß ich gegen ihn hätte aufkommen können? Gegen derlei phantastische Sprünge kämpfte selbst die Logik unseres philosophischen Kollegen Becker vergebens an; um so vergeblicher, je mehr man hinter all den Sprüngen einen Zusammenhang ahnt, den man finden möchte. Im Kolleg schoß es mir einmal durch den Kopf, dieser Zusammenhang sei die Verrücktheit, und zum großen Erstaunen meines einzigen wirklichen Zuhörers, — die übrigen sind nur Nachschreiber — entschlüpfte mir die Behauptung, in dem System eines bekannten Staatsrechtslehrers sei der einzige Zusammenhang die Verrücktheit. So sehr beherrscht dieser Komödiant mein Denken. Nun, verrückt oder nicht, jedenfalls wird er seinen Mephisto brillant spielen

und durch denselben die ganze Stadt für sich interessieren."

„Also glauben Sie wirklich," unterbrach ihn Geßner, „daß die Sache sich machen lassen werde?"

„Natürlich," entgegnete der Professor lebhaft. „Ich freue mich schon heute darauf. Aber" fuhr er aufstehend fort, „es ist Zeit, an unsere Billardpartie zu denken, bei der wir gerade heute nicht fehlen dürfen." Auf dem Wege kam er wiederholt auf den Besuch zurück, den er dem Direktor abgestattet, und auf den Eindruck, den er von ihm und seiner Familie empfangen. Von der Direktorin erwartete er keine auch nur genügende Leistung. „Sie spricht," erklärte er, „sehr verständig, sehr gebildet über Stücke und Rollen, so ungefähr wie eine Institutspflanze, die im Examen ein klassisches Drama entwickeln soll. Nur daß sie die Bühne kennt. Aber es blitzt nichts auf, es kommt nichts Eigenes zu Tage. Und das scheint sie zu wissen. Es spricht aus ihr etwas wie stumpfe Ergebung in das Schicksal, das ihr einen Beruf aufgezwungen, dem sie nicht gewachsen ist. Daß ihr gerade das Beste fehlt, erkennt man am deutlichsten aus der Bewunderung, die sie ihrem Manne schenkt, obgleich sie ihm im Herzen völlig entfremdet zu sein scheint. Wenn er die gewagtesten, tollsten Ideen entwickelt, belebt sich ihr mattes Auge, und mit einer Sophistik, die man ihr gar nicht zutraut, verteidigt sie

seine sonderbarsten Einfälle. In solchen Momenten hat auch sie etwas Interessantes, sonst freilich . . . ."

Bei diesen Worten, blieb der Professor stehen und sah seinem Begleiter in's Gesicht. „Sagen Sie mir nur, liebster Freund," fuhr er dann heraus, „was haben Sie, gerade Sie früher an dieser Frau Besonderes und Anziehendes gefunden? Denn, daß Sie einmal Ihr Herz an die jetzige Frau Direktor verloren hatten, das mußte gestern Abend ein Blinder bemerken."

So peinlich der Bibliothekar durch diese Frage sich berührt fühlte, so wenig fühlte er sich im stande, zu leugnen. Er schilderte daher, anfänglich stockend, dann fließender, seine Vergangenheit und die Umstände, unter denen er der Tochter des alten Geheimrats näher getreten war, und je mehr er sein Herz öffnete, um so mehr empfand er, daß er eines Freundes bedurfte, dem er rückhaltslos sich anvertrauen konnte.

Der Professor hörte schweigend zu, und nachdem der Bibliothekar geendet hatte, schritt er eine Weile stumm neben demselben dahin. Dann brummte er mehr als er sprach: „Und trotzdem helfen Sie jetzt dem Kerl und dem leichtfertigen Weibe! Ich brächt's nicht fertig, wenigstens bei den Alten nicht." Dann blieb er abermals stehen und sagte mit tiefem Ernst: „Wenn wir nicht auf der Landstraße wären, zög' ich den Hut vor Ihnen, Bibliothekar. Sie haben Recht, und ich danke Ihnen, daß Sie mir gestatteten, Sie auch von dieser Seite kennen zu lernen."

Weiter schreitend, fuhr er dann fort: „Schon der Kinder wegen, der Gertrud und der kleinen Marie. Guter Gott, was mag die arme Gertrud schon ausgestanden haben bei solchem Leben, mit diesem Alten! Sie fürchtet ihn, ja sie hat ein Grauen vor ihm, und das Grauen vor Mephisto wird sie als Gretchen erschütternd zur Anschauung bringen. Und Sie sagen, die Mutter habe ihr in der Jugend geglichen? Das würde alles erklären, wenn es denkbar wäre. Doch ja, aber nur äußerlich und auch da mit wesentlichen Einschränkungen. Geglichen vielleicht wie der Hochmut der Demut, die Leichtlebigkeit dem sinnenden Ernst. Und jedenfalls hat auf Sie auch das Wissen der Mutter einen Eindruck gemacht. Daran trägt die Tochter nicht schwer. Wie wäre es auch möglich bei solchem Wanderleben? Was sie weiß, verdankt sie eigentlich nur dem Theater, ihr Urteil mehr dem weiblichen Instinkt als dem Nachdenken. Sie urteilt, wie man zu sagen pflegt, mit dem Herzen und zwar mit einem sanften Herzen. Blut, wie der Alte, hat sie nicht; zu ihrem Glück vielleicht für ein bürgerliches Leben; für das Theater könnte sie einige Tropfen des väterlichen Blutes wohl gebrauchen. Als Gretchen kann ich sie mir eigentlich nur denken in ihrem Grauen vor Mephisto und in der Erzählung von ihrem Schwesterchen. Doch die haben Sie ja gestern gehört und schon gerühmt. Wirklich, die Szene müßte man sehen. Wie

Gertrud mit der Kleinen umgeht, — kein Auge läßt sie von ihr, während die Alten . . . ."

Und abermals hemmte der Professor den Schritt: „Wissen Sie", stieß er heraus, „daß die Alten das Kind hassen? Es ist ihnen vielleicht noch zu spät über den Hals gekommen, wenn . . . ."

Er brach ab, schritt weiter und fügte erst nach einer Weile hinzu: „Ich spreche von Leuten, die mir bis heute fremd waren, und spreche daher frei. Sie müssen mir das nicht übel deuten. Ich helfe trotzdem, so viel in meinen Kräften steht."

Den Rest des Weges legten die Freunde schweigend zurück. Bei der Billardpartie fand der Professor bald seinen Humor wieder und schilderte seinen Besuch in so fesselnder Weise, daß die Spielgenossen sich gern bereit erklärten, für das Unternehmen eine Beisteuer zu leisten, die sogleich in die Hände des Professors gelegt wurde. Geßner beteiligte sich in hervorragender Weise, aber beim Spiel war er noch einsilbiger und zerstreuter als sonst. Er hielt sich in der Nähe des Fensters auf und hörte kaum, wenn er gerufen wurde.

So war er auch an den folgenden Abenden und selbst während der Bibliothekstunden. Teilnahme an einem Gespräch bekundete er nur dann, wenn der Professor von dem Erfolge seiner Bemühungen zu gunsten des Direktors sprach und mitteilte, daß der Ertrag der veranstalteten Sammlung hingereicht habe, nicht nur die versetzten Garderobestücke einzulösen, sondern auch

Neuanschaffungen zu machen; daß zwei Studentenverbindungen die Ausrüstungsgegenstände für Auerbachs Keller hergeliehen, daß die Proben rüstig fortschritten, der Darsteller des Faust viel Begabung zeige und überall in der Stadt ein außergewöhnliches Interesse an dem Unternehmen herrsche.

Die Wohnung des Direktors betrat der Bibliothekar nicht, so oft er auch des Abends nach der Rückkehr von dem gewohnten Spaziergang unwillkürlich seine Schritte in die Nähe der Gasse lenkte, in der diese Wohnung lag. Aber als er eines Tages von einem Fenster der Bibliothek um die Mittagszeit Gertrud mit der kleinen Marie nach dem Parke gehen sah, folgte er ihr, sprach sie an und erkundigte sich nach ihrem und ihrer Eltern Befinden. Sie erschrak sichtlich, als er ihren Namen nannte, und ging befangen, bedrückt an seiner Seite. So stockte das Gespräch bald. Endlich, als sie von dem sonnigen Hauptwege in einen schattigen Laubgang einbogen, sah sie zu ihm auf; ihr Auge glänzte in feuchtem Schimmer, und um ihre feinen Lippen bebte ein Zug schmerzlicher Resignation, als sie mit umflorter Stimme sprach: „Sie entziehen sich unserem Danke und ich weiß nicht, ob Sie ihn von mir annehmen mögen."

Auch seine Stimme bebte, als er entgegnete: „Wie gern, Gertrud. Gestatten Sie den Gebrauch dieses Namens einem Manne, dem in Ihrem Alter Ihre Mutter nahe stand. Die Erinnerung an jene Zeit und jene Ver-

hältnisse ist Ihren Eltern peinlich. Und deshalb meide ich Ihre Nähe."

Es schwebte noch mehr auf seinen Lippen, jedoch er unterdrückte es.

Gertrud aber sprach leise: „Und doch üben Sie aus der Ferne Ihre Wohlthat. Solche Männer pflegen sonst in unser Leben nicht einzutreten, und so weiß ich nicht, wie ich Ihnen danken darf und soll." Und wieder sah sie zu ihm auf mit einem Blicke, so voll inniger Dankbarkeit und demütiger Bewunderung, daß der Bibliothekar in jäh aufsteigender Bewegung den Schritt hemmte.

Trotz dieser Bewegung sah er, daß auch Gertruds Fuß plötzlich im Gehen stockte. Aber nur einen Augenblick; dann ging sie festen Schrittes in gehobener Haltung weiter. Zwei Studenten gingen des Weges und grüßten beim Begegnen höflich, aber mit einer gewissen Vertraulichkeit.

Gertrud dankte kühl, aber ihr Begleiter glaubte zu fühlen, daß sie errötete und erbleichte. Als die jungen Männer sich entfernt hatten, richtete er an Gertrud in einem Tone, dessen Schärfe er vergebens zu mildern suchte, die Frage: „Sie kennen diese Herren?"

Ohne aufzublicken, entgegnete das junge Mädchen mit gepreßter Stimme: „Sie haben uns Kostüme geliehen und leiten daraus das Recht ab, das ihnen der Vater nicht bestreitet, nicht nur den Proben beizuwohnen, sondern auch auf die Bühne zu kommen."

„Ja“, fiel das Kind in die Hände klatschend ein, „und sie bringen mir immer etwas zum Naschen mit.“

„Auch das Kind ist bei den Proben?“ fragte der Bibliothekar weiter, dem heißer Zorn zum Herzen schwoll.

„Wo sollte es sonst bleiben?“ fragte Gertrud mit halberstickter Stimme dagegen.

„Gestatten Sie mir noch eine Frage“, fuhr der Bibliothekar fast zitternd fort. „Beweisen die Herren, daß sie sich bewußt sind, ein Kind und ein junges Mädchen vor sich haben, das nicht nur selbst vor jeder Berührung mit dem Gemeinen zurückbebt, sondern auch in heiliger Schwesternliebe an stelle der Mutter über die junge Seele des Kindes wacht?“

Er mußte eine Weile auf die Antwort warten. Endlich entgegnete Gertrud, jedes Wort gewaltsam hervorpressend: „Sie kennen das Theater, unser Theater nicht, und nicht die Menschen, die uns suchen. Was sind wir ihnen und was lernen sie von uns kennen?!“

Dann blieb sie stehen, schlug die Hände vor das Gesicht und flehte mit halberstickter Stimme: „Überlassen Sie uns unserem Schicksal! Ihre Güte ist Verschwendung, Ihre Wohlthat ein Lichtblick, der unsere Nacht nur grauenvoller uns erscheinen läßt! Retten können Sie nicht, so bleiben Sie fern von unserem Elend.“ Und bevor Geßner es verhindern konnte, hatte sie das erschreckte Kind auf den Arm gehoben und eilte mit

demselben durch Gebüsch und Gesträuch einem Nebenwege zu, auf dem sie bald seinen Blicken entschwand.

Eine Weile stand er wie betäubt. Dann weckten ihn Stimmen fröhlicher Spaziergänger. Um diesen nicht zu begegnen, verließ er den Laubgang und kehrte zurück auf den Hauptweg. Hell schien die Mittagssonne hernieder, Gebüsch und Bäume standen lichtbeglänzt, stillsäuselnd, wonneatmend. Plaudernde Menschengruppen wandelten in der Ferne auf und nieder — die ganze Natur ein Bild des Glückes, des Genusses und des Friedens. Aber den langsam, wie gebrochen dahin schreitenden Mann schmerzte dieses Bild. Es war ihm, als wäre aller stillverschwiegene Kummer, alles verborgene Elend und aller Jammer dieser sonnigen Erdenwelt auf seine Brust gelastet und als müßte er erliegen dieser Last. Und wenn er die Augen schloß, sah er vor sich im Geiste die enteilte Grambeladene, die noch unglücklicher, noch gebeugter war, nicht die Kraft eines in Schmerz und Entsagung erstarkten Mannesherzen besaß und zu Grunde gehen mußte in dieser Sonnen- und Freudenwelt, wenn nicht ein starker Arm sie faßte und herausrettete aus ihrem Elend.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht verfolgten ihn dieses Bild und dieser Gedanke. Er sann und sann, entwarf Pläne und verwarf sie, wurde ratloser und ratloser und wußte nur das Eine, daß er Rettung schaffen oder mit nimmer ruhendem Vorwurf sich be-

lasten, nie schweigender Reue und vernichtendem Gram zur Beute werden mußte.

Am folgenden Abend sollte das Theater mit der Faustvorstellung eröffnet werden. Noch wenige Stunden vor Beginn war der Bibliothekar unentschieden, ob er der Vorstellung beiwohnen sollte. Er wußte, daß er daheim keine Ruhe finden würde, und gleichwohl empfand er ein immer mehr wachsendes Bangen bei dem Gedanken, Gertrud auf der Bühne zu sehen, gerade als Gretchen zu sehen, ihre Zwiesprache mit Faust und den herzzerschneidenden Jammer der Verlassenen hören und in der Wahnsinnsszene der Flucht im Parke und der Zukunft gedenken zu müssen, der die Ärmste verzweifelnd entgegensah. Er hatte das dunkle Vorgefühl, daß in der Vorstellung etwas sich ereignen werde, was ihn im tiefsten Grunde erschüttern und zu einer Handlung treiben müßte, die er sich vorzustellen und zu überdenken nicht vermochte.

Der Professor, der um die gewohnte Stunde kam, gab den Ausschlag, indem er mitteilte, daß in den letzten Jahren das Stadttheater fast nur von Studenten besucht worden sei, die mit den Mitgliedern der schiffbrüchigen Truppen jeden übermütigen Scherz sich erlaubt und vom Zuschauerraum aus nicht selten improvisierend in die Handlung eingegriffen hätten. Der Gedanke, daß heute Ähnliches auch nur versucht werden könnte, trieb dem Bibliothekar das Blut in die

Schläfe und ließ ihn den Besuch der Vorstellung wie eine Verpflichtung empfinden.

Auch der Professor war erregt. Doch beschäftigte ihn zumeist die Frage, wie der Direktor in dieser und jener Szene den Mephisto spielen werde, und so vermochte während des kurzen Spazierganges, den die Freunde unternahmen, der Bibliothekar seinen eigenen Gedanken nur zuweilen nachzuhängen. Beruhigter folgte er daher der Aufforderung des Professors, den Rückweg anzutreten, um zeitig das Theater zu erreichen.

Auf dem kleinen Platze vor dem alten Gebäude herrschte bereits ein ungewöhnliches Leben und Treiben. Kleinere Gruppen von Bürgern mit ihren Frauen und größere von Studenten bewegten sich dem Eingange des Musentempels zu, der vor langen Jahren der studentischen Jugend bei ungünstiger Witterung zu turnerischen Übungen, besonders aber zur Ausübung des Ballspiels gedient hatte, von dem letzteren Zwecke noch jetzt den Namen trug und keinerlei Veränderungen seit jener Zeit erlitten hatte. Den vorderen kleineren Teil nahmen die Privatwohnung des Besitzers und beschränkte Gastzimmer ein; die weitaus größere hintere Fläche umfaßten vier kahle Mauern und überspannte ein von unten sichtbares Dach. Auf dem nackten Boden standen für gewöhnlich Tische, um die sich an kühleren Frühlings- und Herbstabenden Bürger und Studenten bunt durcheinander zu reihen pflegten, wenn

nicht eine durchreisende Kunstreitergesellschaft den mittleren Raum zum Zirkus oder eine Schauspielertruppe den hinteren Teil zur Bühne umwandelte und auf rasch durch Pfähle und Bretter hergestellten Bänken ein Publikum versammelte.

An der Kasse, um welche Studenten sich drängten, die vertraulich nach den jüngeren Damen der Truppe sich erkundigten, stand der Direktor selbst, der unter dem Überrocke bereits das Mephistokostüm zu tragen schien, den Augenbrauen und dem Schnurrbarte an den Seiten schon den kühnen Schwung nach oben gegeben hatte und in einem Tone, in dem Höflichkeit und Sarkasmus sich eigentümlich mischten, die Fragen der jungen Männer beantwortete. „Sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt, nämlich sich und die Hexe", antwortete er zwei Korpsstudenten mit mächtigen Wickelstiefeln, als er die Freunde erblickte. Sogleich schloß er das kleine Kassenfenster und trat, rücksichtslos durch die lachende Studentengruppe einen Weg sich bahnend, mit tiefer Verbeugung und den Worten heran: „Ich salutiere die gelehrten Herren." Hierauf führte er sie zum Eingang und wies ihnen Plätze in der ersten Stuhlreihe an, die sich dicht hinter den Plätzen der Kapelle befand, — sechs Mitgliedern einer Gesellschaft, die sich im Bedürfnisfalle um zwei ehemalige Militärkapellisten zu sammeln pflegte und aus allerlei Volk sich rekrutierte.

Nicht nur die erste Stuhlreihe, sondern auch die

drei übrigen und hinter denselben die allmählich etwas aufsteigenden Bänke waren zum größeren Teil besetzt, und so kahl und düster auch bei der mangelhaften Beleuchtung Dach und Dachbalken von oben und die verrauchten grauen Mauern von drei Seiten in den Raum blickten, so erschien derselbe doch infolge der bunten Studentenmützen und des in grellen Farben gehaltenen Theatervorhanges weniger öde und nüchtern, als der Bibliothekar gefürchtet hatte.

Dieser hatte kaum seinen Platz eingenommen und mit den Zunächstsitzenden, meist Professoren, einige Worte gewechselt, als draußen am Eingang eine große Glocke ertönte, die bestimmt schien, die Vorübergehenden anzulocken und ihnen den Beginn der Vorstellung anzuzeigen. Rasch füllte sich denn auch der Zuschauerraum; die Musiker nahmen ihre Instrumente zur Hand und begannen auf ein hinter dem Vorhang gegebenes Zeichen die „Ouverture" — irgend ein namenloses Musikstück von düsterer Färbung, dessen Wahl und Ausführung schon nach den ersten Takten die Heiterkeit der Studenten erweckte. „Die erste Violine fänget also an", ertönte es plötzlich in tiefem Basse von einer der letzten Bänke und erweckte schallendes Gelächter.

Auch auf die meisten Inhaber der Stuhlreihen wirkte die musikalische Einleitung erheiternd, aber der Gedanke an den studentischen Übermut, der, einmal entfesselt, auch die Vorstellung selbst zu stören drohte,

ließ rasch das Lächeln verschwinden. Graue Häupter wendeten sich mit mißbilligenden Mienen um, und als trotzdem die Zwischenrufe fortdauerten, protestierten erst vereinzelte, dann sich mehrende Zischlaute gegen den Unfug, der sich darauf dämpfte, ohne indes gänzlich sich zu legen.

Der Bibliothekar befand sich nicht unter den Zischenden. Er war zu erregt, um in dieser Weise seinen Unwillen kundgeben zu können. Beim ersten Zwischenrufe waren seine Gedanken auf die Bühne geeilt und hatten sich in die Lage Gertruds versetzt, die bangend in den Kulissen stand und an das Ende der Vorstellung vor einer so fühllosen, nur auf Belustigung der niedersten Art bedachten Zuschauermenge mit Beben dachte. Er hätte sich erheben und den jungen Leuten das Unziemliche ihres Benehmens, die ganze Tragik der Situation, wie er sie empfand, darlegen mögen. Aber er fühlte, daß seine Stimme beben und den innersten Grund seines Interesses und seines Zornes, den er selbst nicht völlig sich zu gestehen wagte, aller Welt verraten würde. So preßte er die Lippen zusammen und blickte starr auf den Vorhang, der leicht sich bewegte und unmittelbar nach Beendigung der Ouverture sich erhob.

Die Szene, Fausts Studierzimmer, übertraf durch ihren Gesamteindruck die Erwartungen, die der größte Teil der Zuschauer gehegt haben mochte; wenigstens vernahm Geßner von den nächsten Sitzreihen her

manch halblautes „Recht ansprechend", und einer seiner Nachbarn, der mit besonders skeptischen Mienen dem Aufgehen des Vorhanges entgegengesehen, ließ sogar ein vernehmliches „Bravo" hören.

Das Zimmer war weder eng noch gotisch gewölbt und auch ziemlich dürftig mit jenen Gegenständen ausgestattet, mit denen man sich Fausts Studierzimmer gefüllt denkt. Aber das Wenige war geschickt und Stimmung erweckend geordnet. Auch der Darsteller des Faust entsprach äußerlich dem Bilde, das sich Jeder von dem Helden der Dichtung entwirft, über Erwarten. Eine hagere Gestalt mit tiefen Augen und ausgearbeiteten bleichen Zügen, langsam edel in den Bewegungen, die trotzdem die ganze innere Qual des an sich, der Welt und der Wissenschaft verzweifelnden Mannes ergreifend ausdrückten. Als er seinen Monolog begann, störte nur ein leises Anstoßen der Zunge. Der trübe Schleier, der über der tiefen Stimme lag, stimmte zu sehr zur Situation, als daß er als Mangel hätte empfunden werden können, und verschwand überdies in den Momenten des Affektes fast gänzlich. Und hatte im Anfange eine nur zu begreifliche Befangenheit den Darsteller an der vollen Entfaltung seines Könnens gehindert, so entwickelte sich dasselbe, je deutlicher er gespannt und befriedigt lauschende Gesichter ernster Männer vor sich sah, im Fortgang der Szene mehr und mehr. Und wie seine Worte tiefer und tiefer aus der Brust zu kommen schienen, so belebten

sich die eingefallenen Züge und erhob sich die Gestalt; und als er endlich mit erhobenem Buche den Geist rief, erscholl, von den ersten Reihen ausgehend, lauter Beifall durch den weiten Raum.

Das Erscheinen des Erdgeistes wurde durch die einfachsten Mittel bewerkstelligt und doch schwächte es den Eindruck der voraufgegangenen Szene nicht ab. Die Zuschauer erkannten in dem Darsteller des Geistes den Direktor, der mit imponierenden Gesten und machtvoller Deklamation die kleine und doch so große Rolle durchführte. Der Beifall erhob sich lauter und andauernder, begleitete den Direktor bei dem geschickt vermittelten Verschwinden und blieb dem Faust getreu bis zum Eintritt Wagners.

Aber schon die äußere Erscheinung dieses Unglücklichen bewirkte ein völliges Umschlagen der Stimmung. Hohngelächter und mißbilligendes Kopfschütteln begrüßte die zusammengekrümmte Jammergestalt mit der stupiden Maske und einem geradezu unmöglichen Kostüm. Und als dieses Wesen gar die dünne Fistelstimme erhob und mit der ganzen Virtuosität eines am Beifall der Sonntagsgalerie aufgenährten Komikers der untersten Ordnung seine Rolle zur Karrikatur herabzog, tönte laut durch das Gelächter der Studenten das entrüstete „Affenkomödie“ des Nachbars zur Linken des Bibliothekars. Zwar mühte sich infolge dieser Zurechtweisung der sichtlich erschrockene Famulus, dem Geiste

seiner Rolle mehr gerecht zu werden, aber er erschien dadurch nur noch lächerlicher und fratzenhafter.

Der in seiner Wirkung so schwer beeinträchtigte Darsteller des Faust bebte vor Zorn. Mit der ganzen Kraft seiner Stimme und einer Bewegung tiefster Verachtung donnerte er, einige Verse überspringend, dem Famulus entgegen:

„Bewunderung von Kindern und von Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht . . .“

Erschütternder Applaus unterbrach ihn, verwandelte sich aber fast unmittelbar nachher in ein tobendes Pfeifen und Stampfen der Studenten, als der unglückliche Wagner, den mit der Fassung auch das Gedächtnis verließ, mit unverständlichem Stammeln von der Szene eilte.

Eine Weile stand Faust unbeweglich, sein tiefes Auge fast drohend auf die Lärmenden gerichtet, die keine Mahnung der Professoren zu zügeln vermochte. Endlich, als es etwas ruhiger wurde, begann er mit dumpfer, zitternder Stimme:

„Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?“

Und wieder schlug die Stimmung der erregbaren Jugend um. Aufs neue erscholl stürmischer Beifall, unter dessen Einwirkung der Faust in seiner Rolle sich wiederfand und mit gesteigerter leidenschaftlicher Wärme die gewaltige Szene weiterführte. Bei den Chören der Engel, Weiber und Kinder, die trotz ihrer ein=

fachen Besetzung wirkungsvoll, rein und harmonisch wie aus weiter Ferne ertönten, entquollen wirkliche Thränen seinen Augen, in unstudierter, von innerster Empfindung eingegebener Geberde sank er an seinem Pulte nieder, während langsam der Vorhang sich senkte. Im Zuschauerraum hätte man das Fallen einer Nadel zu hören vermocht. Nur schüchtern wagte sich nach einer Weile der Beifall hervor, dann wuchs er an und schwoll, als der erschütterte Darsteller nochmals erschienen war, zum Sturme an.

Auch der Bibliothekar applaudierte stürmisch. Ihm war, als könnte er dadurch von dem Drucke, der immer schwerer auf seine Brust sich legte, sich befreien und den Kampf widerstreitender Empfindungen beschwören, der ihn durchtobte. Der Mißerfolg des Famulus beklemmte ihn, als ob er mitschuldig wäre an der verfehlten Besetzung; die sichtbare Anspannung aller Kräfte des Faust erfüllte ihn um so mehr mit banger Sorge für den weitern Verlauf der Vorstellung, je mehr er erfahren, daß der kleinste Zwischenfall den jähen Wechsel der Stimmung in dem größeren Teile der Zuschauer hervorzurufen genügend war. Und in dieser Beklemmung und Besorgnis mühte er sich vergebens, den Faden einer dunklen Erinnerung zu erfassen, welche der Darsteller des Faust in ihm angeregt. Jede Bewegung des Mannes, sein Augenaufschlag und seine Betonung mahnten den Grübelnden an Bekanntes und Vertrautes und befestigten in ihm

die Überzeugung, daß er einem neuen schmerzlichen Wiedererkennen entgegengehe. Er vernahm nicht, was die Nachbarn sprachen, und harrte zwischen Bangen und Ungeduld dem Wiederaufgehen des Vorhangs.

Die nächste Szene entfesselte die Spottlust aufs neue. Machte schon die Dekoration, der Hintergrund mit den Mauern und Häusern, über deren Giebel die in unmittelbarer Nähe Wandelnden hinausragten, einen komischen Eindruck, so wirkten die Wandelnden selbst noch stärker auf die Lachlust. Dienstmädchen, Handwerksburschen, Schüler und Bürgermädchen, Soldaten und Bürger: alle schienen von der Straße aufgelesen, in möglichst unpassende Anzüge gesteckt und dann nach der notdürftigsten Anleitung auf die Szene losgelassen zu sein. Nur die Alte, in welcher Geßner zusammenzuckend die Frau des Direktors erkannte, verstand sich zu bewegen, erfüllte aber durch die übertriebene Schärfe, mit der sie ihre wenigen Sätze sprach, den atemlos Lauschenden mit erhöhter Besorgnis für die Rolle der Marthe und den ganzen Rest der Vorstellung. Doch ging die Szene zu rasch vorüber, als daß sie einen nachhaltigen Eindruck hätte hervorrufen können. Besonders verwischte ihn der Direktor, der rasch die Rolle des Famulus übernommen hatte und trotz der glücklich gewählten Maske sofort erkannt und lebhaft begrüßt wurde. Trotz seiner bemerkbaren Abhängigkeit vom Souffleur half er sich leicht über jede Klippe hinweg und gab namentlich seiner Warnung vor der Be-

rufung der Geisterschar ein so originelles und packendes Gepräge, daß er nicht nur selbst die günstigste Wirkung erzielte, sondern auch den ermatteten Faust zu neuem Aufschwung hinriß. Und als er bald nachher im Studierzimmer als Mephisto hinter dem Ofen hervortrat, in Stimme, Haltung und Geberde völlig verwandelt und doch so ganz er selbst, die verkörperte Negation: da erlebte er einen Triumph, wie ihn die ältesten Besucher des Ballhauses noch nie gesehen. Wenn auch die Professoren das zu stark ausgeprägte Hinken des Direktors, sowie die eigentümliche Haltung seiner Hände, die augenscheinlich an Klauen erinnern sollten, im stillen mißbilligen mochten, so fühlten sie sich doch durch die dämonische Gewalt der Darstellung mächtig gefesselt. Unter diesem Eindruck weckte selbst der Schüler, obgleich er lebhaft an den Wagner des ersten Aktes erinnerte und sich beständig so bewegte, als triebe das Mühlrad in seinem Kopfe auch seine Arme und Beine, nur flüchtig die studentische Heiterkeit, die bei des Direktors mephistophelischer Charakteristik der einzelnen Wissenschaften einem demonstrativen Beifall wich.

Ja, nicht nur den zweiten Zwischenakt, sondern auch die karrikierten Szenen in Auerbachs Keller und in der Hexenküche überdauerte der Eindruck, den Mephisto und Faust hervorgerufen, so daß, als der Vorhang zum drittenmal sich gesenkt und der Direktor, in seinen Überzieher eingeknöpft, eine größere Pause an=

gekündigt hatte, aus dem Stimmengewirr, das sich erhob, Geßner fast lauter verhältnismäßig günstige Urteile heraushören konnte. Mehrere Professoren traten an ihn heran, dankten ihm für die Anregung, die er ihnen zum Besuche der Vorstellung gegeben, die trotz aller Mängel ganz zweifellose Vorzüge aufweise und dem Unternehmen des Direktors einen günstigen Erfolg verspreche. In den Bankreihen kreisten die Bierkrüge und einer der Studenten brachte ein Hoch auf den Direktor aus, das selbst in den Stuhlreihen Beifall fand und Anlaß zu weiterem Meinungsaustausch über die Leistung und die eigenartige Begabung des Mannes gab. Nur der Bibliothekar vermochte an diesem Austausch sich nicht zu beteiligen und zu einer kritischen Würdigung des Gesehenen sich nicht zu zwingen. Immer schwerer bedrückte ihn das Vorgefühl, daß ihm selbst Erscheinung und Leistung des verjüngten Faust ein schmerzliches Wiedererkennen und den übrigen Zuschauern eine verstimmende Enttäuschung bringen würden; immer quälender wurde ihm der Gedanke, daß an Gertrud diese Verstimmung sich rächen könnte. Er atmete schwer und wagte, als der Vorhang sich hob, nicht auf die Bühne zu sehen. Aber eine Bewegung, welche durch die Reihen der Zuschauer ging, sagte ihm, daß seine Befürchtung keine leere war.

Schon die äußere Erscheinung des verjüngten Faust wirkte ungünstig auf die Masse. Und als aus dem verzogenen Munde, den vorher der lange Bart be-

deckt hatte, die Frage: „Mein schönes Fräulein darf ich's wagen?“ so hohl und heiser erklang und der Zischlaut, der früher nur wenig bemerkbar geworden war, die Illusion vollends verscheuchte, da verwandelte sich die Bewegung in ein dumpfes Gemurmel, das die Antwort Gretchens völlig verschlang.

Jetzt blickte auch Geßner auf, und ein Laut schmerzlicher Überraschung entrang sich seinen Lippen. Der verzogene Mund, von dessen linkem Winkel eine durch die Schminke nicht zu verbergende Narbe über die eingefallene Wange bis zum Ohre sich zog, hatte das Rätsel gelöst, und erschüttert, fassungslos starrte der Bibliothekar in das Gesicht, in dem er trotz der Verwüstungen der Zeit und trotz der entstellenden Perücke jeden Zug wiedererkannte. Wie hatte er einst, bevor jene Narbe sich in sie gegraben, diese Züge in ihrer jugendlichen Schönheit bewundert; wie hatte er ihn selbst, den alle Vorzüge der Geburt, der Wohlgestalt und der Begabung zierten, neidlos geliebt trotz allen Leichtsinnes und aller Schwächen! Welch glänzende Zukunft hatte er ihm trotz all seiner Fehler vorausgesagt — und nun fand er ihn hier, in dieser Umgebung, bemitleidet selbst von einem Haufen rücksichtsloser Studenten!

Doch das Mitleid schwand rascher, als es entstanden war. Die verlebten Züge des Darstellers und seine ermattete, erlöschende Stimme waren des Ausdruckes einer tiefen Herzensneigung nicht fähig. Ein

alter Lüstling, geschminkt und ausgestopft, forderte er von Mephisto, daß dieser ihm das unschuldige Kind in die Arme liefere; ein welker Wüstling, warf er sich auf den Sessel vor Gretchens Bett, hob den Vorhang und suchte längst erstarrtes Jugendgefühl in sich heraufzubeschwören, um seine abgestumpften Sinne zu kitzeln.

So war der Eindruck, den die Studenten empfingen, die lauter und lauter murrten. Auf den Bibliothekar wirkte er noch tiefer. Vor seinen Augen verschmolzen Gegenwart und Vergangenheit in Eins. Aus der Vergangenheit tauchte ihm das Bild des leichtlebigen Jünglings auf, dem alle Herzen entgegenflogen und ein Spielzeug für seine müßigen Stunden wurden. Und dieses Bild verwob sich mit dem auf der Bühne zu einem in der Verführung ergrauten Sünder, der seine zitternde, goldbeschwerte Hand ausstreckt nach der darbenden Unschuld, um Liebe zu erkaufen. Und das Bild des Mephisto verschmolz mit dem eines Mannes, der mit dem Gold seiner Stimme ein unbehütetes Herz bethörte und nun als Vater gewissenlos die Hand bietet, die Tochter dem reichen Lüstling in die welken Arme zu liefern. Es flirrte und summte Geßner vor Augen und Ohren; bis in die Fingerspitzen fühlte er das Schlagen seines Herzens; er hätte aufspringen mögen, um dem frevlen Spiele Halt zu gebieten.

Zwar zerriß zuweilen die Gedankenkette, die ihn

gefesselt hielt, aber immer wieder fügte sie durch ein neues Glied sich zusammen. Denn auch sie, die Darstellerin der Marthe, die Mutter Gertruds, das Weib und die Gehilfin Mephistos, war sie nicht in Wort und Geberde „wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen?“ Und Gertrud-Gretchen, klang nicht aus jedem ihrer Worte, sprach nicht aus jeder ihrer Bewegungen und jedem Blick ihres Auges das Bewußtsein, daß sie in That und Wahrheit umgarnt sich fühlte von den Dämonen ihres Berufes und ihrer Familie? Nur in diesem Lichte sah der Bibliothekar Gertruds Spiel, das ihn tiefer in seinen wachen Fiebertraum versenkte und jede Faser in ihm erbeben machte. Und als Gretchen von dem verstorbenen Schwesterchen sprach und durch die tiefinnerliche Wärme und Wahrheit ihrer Schilderung die Zuschauer zu stürmischem Beifall hinriß, da rollten langsam zwei schwere Thränen von seinen Wimpern. Lebendig stand vor seinem umflorten Blicke die gestern im Park erlebte Szene; in seiner Seele stiegen die Gedanken empor, die ihn nach Gertruds Flucht erfüllt; die ganze Glut seines Herzens, die ein stilles einsames Leben Jahre hindurch mit Asche bedeckt, flammte empor; der ganze Hort von Liebe und Zärtlichkeit, Energie und Kraft stieg aus den Wellen seines öden Daseins empor ans Licht, ihn selbst blendend und mit nie gekannten Regungen erfüllend.

So bemerkte er kaum, daß die Stimmung der

jugendlichen Hörer immer mehr zu ungunsten der Darsteller umschlug; er hörte es kaum, daß in der Brunnenszene die Darstellerin des Lieschen das ganze Haus und selbst die Mitspieler zum Gelächter reizte. Die Bühne war ihm wie in Nebel gehüllt, aus dem nur Gretchens Gestalt klar und rein, wie von einer Glorie umflossen, hervortrat. Sein Ohr war taub gegen alles, was nicht von ihren Lippen kam. Als diese zum Gebet zur Mater dolorosa sich öffneten, der ganze elastische Körper unter der Gewalt tiefster Seelenpein erbebte und heiße Thränen ihre Stimme zu ersticken drohten, da flossen unhaltsam auch die seinigen. Ihm war, als wäre das Flehen: „Hilf! Rette mich vor Schmach und Tod!" an ihn gerichtet und als müßte er aufspringen, um seine Arme schirmend über das Mädchen zu breiten. Seine Nachbarn redeten den Erregten an, aber er wurde sich weder ihrer Worte, noch seiner Entgegnung bewußt. Selbst die Gedanken, die jäh in ihm aufschossen, kamen ihm vor wie Schatten, die vor seinen Augen vorübergaukelten. Sein Inneres hatte nur Raum für ein namenloses, unaussprechliches Gefühl.

Die Valentinszene reizte die akademische Jugend zu tobenden Äußerungen des Hohnes, der sich noch steigerte, als in der Szene im Dom der böse Geist die unverkennbare Stimme der Marthe annahm. Geßner sah weder die Ungeschicklichkeit Valentins, noch

hörte er die Stimme des Geistes. Er sah nur Gertruds Auge, das wie hilfesuchend auf ihn sich richtete. Er fühlte nur das Stampfen der Studenten, das ihm gegen das Mädchen gerichtet schien und in seiner überreizten Phantasie mit den Gefahren ihres Berufes und ihrer Familienbeziehungen sich verband. Ein jäher Zorn erfüllte seine Brust und ließ seine Hände krampfhaft sich ballen. Und als bei Gretchens Ruf: „Nachbarin, euer Fläschchen!" einer der übermütigsten Studenten ein zündendes Witzwort in die Reihen der Zuhörer warf, das von Mund zu Mund flog, selbst die Professoren fortriß und einen Tumult veranlaßte, bei welchem Gretchen mit einem Aufschrei, der nur eine Deutung gestattete, zu Boden sank, da erhob sich, seiner selbst nicht mehr mächtig, der Bibliothekar von seinem Sitze und rief, die Rechte nach der Bühne, die Linke drohend nach den verstummenden Studenten ausstreckend, mit einer Stimme, die trotz ihres Bebens den weiten Raum erfüllte: „Keinen Laut mehr! Sie beleidigen in dieser Dame mich! Sie steht unter meinem Schutze!"

Und wirklich vernahm man im Zuschauerraum keinen Laut; nur von der Bühne her, deren Vorhang gefallen war, drangen vereinzelte Ausrufe und das Dröhnen schwerer Schritte. Dann aber erhob sich ein Flüstern, das erregter und lauter wurde, bis einer der Studenten, auf die Bank sich stellend, Silentium gebot

und die Kommilitonen aufforderte, dem ritterlichen Verteidiger gekränkter Weiblichkeit ein Hoch auszubringen und nach demselben still das Theater zu verlassen. Das Hoch erscholl; nach demselben trat der Direktor vor den Vorhang, um mitzuteilen, daß die Vorstellung wegen plötzlicher Erkrankung des Fräulein Frascati nicht zu Ende gespielt werden könne, — der Zuschauerraum leerte sich, — aber unbeweglich vor sich hinstarrend saß der Bibliothekar. Einzelne der Professoren drückten ihm schweigend die Hand, ein anderer rühmte seine edle Mannhaftigkeit, noch andere betrachteten ihn kopfschüttelnd und vermieden es, an ihm vorüber zu gehen. Er bemerkte von alledem nichts. Er hielt die Hand seines Nachbars, mit dem er gekommen war und der ihn nach jenen Worten sanft auf den Sitz niedergezogen hatte, in seiner Rechten, dankte den Grüßenden und lauschte dem Geräusch auf der Bühne. Und als endlich mit einem warmen Händedruck sein Nachbar fragte: „Wollen wir nicht auch gehen, lieber Freund?“ entgegnete er, indem er sich erhob und nach der Bühne deutete: „Meine Pflicht ruft mich jetzt hierher.“

„Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten?“ erwiederte der Professor.

„Ich bitte Sie sogar darum, lieber Freund,“ antwortete der Bibliothekar und erstieg, einen der Stühle der Orchestermitglieder benutzend, die Bühne. Sie

war noch hell erleuchtet, aber leer, und als er hinter die Kulissen trat, stieß er auf den Darsteller des Faust, der, schon halb abgeschminkt, aus der gemeinsamen Garderobe kam. Geßner schrak zurück, als er in diese Züge blickte, auf denen die verwüstete Natur von keinem künstlichen Schleier mehr verhüllt war. Aber er fand nicht Zeit zu einer Äußerung, denn der Darsteller faßte leidenschaftlich erregt seine Hand und zog ihn nach dem engen Garderoberaum, nach welchem der Professor folgte, obgleich er dem Gewirr bunt durch- und übereinandergeworfener Kostümstücke, das kaum dem Voranschreitenden Raum gewährte, nur mit Mühe einen Platz abgewinnen konnte. Er wurde Zeuge einer erschütternden Szene. Der Darsteller beugte sich auf die Rechte des Bibliothekars und küßte sie in leidenschaftlicher Bewegung. „Das konnten nur Sie!" rief er aus; „wer erbarmt sich solch elender Wesen, als ein Mann, der von Jugend auf die Bitterkeit des Lebens gekostet und durch Entsagung und Entbehrung sich hindurchgerungen? Schon als ich hörte, daß Sie hier seien, wußt ich, daß eine Wandlung eintreten werde. O, ich weiß alles! Selbst im tiefsten Elend, habe ich sie vor zwei Jahren im tiefsten Elend gefunden, die Beiden, die in Ihr Leben so tief eingegriffen haben. Das Elend geht nackt auch mit dem Herzen — namentlich wenn der Magen leer ist und die Zuflucht der Bedrückten, der Alkohol, die Zunge löst. Da haben wir einander gebeichtet. Doch jetzt," fuhr er fort, indem er unter

einem Haufen von Bekleidungsstücken eine Flasche und eine Tasse ohne Henkel hervorzog und die trockenen Lippen mit der Zunge benetzte, „ein Wort zum Helfer in der Qual des Verstummens vor Überfülle des Empfindens oder aus Mangel an Lebensöl, wie bei mir. Er schleppt mich durch von Szene zu Szene und wird Sie stärken zu dem Schauspiele, dem Sie entgegen gehen." Und die Tasse bis zum Rande füllend, leerte er sie mit einem Zuge, um sie dann aufs neue zu füllen und dem Bibliothekar zu reichen. Schweigend wies dieser sie von sich und wendete sich zum Gehen. Aber der Schauspieler hielt ihn zurück. „Noch nicht," rief er aus, „bevor sie ganz das Elend kennen, aus dem Sie retten müssen!" Und nachdem er nochmals die Tasse geleert, fuhr er mit gesteigerter Leidenschaftlichkeit fort: „O, es sind mehr solcher Tröster hier. Die Alte geht nie ohne Schluck auf die Bühne. Und vor dem letzten Akt sieht es oft bunt hier aus, bunter als jetzt. Denn hier zieht sich alles an und aus; alles, nur sie nicht. Sie will nicht und schminkt sich dort in dem zugigen Winkel unter der Treppe!" Mit diesen Worten zog er den Bibliothekar mit sich nach der letzten Kulisse, hinter welcher ein schmales Holztreppchen nach dem Fußboden des Saales führte. Mit dem Rest einer Kerze, den er aus der Garderobe mitgenommen, leuchtete er in den Winkel unter dieser Treppe, in dem ein wurmstichiger Stuhl und ein dreibeiniger Tisch standen, auf dem an ein Ziegelstück ein kleiner halberblindeter

Spiegel angelehnt war. „Das ist ihre Garderobe, in die sie auch ihr Schwesterchen mitnimmt, wenn dieses einmal ein Kind oder einen Affen mimen muß. — Sehen Sie," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „mir imponiert nicht mehr viel. Aber das imponiert mir. Und wenn ich mich noch verlieben könnte, verliebte ich mich deshalb in sie. Aber das ist zu Ende. Ich habe nur Mitleid mit ihr, dem Kinde und mit mir selbst."

Ein krampfhafter Husten unterbrach ihn; er lehnte sich an die Treppe und ließ den Lichtstummel fallen, der in dem Staube des Bodens rasch erlosch. Nur ein trüber Schimmer fiel von der Bühne herab und ließ die dunklen Mauern noch düsterer, nackter, die ganze Szene unheimlicher und abschreckender erscheinen.

Der Professor ergriff, kalt durchschauert, den Arm seines Freundes und flüsterte ihm zu: „Lassen Sie uns das Freie suchen und überlegen, was hier zu thun ist." Schweigend folgte der Bibliothekar dem mit den Gängen, Winkeln und Treppen des alten Gebäudes vertrauten Führer, der an der Hausthür nach einem tiefen Atemzuge ausrief: „Gott Lob, daß wir diese Hölle hinter uns haben!" Leiser und dringlich fuhr er dann fort: „Und nun lassen Sie uns in meiner Studierstube mit einem Glas Wein den Lumpen- und Modergeruch hinwegspülen, den ich ordentlich auf der Zunge fühle und der mir auf der Brust liegt wie Schwefeldampf." Aber Geßner zog stehenbleibend den Arm aus dem des Freundes und erklärte mit

fester Stimme: „Gerade das, was ich eben gesehen und gehört, bestärkt mich in dem Entschluß, nicht aufzuschieben, was geschehen muß nach meinem Auftreten während der Vorstellung. Es giebt nichts mehr zu überlegen und zu beraten. Ich danke Ihnen, daß Sie mich bis jetzt begleitet haben. Was Sie erlebt und erfahren, wird Sie beim ruhigen Nachdenken von der Notwendigkeit des Schrittes überzeugen, den zu thun ich im Begriffe stehe. Morgen teile ich Ihnen mit, was bis dahin geschehen. Für jetzt gute Nacht."

Und ohne eine Entgegnung abzuwarten und ohne auf den Ruf des Freundes zu hören, eilte der Bibliothekar auf den Thorweg des Hauses zu, in dem die Truppe ein Unterkommen gefunden. Er hörte nicht den Lärm, der aus der Gaststube auf den spärlich beleuchteten Flur tönte. Der Aufruhr, der ihm im Hirn und Herzen tobte, verschlang jedes äußere Geräusch. Wie im Fluge eilte er die schmalen Treppen zum zweiten Stockwerk hinan und blieb hier erst einige Augenblicke stehen, um das wild schlagende Herz sich beruhigen zu lassen. Aber als er vom Ende des Ganges her des Direktors zwar durch eine Thür gedämpfte, aber trotzdem laut und drohend genug erdröhnende Stimme vernahm und an sein Ohr deutlich die Worte drangen: „Wie Bleigewichte hängt ihr an den Schwingen meines Talentes; wollt ihr mich ganz zu Boden ziehen?" — da stürzte er, als gälte es ein Unglück zu verhüten, vorwärts und riß die Thür auf, aus der

ihm beim Öffnen unterdrücktes Schluchzen und Stöhnen entgegendrang.

Was er zu sehen erwartet, wußte er nicht. Er empfand nur, daß seine Phantasie arm war gegenüber der Wirklichkeit. Er mußte sich am Thürpfosten anhalten, um aufrecht zu bleiben. Im Kostüm des Faust stand mitten in dem engen Raume, von Gläser-, Flaschen- und Spiegeltrümmern umgeben, einen Krückstock in der Hand, der Direktor. Das Licht der Lampe, deren Schirm in Splittern auf dem Tische und am Boden lag, erhellte grell sein Gesicht mit den dunklen Schminkstreifen und die rote Kappe mit der Hahnenfeder. Im tiefen Schatten, den der Tisch warf, kauerte, nur noch halb in einen Staubmantel gehüllt, die Hände in das wirre, ergraute Haar gewühlt, die Direktorin und in einer Ecke, vor einem Stuhle knieend, weinte Gertrud im Gretchenkostüm in das zerrissene Polster.

Als der Direktor den Bibliothekar erkannte, ließ er verwirrt den Stock fallen. Aber er faßte sich rasch, trat mit theatralischer Geberde dem Besucher entgegen und reichte ihm mit den Worten die Hand: „Respekt vor Ihrem Mute, den ich in dem Stubengelehrten nicht gesucht hätte! Wenn Sie ihn früher gezeigt, stünde es vielleicht um uns alle anders und besser. Was soll ich's leugnen? Sie haben es ja selbst gesehen und erkannt: ich muß zu Grunde gehen an der Talentlosigkeit meines Weibes und meiner Tochter, die

von mir nichts und von der Mutter alles geerbt hat. Bei dieser habe ich ihre Liebe zu mir für Liebe zugleich zur Kunst und für ein Zeichen des Berufes gehalten. Wir haben uns beide getäuscht, furchtbar getäuscht. Das Publikum nahm fürlieb, so lange Jugend und Schönheit vorhielten; aber als beides schwand und die Tochter zaghaft und schreckhaft vor jedem Mißerfolg schon im voraus bebte, da heftete sich der Hohn an ihre Schritte und das Unglück an meine Fersen! Was hilft es, wenn ich mein Bestes gebe und wachse mit jeder meiner Aufgaben? Welche große Bühne, auf die ich gehörte, nimmt den Herabgekommenen an, dem das Elend durch die Wangen und die Zehen durch die Stiefel blicken? Und wie kann ich zur Geltung kommen, wenn das Volk von Stümpern, an das ich gefesselt bin, mir jede Szene wirft und verdirbt? Jetzt ist auch der letzte Versuch gescheitert, der letzte. Auch hier bin ich als Künstler entehrt, als Direktor geschlagen, geschlagen durch meine eigene Familie! Was bleibt mir noch? Ein Strick oder eine Kugel! Aber was wird aus diesen Elenden?"

Starr hatte Geßner auf die bebende Gestalt Gertruds geblickt, die, bei den letzten Worten des Vaters aufzuckend, das Antlitz noch fester in das Polster preßte. Jetzt richtete er sich mit einem tiefen Atemzuge empor und sprach mit fester Stimme: „Für Sie und Ihre Frau wird sich Rat finden lassen. Bewilligen Sie mir die Hand Ihrer Tochter Gertrud, Herr Direktor,

und gestatten Sie mir, Vaterstelle an der kleinen Marie zu vertreten!"

Ein heiserer Schrei und ein heißes Aufschluchzen antworteten dieser Werbung. Der Direktor, unter der Schminke erbleichend, blickte, keines Wortes mächtig, von dem Bibliothekar auf Frau und Tochter. Erst als der Antrag wiederholt worden war, gewann der Bestürzte soweit die Fassung wieder, daß er mit unsicherer Stimme zu fragen vermochte: „Ist das wirklich Ihr Ernst, Herr Bibliothekar?"

Dieser wollte antworten, aber ein Blick auf das Weib, das sich vom Boden aufgerafft hatte und mit erhobenen Armen dem Gatten entgegentrat, ließ Geßner schweigen. Unter der bleichen Stirn, welche das gelöste Haar wirr umwogte, quollen die dunklen Augen fast aus ihren Höhlen, als ob sie Furchtbares erblickten, und von den zuckenden Lippen lösten sich in Lauten, die nur die Todesangst zu erpressen pflegt, die Worte: „Paul! Auch das könntest du geschehen lassen?" Der Angeredete bebte unter diesen Worten zusammen und blickte scheu nach der Tochter, die wie in Fieberschauern erzitterte.

Auch der Bibliothekar fühlte sich von einem Schauer durchrieselt. Wie gebannt hing sein Blick an den Lippen der Frau, deren Mahnruf ein Geheimnis zu bergen schien, das er vergebens zu ergründen suchte.

Da erklang aus der Kammer eine weinende Kinderstimme, die flehend „Gertrud" rief. Und Gertrud

stürzte mit einem Aufschrei nach der Kammer, riß das Kind aus seinem Bett und, mit dem linken Arm es umschlingend, warf sie vor Geßner sich nieder, streckte die Rechte empor und flehte, thränenüberströmt, mit den Lauten der Verzweiflung: „Retten, retten Sie uns!" Und an seiner anderen Seite warf sich das Weib des Direktors nieder, preßte seine Hand an ihre pochende Schläfe und ihre Augen, trocknete seine Hand mit ihren Haaren, küßte diese Hand mit heißen Lippen und flehte mit erstickter Stimme um Erbarmen und Verzeihung. Und schwindelnd im Wirbelsturm seiner Empfindungen befreite der Bibliothekar seine Hände, hob das Kind empor und küßte seine warmen Lippen und Wangen. Und als das Kind seine weichen Arme um ihn schlang, rief er, überwältigt von einem unnennbaren Gefühl: „Mein Kind! Mein Kind!" Und mit dem Kinde auf dem Arme beugte er sich nieder zu Gertrud, umfaßte die bebende Gestalt mit der Rechten und preßte einen Kuß auf ihre Stirn. Dann ward es ihm dunkel vor den Augen. Um nicht zu sinken, raffte er sich empor, legte das Kind in Gertruds Arme und stützte sich auf die Lehne eines Stuhles.

Da trat der Direktor, der mit untergeschlagenen Armen und tiefgefurchter Stirn die Szene betrachtet hatte, an ihn heran und sprach mit seltsam veränderter Stimme: „Sie nehmen sich, was ich Ihnen vielleicht um Ihretwillen verweigert hätte. Gelehrtenart paßt nicht zu Komödiantenart, selbst wenn diese nach unseren

Begriffen nur halbe Art ist. Aber der Herr Doktor ist ein Mensch eigener Art. Er fühlt das größte Glück im Beglücken. Und dazu — verzeihen Sie, mir ist, als ob ich heiser würde und ein Schnupfen mir in den Augen bisse — werden Sie reichlich Gelegenheit haben. Mit den feurigen Kohlen weiß ich so recht nicht Bescheid, auch mit dem Segnen nicht. Aber wenn ein Gott im Himmel lebt, so mög' er mir verzeihen und dafür Ihnen — —" Mit dem Fuße aufstampfend, brach er ab und umfaßte seinen Hals mit beiden Händen. Aber er konnte sein Schluchzen nicht ersticken. „Da", rief er, „wollen Sie noch mehr? Mephisto weint wie ein Weib — und nun gehen Sie, damit ich nicht noch dümmere Streiche mache!"

Der Anblick des Weinenden wirkte abstoßend auf Geßner. „Wir sprechen morgen weiter", sprach er kühl und wendete sich zu Gertrud, die, das wieder eingeschlafene Kind auf dem Arme, den Kopf auf die Schulter der Mutter gelegt hatte, die auf einem Stuhle erschöpft vor sich hinstarrte. Er legte leise die Hand auf den Nacken des Mädchens und sagte weich und innig: „Gute Nacht, meine Gertrud!" Da ging ein Beben durch Gertruds Körper; sie preßte das Kind an ihre Brust und flehte zu ihm empor: „Vergessen Sie, guter, guter Mann, was Sie sagten und was ich bat!" Aber als er ihr in die Augen sah und auf ihren roten, schwellenden Mund, da durchglühte es ihn

heiß. Rasch beugte er sich nieder, küßte die warmen Lippen und eilte aus dem Zimmer.

Auf dem Gange öffnete er ein Fenster. Der Nachtwind streifte kühl seine brennenden Schläfe und seinem Auge, das sich aufwärts richtete, zeigte sich über dem engen Hofe der klarste Sternenhimmel. Nach einer Weile verließ er das Haus und als ihm auf der Straße der Freund besorgt und drängend mit der Frage entgegentrat: „Was ist geschehen? Was haben Sie gethan?“ da entgegnete er mit ruhiger Festigkeit: „Ich habe Gertrud zu meiner Braut gemacht und ihre Schwester als mein Kind angenommen. Es wird vielleicht schwer sein, beide nach meiner Art zu gewöhnen, und schwerer noch, das Vorurteil der Welt zu überwinden. Aber ich fühle mich stark und glücklich in dem Gedanken, das Rechte gethan zu haben und zu wollen. Und nun lassen Sie uns für heute scheiden. Ich habe noch mancherlei zu überdenken und einen Brief zu schreiben. Haben Sie Dank für Ihre freundschaftliche Teilnahme, die ich Sie auch auf meine Braut zu übertragen bitte.“ Mit stillem Kopfschütteln reichte ihm der Freund die Hand und entfernte sich langsam.

Auf seinem Zimmer angekommen, setzte sich Geßner an den Schreibtisch, um an seine Schwestern zu schreiben. Ausführlich teilte er ihnen das Erlebte mit und bat sie, seine Braut und die kleine Marie bis zur Hochzeit bei sich aufzunehmen und auf beide das zu übertragen, was sie in ihrer schwesterlichen

Liebe der Gattin und der Tochter des Bruders an Eigenschaften des Geistes und Herzens wünschten. Obgleich die Mitternachtstunde herangekommen war, trug er den Brief zur Post und saß dann nach der Rückkehr noch lange am offenen Fenster. Zum klaren Sternenhimmel aufblickend, dachte er der verstorbenen Eltern und ihres Vorurteils gegen die Welt des Theaters.

Aber die ruhige Zuversicht wich nicht von ihm, daß die Edlen, wenn sie noch lebten, mit Wehmut zwar, aber ohne Rückhalt seinen Schritt billigen würden. Es war ihm, als blickte er in das Auge des Vaters und hörte seine mildernste Stimme: „Du hast gut gehandelt, mein Sohn, und jede gute Handlung trägt gute Frucht, die freilich oft im Anfang herbe ist und erst allmählich zur Süße heranreift. Mein väterlicher Wunsch wäre gewesen, du hättest so gewählt, daß das Herbe dir erspart geblieben wäre. Aber auch so, wie es gekommen, ist es gut. Sei stark und du wirst glücklich werden." Dann löschte er die Lampe aus. Aber es war licht in ihm und um ihn. Er meinte in Gertruds Augen zu blicken und ihre Lippen vor sich zu sehen. Ein Lächeln flog um seinen Mund, als wollte er sagen: „Die Frucht ist süßer, Vater, als du glaubst."

* *
*

Beim Erwachen sah der Bibliothekar in das Gesicht des Direktors, der auf dem Stuhl neben dem Bette

saß und die Frage, die er dem Überraschten vom Munde las, achselzuckend mit der Erklärung abschnitt: „Ich habe mich Ihnen als Schwiegervater nicht aufgedrängt, dies Zeugnis müssen Sie mir geben. Ich komme auch nicht in der Meinung, Sie würden mich mit offnen Armen empfangen. Im Gegenteil. Ich weiß, daß wir, ich und die Alte, Ihnen eine sehr unbequeme Zugabe sind, die Sie gern los sein möchten. Nur nicht geleugnet; in dieser Hinsicht sind Sie wie die andern alle. Sie würden sich meiner trotz aller meiner sogenannten Untugenden nicht schämen, wenn ich königlicher Hofschauspieler oder dergleichen wäre. Solchen verzeiht man alles, man sucht sie gerade ihrer genialischen Extravaganzen wegen und rühmt sich des Umganges, um selbst als genialisch zu gelten. Hat sie das Schicksal zerzaust, so kehrt man ihnen den Rücken. Das ist so der Lauf der Welt, die ich deshalb und aus anderen Gründen gründlich verachte und an der ich mich auf meine Weise räche. Gerade denen, die mir recht deutlich zeigen, daß sie sich meiner schämen, hefte ich mich an die Fersen und entfalte in ihrer Gesellschaft die Eigenschaften, die ihnen die fatalsten sind. Bei Ihnen mache ich eine Ausnahme und biete Ihnen die Hand, uns los zu werden. Einmal geht mir's mit Ihnen, wie's Gretchen mit dem Mephisto geht, oder vielmehr wie diesem in der Kirche. Zweitens untergraben Sie mir meine Autorität im Hause. Ihre Braut würde mir jetzt volle Häuser machen,

aber sie weigert sich, hier wieder aufzutreten, und meine sonst so folgsame Alte thut dasselbe. Um Ersatz für beide zu schaffen, fehlen mir die Mittel. Das Beste ist daher, ich löse die Gesellschaft auf und suche mit meiner Frau wo anders unterzukommen. Gelingt das, so ist uns und Ihnen geholfen. Freilich wird's kostspielig werden und zwar für Sie, da ich weniger denn nichts besitze. Meine Gesellschaft will ihre Gagen; die Herren, die uns hier unterstützten und um das erwartete Vergnügen kommen, werden ihre Forderungen geltend machen; so, wie ich gehe und stehe, kann ich kein Engagement antreten; ein Brief von mir ohne Einlage wird keinen Agenten veranlassen, für mich sich zu bemühen — kurz, Sie werden den Schmerz, den Ihnen die Trennung von Ihren teuren Schwiegereltern bereiten wird, etwas teuer bezahlen müssen. Als praktischer Mann war ich Ihnen diese Erklärung schuldig und zwar schleunigst unter vier Augen."

Bei den letzten Worten erhob sich der Direktor und verbeugte sich, um das Zimmer zu verlassen. Geßner bat ihn, noch kurze Zeit im Nebenzimmer zu weilen, kleidete sich dann eiligst an und überdachte die Mittel zur Ausführung der Vorschläge, die ihm der Direktor gemacht. „Nennen Sie mir," erklärte er diesem sodann, „einen Agenten, an den ich mich in Ihrer Angelegenheit wenden kann, und berufen Sie die Mitglieder Ihrer Gesellschaft. Ich werde meinen Freund, den Sie bereis kennen, bitten, den Ver-

handlungen beizuwohnen und berechtigte Forderungen zu erfüllen. Er wird auch bereit sein, in meinem Auftrag Sie Ihrer weiteren Verbindlichkeiten zu entlasten und Sie in den Stand zu setzen, in ein neues Engagement zu treten. Sind Sie damit einverstanden?"

„Vollkommen," entgegnete der Gefragte, „nur möchte ich Sie ersuchen, dem Agenten aufzutragen, meine Frau an derselben Bühne, an der ich wirken werde, als Garderobiere oder in ähnlicher Eigenschaft unterzubringen. Mit der Komödie," fügte er achselzuckend hinzu, „scheint es bei ihr für immer vorüber zu sein."

An der Thür wendete er sich noch einmal zurück: „Ich darf wohl annehmen, daß Sie den Professor nicht nur deshalb senden, weil er von geschäftlichen Dingen mehr als Sie versteht, sondern auch aus Abneigung gegen weiteren persönlichen Verkehr mit Ihren geehrten Schwiegereltern. Ich wiederhole also, daß ich Ihnen diese Abneigung nicht nur nicht übel nehme, sondern sogar in meiner Weise dankbar dafür sein werde, wenn Sie in meiner Familie möglichst wenig neben mir agieren. Ich spiele nicht gern zweite Rollen, am wenigsten solche, die mir nicht auf den Leib passen. So, nachdem auch dies vom Herzen ist, hab' ich die Ehre, aus diesem Stücke mich zu streichen. Führen Sie es als Hauptperson so zu Ende, daß das Publikum befriedigt nach Hause geht."

Der Bibliothekar schrieb sofort an den ihm bezeichneten Agenten und an den Professor, der bald da-

rauf sich einfand. Zerstreut und sichtlich mit anderen Gedanken beschäftigt, vernahm er von dem Freunde die Vorschläge des Direktors, zeigte sich dann aber mit Eifer bereit, bei der Ausführung thätig zu sein. „Ich hatte,“ erklärte er, „schon die Bitte auf der Zunge, mir die Regelung der ganzen verwickelten Angelegenheit zu übertragen, bei der es mehr zu bedenken giebt, als Sie in Ihrem Einsiedlerdasein sich träumen lassen. Es sind allerhand Formalitäten zu erfüllen und überdies — haben Sie schon daran gedacht, daß Gertrud, Ihre Braut wollt ich sagen, samt der kleinen Marie nicht mehr besitzen, als ihre Eltern?“

„Gewiß habe ich das,“ entgegnete Geßner, „und wollte Sie deshalb bitten, mit Ihrer Frau, . . .“ „Die wird es gewiß nicht an sich fehlen lassen; doch das hat keine Eile. Darüber sprechen wir noch. Ich erwähnte es nur für den Fall . . . nun ja, für den Fall, daß es der Direktor erwähnen sollte. Ich werde ihm dann sagen, daß Sie keiner Erinnerung bedürfen, und das Weitere findet sich. Spätestens gegen Abend sehen Sie mich wieder; hoffentlich mit guter Nachricht.“

Als er um die gewohnte Stunde das Zimmer des Freundes in der Bibliothek betrat, der ihm erregt entgegenharrte, war er sichtlich in frohester Laune. Kräftig schüttelte er dem Bibliothekar die Hand und rief tiefaufatmend, als fühlte er von einer schweren Last sich befreit: „So, nun wäre alles in Ordnung; alles. Wenn Sie wollen, können Sie schon morgen

das Aufgebot bestellen." Und aus der Tasche einige Schriftstücke hervorziehend, die er ausbreitete, fuhr er fort: „Hier die Tauf- und Impfscheine der Schwestern, Konfirmationszeugnis Ihrer Braut und sogar die schriftliche Einwilligung der Eltern zur Heirat. Hatten Sie daran wohl gedacht? Alles war bereit und in schönster Ordnung. Das hat mich mit dem alten Satan — Pardon, Sie wissen ja, wie ich es meine, — wieder versöhnt, nachdem ich ihm gestern. . . . . Doch lassen wir das und kommen zu dem Übrigen."

Behaglich setzte er sich nieder, zog seine Brieftasche hervor und teilte das Abkommen mit, welches er mit den Mitgliedern der Truppe getroffen und das zu seiner Befriedigung geringere Opfer verlangte, als er befürchtet hatte. „Einer," fuhr er dann fort, „will von jeder Forderung absehen, wenn ihm die Möglichkeit geboten wird, eine bescheidene bürgerliche Existenz zu gründen. Es ist unser Faust, der das Bühnenleben satt hat und am liebsten unter Büchern den Rest seines Daseins beschlösse. Haben Sie an der Bibliothek kein Stellchen für ihn, so verwende ich ihn als Abschreiber und verschaffe ihm weitere Beschäftigung. Überlegen Sie sich das einmal. Jetzt zu einem weiteren Auftrag, dessen ich mich gleichfalls in befriedigender Weise entledigen konnte. Freilich ist das weniger mein Verdienst, als das der Alten, will sagen Ihrer Frau Schwiegermutter, die in meiner Achtung bedeutend gestiegen ist. Sie meint, wenn sie mit ihrem Manne

ein neues Engagement erhalte, so werde auch ein Vorschuß zu erlangen sein, so daß Ihre Güte nicht in Anspruch genommen zu werden brauche. Davon wollte nun freilich der Alte nichts hören, der im Geldpunkt von verzweifelter Naivität ist und von dem standesgemäßen Auftreten die überspanntesten Begriffe hat. Aber seine Frau scheint eine Zauberformel zu haben, mit der sie ihn bändigt. Weiß der Teufel, welches Geheimnis zwischen beiden schwebt; Gott sei Dank, kümmert es uns nicht mehr."

Wieder atmete er tief auf und fuhr dann heiterer fort: „Wenn der Alte Sie nicht bei sich sehen mag, so ist das wahrlich kein Wunder. Bisher beugte sich alles seinem Willen und seinen Launen. Jetzt sind Sie der Herr. Die Alte treibt einen förmlichen Kultus mit Ihnen, spricht Ihren Namen wie den eines Heiligen aus und wenn sie gar daran denkt, daß Sie Vaterstelle an ihrer kleinen Marie vertreten wollen, für die sie weit mehr mütterliche Gefühle hegt, als ich glaubte, dann ist es mit ihrer Fassung vorbei. Auch die Trennung von Gertrud geht ihr nahe, sehr nahe, und ich habe eine Szene erlebt, auf die ich nicht gefaßt war."

„Und Gertrud?" fragte nach einer Pause der Bibliothekar. „Haben Sie mir von ihr nichts zu berichten?"

„Doch, doch!" erklärte der Professor eifrig. „Freilich nicht allzuviel. Und das", fuhr er fort, in-

dem er sich erhob, „teile ich Ihnen am besten unterwegs mit. Sie gehen doch mit zur Billardpartie?"

„Ich begleite Sie wenigstens eine Strecke," entgegnete Geßner, der eine Antwort auf seine Frage kaum erwarten konnte und dieselbe daher wiederholte, als er mit dem Freunde das Freie erreicht hatte.

„Ihre Braut," begann der Professor, „habe ich, wie gesagt, nur flüchtig gesehen und gesprochen. Sie kam mir in schüchterner Verwirrung entgegen und nahm Ihre Grüße und meine Glückwünsche hin, als wagte sie nicht, dieselben sich anzueignen. Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, daß mich das verstimmte und mich fürchten ließ, ich würde Ihnen nicht so befriedigt gegenüber treten können, als ich es wirklich vermochte. Müßte sie, fragte ich mich, das Glück, das ihr so unerwartet in den Schoß gefallen, nicht freudig und jubelnd erfassen, wenn . . . Ja, dieses Wenn hat mich gequält, bevor ich mit mir darüber ins Klare kam. Und zu dieser Klarheit müssen auch Sie kommen, wenn Sie sich quälende Zweifel ersparen und den rechten Weg zum Herzen Ihrer Braut finden wollen. Es ging mir schon ein Licht auf, als der Alte in Gegenwart seiner Tochter mit seinen Ansprüchen herausrückte. Da verließ sie mit brennender Röte der Scham auf den Wangen das Zimmer. Es quält sie der Gedanke, daß Ihre Großherzigkeit Sie in peinliche Verbindung mit dem Manne bringt, der schon einmal gewissenlos in Ihr Leben eingegriffen hat und nun sich nicht

scheut, durch egoistische Ausbeutung dieser Verbindung sich vor Ihren Freunden bloßzustellen. Sie fürchtet, daß Ihre Freunde, in deren Kreis sie treten soll, einen ungünstigen Rückschluß vom Vater auf die Tochter machen und diesen Rückschluß auch Sie empfinden lassen. Diese Sorge, lieber Freund, ist edel und verdient unsere vollste Würdigung. Sie wird auch schwinden, wenn die Verhältnisse sich ändern. Aber neben dieser Sorge wirkt auf Gertrud noch etwas Anderes ein, dessen ich mir bewußt geworden bin, als ich ihr beim Weggehen noch einmal begegnete. Und gerade auf diesen Punkt möchte ich Sie aufmerksam machen. Ich sagte ihr, daß sie mit der kleinen Marie vorläufig bei Ihren Schwestern Aufenthalt nehmen soll. Das erschreckte sie. Und ist es wohl anders möglich? Welche Beurteilung soll das arme, in seiner Bildung zurückgebliebene Theaterkind von so hochgebildeten, der Theaterwelt berechtigtes Mißtrauen entgegenbringenden Damen erwarten, die noch dazu die Schwestern des Bräutigams sind? Daß ich ihr Erschrecken richtig gedeutet, bewiesen mir ihre kurzen Einwürfe auf meine beruhigenden Mitteilungen über die Herzensgüte Ihrer Schwestern. Diese Güte muß Ihre Braut erst empfinden, bevor die bange Scheu vor der Welt sich legt, in die sie eintreten soll. Und auch Ihnen gegenüber muß diese Scheu erst überwunden werden, lieber Freund. Noch ist sie es nicht, das sah ich, als ich Gertrud vorschlug, Sie durch einige Zeilen um eine

Mitteilung über die Gewohnheiten und Neigungen Ihrer Schwestern zu bitten. Der Gedanke, dem gelehrten Manne schreiben zu sollen, machte sie erröten und erbleichen. Sie fürchtet, ungeschickt, wohl gar fehlerhaft sich auszudrücken. So würde Gretchen fürchten, wenn sie an Faust schreiben sollte. Überhaupt faßt Ihre Braut noch nicht, wie ein Mann, der im strengen Dienste der Wissenschaft steht, zu ihr, dem unwissenden, thörichten Kinde, sich herablassen, es lieben mag. Sie hat eher alles Andere als Ihren Antrag erwartet, und wenn sie diesen auch als ein Glück betrachtet, das ihr vom Himmel herabfällt, so hat doch jedenfalls ihre am Theater genährte Phantasie das Glück etwas anders sich ausgemalt. Verstehen Sie mich recht und ganz, lieber Freund", fuhr er eifriger fort, indem er seine Hand auf den Arm seines Begleiters legte. ‚Sie sind nicht nur an innerem Gehalt und Wesen so ganz anders als die Männer, die dem Mädchen jemals nahe getreten sind und nach denen ihre Glücksträume sich gebildet haben, sondern — das muß gesagt und erwogen sein — auch äußerlich. Sorge, Gram und Arbeit haben Sie vor der Zeit nicht nur ernst und in gewisser Hinsicht streng, sondern auch alt gemacht. Das thut der Verehrung und Dankbarkeit, die Ihnen Ihre Braut entgegenbringt, keinen Abbruch. Aber es verbindet sich mit der Scheu vor Ihrer Gelehrsamkeit und vor der neuen unbekannten Welt, um das Gefühl zu verwirren und seine Äußerung

zu hemmen. Das alles wird sich geben. Aus der natürlichen Herzensbildung, ohne die eine rechte Geistesbildung nicht möglich ist, wird die letztere unter rechter Führung sich entwickeln und aus der schüchternen Demut wird um so gewisser und schöner eine rechte Liebe sich entfalten, je mehr Sie Geduld üben und sich genügen lassen an dem, was Dankbarkeit und Verehrung Ihnen bieten."

Eine Weile ging Geßner schweigend neben dem Freunde. Dann entgegnete er mit unterdrückter Stimme: „Was Sie mir sagen, habe ich mir bereits gesagt. Wenn Gertrud mich, den alternden, fast grämlichen Mann, dem der Bücherstaub auf Stirn und Wangen, im Auge und auf den Lippen liegt, wie einen Jüngling empfinge, den jeder Reiz der Jugend und des warmen Blutes ziert; wenn sie in unklarer Gefühlsregung Dankbarkeit und Liebe verwechselte, so würde banger Zweifel mich beschleichen, ob ich recht gewählt. Aber ich entbehre schwer, was ich mit voller Freude nicht würde genießen können. Das dürstende Herz will durch Gründe der Vernunft sich nicht stillen lassen."

Nach einer abermaligen Pause setzte er hinzu: „Nie bis gestern hat außer Mutter- und Schwesternkuß der Kuß eines Weibes mich beglückt. Dieses Glückes Tiefe kennt nur, wer es entbehrt, so thöricht das auch klingen mag. Bisher war ich dieser Entbehrung mir nur halb bewußt, selbst in einem Jahre,

in dem die Hoffnung das Verlangen steigerte. Jetzt aber . . . doch Sie werden mich nicht verstehen, da Sie das höchste Glück des Lebens mit der Ruhe gestillter Sehnsucht seit langen Jahren wie Licht und Luft genießen. Wie ein in frühester Jugend Erblindeter, der einmal in den Jahren frischester Jugendkraft durch die Hand des Arztes befähigt wurde, das Bild des Lenzes in trunkener Wonne in sich aufzusaugen, dann nach verzweifeltem Schmerze über das Mißlingen der Operation lange Jahre in trüber Nacht und öder, leerer Gleichförmigkeit dahin gelebt hat und endlich, da die Hoffnung schon erstorben war, abermals die Sehkraft erlangt und mit der schützenden Binde vor dem empfindlichen Auge in heißer Sehnsucht der Stunde entgegenharrt, die ihn für alles Entbehren und Leiden entschädigen, allen Schmelz und Zauber der Farben und Formen der herrlichen Gotteswelt vor ihm ausbreiten soll: so sehne ich mich nach Jahren trüber Herzensöde nach dem Licht und Glück der Liebe, deren Herrlichkeit ein einziger flüchtiger Blick mir ahnungsvoll gezeigt. Und da der Arzt die Binde zu entfernen zögert, so schleicht in das sehnsuchtsvolle Herz die Furcht sich ein, daß die Operation abermals mißglückt, die Hoffnung abermals getäuscht, das arme Herz zum letztenmal, für immer betrogen sei um das köstlichste Glück des Lebens."

Tief erregt blieb der Bibliothekar stehen und blickte mit umflortem Auge nach Westen, wo die

scheidende Sonne die Säume der leichten Wolken purpurn färbte. Dann reichte er dem Freunde die Hand und bat: „Gehen Sie allein; mich schmerzt jedes gleichgültige, jedes heitere Wort, jeder forschende Blick und jede heitere Miene. Ich muß allein mit mir fertig werden. Entschuldigen Sie mich, so gut Sie können, und bewahren Sie in Freundesbrust, was ich gesagt."

Während des Abends beschäftigte den Bibliothekar ein Brief an seine Braut. Wiederholt zerriß er das Geschriebene, weil er fürchtete, daß es zu gedankenvoll sei und Gertrud befangen machen werde. „Fällt es mir so schwer," sagte er sich, „mit Gertrud in der Weise zu reden, die sie versteht, wie sehr muß sie besorgen, den Ton zu fehlen, der mir der gewohnte ist." Endlich schilderte er schlicht, aber ausführlich seine Schwestern mit all ihren Eigenheiten und Gewohnheiten, ihren Vorurteilen und ihrer unerschöpflichen Herzensgüte, welche am Ende jedes Vorurteil besiege. Er bat Gertrud, sich ihnen in rückhaltslosem Vertrauen ganz so zu geben, wie sie sei; dann werde sie in wenig Tagen die liebevollsten, treuesten Schwestern gewonnen haben. Der Schluß des Briefes lautete:

„Auch ich erbitte von Dir zunächst nur Dein volles Vertrauen. Gerade deshalb darfst du mir es schenken, weil ich nicht mehr erbitte, so heiß auch mein Herz nach Deiner Liebe sich sehnt. Nie hat andere als Eltern- und Schwesternliebe mich beglückt. Nur herbe

Täuschung ist mein Los gewesen. Nun gehst Du am Himmel meines Nachmittags wie ein lieblicher Stern mir auf und mein Auge blickt mit verzehrender Sehnsucht nach seinem verschleierten Glanze. Aber ich weiß nicht, ob er mir strahlen, ob er mir gehören kann, wenn es mir gelingt, den Nebel zu scheuchen, der ihn umschleiert. So will ich mich bescheiden, wenn ich ihm nur die Nebel zu scheuchen vermag; will meine Sehnsucht schweigen heißen, wenn sein voller Glanz nicht meine öde Flur bestrahlt. Nichts verlange ich daher, als daß er mir glaubt, ich könne ihn nicht weinen sehen; daß er mich lehrt, seine Thränen zu trocknen."

Die Absendung des Briefes verschob er bis zum Morgen in der Hoffnung, das Antwortschreiben der Schwestern beilegen zu können. In dieser Hoffnung hatte er sich nicht getäuscht. Die Guten hatten sich beeilt, dem geliebten Bruder zu versichern, daß sie seine Wahl vollkommen billigten und auf den Tag sich freuten, an dem sie beginnen könnten, einen neuen Beweis ihrer Liebe und Dankbarkeit ihm zu geben. Gleichzeitig fand er zu seiner Überraschung einen Brief des Agenten vor, welcher mitteilte, daß er zufällig in der Lage sei, dem Direktor und seiner Frau sofort angemessene Stellung zu schaffen, und dem baldigen Eintreffen Beider entgegensehe.

Geßner sendete die drei Briefe durch einen Boten an Gertrud und begab sich am Nachmittag selbst nach

der Wohnung des Direktors, um mit diesem die letzten Verabredungen zu treffen.

Er fand Gertrud allein mit der kleinen Marie, die ihm jubelnd mit der Frage entgegensprang, ob es wahr sei, daß er nun ihr Papa werde. Er hob das Kind auf den einen Arm und legte den anderen um die Schulter Gertruds, die ihm schweigend mit hochgeröteten Wangen die Hand bot. „Das mußt du deine Schwester fragen,“ antwortete er dem Kinde, indem er Gertrud forschend ins Auge sah. Aber sie blickte zu Boden und entgegnete ausweichend mit bebender Stimme: „Unser Schicksal liegt nun in Ihrer, in deiner Hand. Die Eltern sind vor einer Stunde abgereist.“

Da jubelte der Bibliothekar auf: „So seid Ihr mein! Ganz mein!“ Fest schloß er die Beiden in seine Arme, küßte Gertruds Stirn und Augen und empfand heiß durchschauert das Beben ihres Busens.

Sanft entzog sich das Mädchen seinem Arm, hob das Kind auf den Boden und hieß es in einer Ecke spielen. Dann führte sie den Bibliothekar nach einem Stuhle, setzte sich neben ihn und sprach, seine Rechte mit beiden Händen umschließend, mit innigem Tone: „Mißdeute es nicht, wenn ich zögere, das Glück zu erfassen, das du in deiner Großmut mir bietest. Du nennst es nicht Großmut,“ fuhr sie erregter fort, „du nennst es Liebe, weil du nach Liebe dich sehnst und ich die Züge derjenigen trage, die du einst so

heiß geliebt. Aber was weißt du von mir, daß du mich lieben könntest? Gute Menschen lieben nur das Gute und sind kein Raub der Sinne. Aber sie verwechseln wohl das Mitleid mit der Liebe, und was du von mir weißt, kann nur dein Mitleid erwecken."

Ihre Lippen bebten und ihre Brust wogte, als sie fortfuhr: „Und es wird mir bleiben — o Gott, was hab' ich denn gethan, um es zu verlieren? Aber daß du mich liebst, — daß du, du mich lieben könntest . . ."

Mit leidenschaftlicher Bewegung ergriff sie seine Hand und küßte sie in überströmendem Gefühl. Als er sie zu sich emporzuziehen suchte, wehrte sie flehend ab: „Nicht jetzt! Nicht jetzt!" und fuhr dann, gewaltsam sich fassend, fort: „Ich nehme dein Mitleid an und das, was es mir schenkt, weil ich arm und verlassen bin, mit Marien allein mich nicht hindurchringen kann zu einem anderen Leben und weil das Wohlthun dich Guten, Edlen beglückt! Ich gehe zu deinen Schwestern und will nicht ruhen, mich und Marie deiner Wohlthat würdig zu machen und endlich sie entbehren zu können. Schweigt dann dein Mitleid und glaubst du noch, mich zu lieben, dann sprich ein Wort, und ich will dir zu Füßen fallen, wie heute . . ."

Wieder versagte ihr die Stimme und fassungslos niedersinkend umschlang sie seine Kniee. Und das Kind verließ sein Spiel und umklammerte bang die Schwester. Eine Weile rang auch Geßner vergebens nach Fassung.

Dann sprach er mild und beruhigend: „Was quälst du dich doch, Gertrud, und zweifelst an meiner Liebe? Mitleid will nur geben, nicht empfangen. Ich aber will mehr von dir, als ich dir zu geben habe. Ist das nicht die Liebe, an der du zweifelst? Und mehr als du jetzt bist und hast, kannst du nie mir geben. — Freilich", fuhr er dann nach einer Pause mit gedämpfterer Stimme fort, „muß dein Herz dir erst sagen, ob es sich mir geben kann. Es zweifelt jetzt an mir, weil es seiner selbst noch nicht sicher ist, noch nicht sicher sein kann. Es ist zu wahr, um mich zu täuschen, und verweist mich deshalb auf die Zukunft. So will ich harren, wie ich dir schrieb, bis es entscheidet. Es wird wahr bleiben, wie es ist, und was es mir dereinst antwortet, soll mir heilig sein."

Sanft löste er ihre Arme von seinen Knieen und richtete die Bebende empor. Er selbst trat zum Fenster und blickte eine Weile still nach den hohen Giebeln, welche die Sonne des Spätnachmittags freundlich beschien. Dann fragte er, ohne den Kopf zu wenden: „Möchtest du nicht bei dem schönen Wetter einen Spaziergang mit mir machen, Gertrud? Du wirst mit Marien lange nicht hinausgekommen sein."

Da sprang das Kind jubelnd durch das Zimmer und rief: „Spazieren gehen! Gertrud, wie schön! Da ziehen wir die neuen Kleider an! O wie schön, wie schön!" Und als Geßner zu Gertrud sich wendete, hob diese den Kopf aus den Kissen des Sofas und blickte

zweifelnd und unter Thränen lächelnd auf. „Mit uns? Mit uns willst du spazieren gehen?“ Dann sprang sie auf, trocknete rasch und mit einer Bewegung, als wollte sie den Zweifel hinwegscheuchen, die Thränen und führte das Kind nach der Kammer.

Als sie nach einer Weile einfach, aber mit Geschmack gekleidet zurückkam, schien ihr Blick zu fragen: „Können wir wohl so in deiner Begleitung uns zeigen? Und errötend senkte sie die Augen, als die seinigen aufleuchtend das Bild ihrer graziösen Gestalt, deren schlanke Fülle das Gewand vorteilhaft hervorhob, in sich aufnahmen und sein eigener Körper unwillkürlich sich emporrichtete. Und so, den Kopf gesenkt, mit einem leisen Lächeln beglückter Demut betrat sie an seinem Arm die Straße und schritt mit ihm über den Marktplatz, den zahlreiche Gruppen von Spaziergängern belebten, die alle mit verbindlichem oder ehrerbietigem Gruße vorübergingen und zumeist noch lange mit wohlgefällig prüfender Miene dem Paare und dem fröhlich an der Hand des Bibliothekars dahinhüpfenden, unermüdlich fragenden, zierlichen Kinde nachsahen.

Erst im Parke, nach dem Geßner die Schritte lenkte und dessen Schattenwege nur vereinzelte Spaziergänger belebten, begegneten Gertruds Augen den forschenden ihres Begleiters. Sie erglänzten in feuchtem Schimmer, als sie mit dem Ausdruck inniger Dankbarkeit und Bewunderung zu ihm aufschauten. „Wie

achtungsvoll dich alles grüßt, obgleich wir mit dir sind," sprach sie leise.

„Obgleich, Gertrud!" fiel er ihr mit liebevollem Vorwurf ins Wort. „Eben deshalb, solltest du sagen. Wir haben hier wie in allen kleinen Universitätsstädten etwas leichtlebige, aber viel gute Menschen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben und im Umgang mit der Jugend die Empfindungen und Anschauungen der Jugend sich bewahren. Und die Natur," fuhr er dann, um Gertruds Gedanken abzulenken, nach kurzer Pause fort, „die Natur, der wir hier so nahe sind, wirkt gleichfalls veredelnd und verjüngend auf die Bewohner unserer Stadt. Wie ist sie auch so schön; schöner, als ich bisher mir bewußt geworden. Sieh die Baumgruppen, die dort jenseit des Flüßchens die Wiese begrenzen und beleben. Sieh, wie sie in der Beleuchtung der sinkenden Sonne von einander sich abheben und wie die fernen Höhen, mild bestrahlt, das Bild begrenzen." Und wieder nach einer Pause fuhr er fort: „Und wie beruhigend, befriedigend wirken heute auf mich die waldigen Höhen der Ferne im sanften Abendlicht, die ich sonst nicht sehen konnte, wenn ich überhaupt sie sah, ohne Fausts zu gedenken, der einen Zaubermantel sich wünscht, der ihn trüge über Thäler und Höhen, der Sonne nach und immer nach in das Land des Glückes, das alle Sehnsucht stillt. Und jetzt ist's, als läge es vor mir, lieb und vertraut von je und doch erst erkannt, und als schwebte

ich darüber mit dem Fittich des Adlers hoch über schroffer Felsenhöhe und blickte neidlos dem Zuge der Kraniche nach, die zur Heimat streben, die ich gefunden."

Mit sanftem Druck umschloß sein Arm den Gertruds und fühlte das Beben desselben mit tiefer Wonne. Wie verwandelt plauderte er dann weiter; der sonst so Einsilbige fand Worte für Empfindungen und Gedanken, die ehedem nur zuweilen unfaßbar wie Nebelgebilde in ihm aufgestiegen. Und je mehr Gertruds Antworten ihren empfänglichen Sinn und die natürliche Klarheit ihres Urteils ihm offenbarten, um so freier wurde es ihm ums Herz. Er scherzte mit der kleinen Marie und mußte, als bereits der Mond sein silbernes Licht in die Laubgänge warf, von Gertrud an die Heimkehr sich mahnen lassen.

Der Gedanke, schon nach kurzer Zeit Abschied nehmen zu müssen, bedrückte ihn. Er fand keine Antwort mehr auf die Fragen des Kindes und schritt schweigend neben Gertrud. Aber das Gefühl der Beklemmung wich, als er inne ward, daß es auch auf Gertrud lastete. Ihm war, als ob aus der Berührung ihres Armes ein magischer Strom in ihn überginge und zurück nach ihrem Herzen flutete und dort leise, leise die Liebe weckte, nach der er dürstete. Und als Gertrud vor der Thür des Gasthauses sanft ihren Arm befreite, mit gepreßter Stimme ihm dankend gute Nacht wünschte und die Hand, die sie ihm gereicht, nur

zögernd aus der seinigen löste, da jubelte es in ihm auf wie eine helle Freudenstimme. Wie im wachen Traume ging er den Weg zurück, den er mit ihr gegangen, und vergegenwärtigte sich jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen und jeden Laut ihrer Stimme. Und die Erinnerung jenes Abends im Kasinogarten seiner Vaterstadt wachte auf; er verglich die Tochter mit der Mutter und sich selbst mit dem Jüngling jener Zeit. Er lächelte über den Jüngling, der so blind gewesen, und über den Jugendtraum, der verblich vor einer Gegenwart, die noch schönere Zukunft verhieß.

Am nächsten Mittag überraschte ihn ein Brief Gertruds, der keine Überschrift trug und in wenigen Zeilen mitteilte, daß alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen seien, die noch im Laufe des Tages erfolgen könnte. So schmerzlich ihm der Gedanke der Trennung war, so innig befriedigte ihn zugleich der andere, daß Gertruds Zartgefühl das Rechte getroffen habe. Er benachrichtigte telegraphisch die Schwestern, bestellte Plätze auf der Post, die schon nach einer Stunde abgehen sollte, und eilte dann zu Gertrud, die er vollständig reisefertig antraf. Sie trat ihm in tiefer Bewegung, mit Thränen kämpfend, entgegen, aber vermied seine Umarmung und bat um einige weitere Mitteilungen über die Neigungen seiner Schwestern. Der Klang seiner Stimme sagte ihr, wie schmerzlich er unter der Entbehrung litt, die sie ihm auferlegte, und als er zum Aufbruch mahnte, warf sie sich in leiden-

schaftlicher Bewegung an seine Brust, umschlang seinen Hals und küßte ihn mit brennenden Lippen. Dann riß sie sich gewaltsam aus seinen Armen, rief einen Knaben herbei, der das Gepäck besorgen sollte, und verließ mit dem still weinenden Kinde die Wohnung. Der Bibliothekar richtete sich hoch empor. Ihm war, als hätte seine Brust sich geweitet und neues Leben durch seine Adern sich ergossen. Auf der Straße bot er Gertrud den Arm und führte sie erhobenen Hauptes zum Postgebäude. Kein Wort fiel vor der Abfahrt zwischen Beiden; sie schauten einander nicht einmal ins Auge, bevor Gertrud im Wagen Platz genommen. Nun erst begegneten sich ihre Blicke voll und beredter als Worte, Umarmung und Kuß. Kein Händedruck, kein Winken, kein Grüßen — — nur Auge in Auge, so schieden sie.

* *
*

In der nächsten Woche hätten die gelehrten Besucher der Bibliothek ein Recht gehabt, über den Hüter derselben sich zu beklagen. Die Bücher waren ihm tote, gleichgiltige Dinge; er dachte an nichts als an die Einrichtung seiner Häuslichkeit und das Glück, das sie ihm bieten sollte. Er durchforschte alle Häuser in der Nähe des Parkes nach einer passenden Wohnung, und als er das Gewünschte gefunden, ging er in der Begleitung der Frau seines Freundes von Laden zu Laden und seine Begleiterin hatte Mühe, ihn von Ausgaben zurückzuhalten, die mit seinen Mitteln nicht

im Einklang standen. Auf seine Kleidung verwendete er eine Sorgfalt, welche die Freunde nie an ihm gekannt hatten. Sein ganzes Wesen atmete stilles Glück und beseligendes Hoffen. Selbst der Tod des „Faust“, der einen kleinen Posten an der Bibliothek erhalten hatte, rasch dahinsiechte und eines Morgens entseelt in seinem Bette gefunden wurde, erregte seinen Wohlthäter, der täglich mit dem früheren Schauspieler über Gertrud und ihre abgesonderte Stellung innerhalb der Truppe und der Familie sich unterhielt, weniger, als die Freunde besorgt hatten. Am heitersten war er an den Tagen, an denen Briefe von Gertrud oder den Schwestern eintrafen.

Gertrud schrieb oft, aber nicht viel. Sie deutete an, daß sie unendlich viel in der Wirtschaft wie in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens zu lernen habe, in ihren Kenntnissen zahlreiche klaffende Lücken ausfüllen müsse, die sie kaum geahnt, und selbst unter der besten und liebevollsten Anleitung nur langsame Fortschritte zu machen sich bewußt sei. Sie berührte das bräutliche Verhältnis und die Zukunft nicht, ja sie vermied selbst bei der Anrede jede Bezeichnung, aus der man hätte schließen dürfen, daß sie ein Anrecht aus jenem Verhältnis für sich ableitete. Sie überschrieb die Briefe: „Teuerster, bester Franz!“ und unterzeichnete sie: „Deine ewig dankbare Gertrud.“ Trotzdem leuchtete es dem Bibliothekar aus ihren Briefen entgegen wie Morgensonnenschein, denn alles

Streben, von dem sie meldeten, deutete auf den verschwiegenen Wunsch hin, auf eine Zukunft sich vorzubereiten, die der Verlobte ersehnte.

Seltener, aber ausführlicher schrieben die Schwestern, und ihre Briefe bestärkten den Bruder in seiner Beurteilung der Zeilen Gertruds. Besonders die ältere, ihre Menschenkenntnis gern betonende Schwester konnte nicht genug Gertruds natürliche Herzensbildung, ihr bescheidenes, fast zu demütiges Wesen, ihr rastloses Streben nach Vervollkommnung, ihre Fürsorge für das glücklich veranlagte und an Leib und Seele gedeihende Schwesterchen, besonders aber ihre eigene Dankbarkeit und fast schwärmerische Verehrung für den Verlobten rühmen. Nur die Entfremdung Gertruds von der Kirche und ihre fast ängstliche Scheu, nach so langer Entfremdung ihr wieder zu nahen, bekümmerte die Gute, die den Bruder innig bat, durch seine Briefe der Braut den Weg zur Rückkehr zu bahnen.

Obwohl als Sohn eines Geistlichen die Kirche hoch in Ehren haltend, glaubte der Bibliothekar doch, Gertrud in dieser Hinsicht sich selbst überlassen zu müssen. Er bat auch die Schwester, dies zu thun, und hatte die Genugthuung, zu erfahren, daß Gertrud, von keiner Seite gedrängt und lediglich durch ihr stilles, ununterbrochenes Wirken im Rahmen engumgrenzter Pflicht dahin geführt worden sei, Anregung zu höherer Pflichterkenntnis in der Kirche zu suchen.

Um so unerwarteter, unbegreiflicher und schmerz-

licher war ihm bald darauf das Ausbleiben aller Briefe. Er bat um ein Lebenszeichen und umgehend schrieben ihm die Schwestern, Gertrud arbeite angestrengter als je und sei in sich gekehrter als sonst, aber zu einer Besorgnis sei kein Grund vorhanden.

Und wieder verging eine Woche ohne Nachricht. Den Freunden Geßners fiel dessen verändertes Wesen auf, aber vergebens bemühten sie sich, den Grund zu erfahren und zu beseitigen. Er zog sich zurück, vergrub sich am Tage in der Bibliothek und wich am Abend auf seinen einsamen Gängen den Begegnenden aus. Er bat, flehte wiederum um Aufklärung, aber Gertrud schwieg und die Schwestern gaben nur die nämliche Auskunft.

Er schilderte seine Qual und meldete seinen Entschluß, selbst zu kommen, um Gewißheit zu erlangen. Da schrieb die ältere Schwester, mit Gertrud sei ohne erkennbare Ursache eine Veränderung vor sich gegangen. Sie rede kaum, arbeite mit fieberhaftem Eifer, trage die Spuren durchwachter und durchweinter Nächte, versage sich jede Erholung und habe jüngst in tiefer Erregung die Frage gethan, ob es ihr möglich sein werde, soviel Kenntnisse zu erwerben, um sich selbst und das Kind durchs Leben zu bringen. Da kein Zuspruch die Erregte beruhigt, so sei der Arzt zugezogen worden, der eine starke Überreizung der Nerven festgestellt und alle Arbeit verboten, jeden Anlaß zur Aufregung der Leidenden zu meiden empfohlen habe.

Die Schwester bat daher den Bruder, sein Kommen aufzuschieben.

Fast täglich trafen nun kurze Briefe der Schwester ein, die über Gertruds Befinden berichteten. So beruhigend diese Briefe aber klangen, so glaubte der Bibliothekar doch aus jedem nur die Absicht, ihn zu schonen, herauslesen zu müssen. Er litt unsäglich; am meisten durch das Schweigen Gertruds.

Endlich schrieb auch sie, aber ihr Brief vermehrte nur seine Qual. Er bestand aus lauter unzusammenhängenden Sätzen, deren durchgehenden Sinn und Zweck der Leser lange vergebens zu enträtseln suchte. Klang der Anfang wie ein stammelndes, aber fast leidenschaftliches Geständnis innigster Liebe und heißer, verzehrender Sehnsucht, so klang der Schluß wie ein Widerruf und die Mitte erfüllten erschütternde Ausbrüche des Zweifels an Gegenliebe und der eigenen Fähigkeit, jemals dieser Liebe würdig zu werden.

Vergebens bat der Professor den in stummem Brüten sich verzehrenden Freund um Mitteilung. Dieser wies jede Tröstung, jede Erörterung ab und suchte in der Einsamkeit Licht in dem Dunkel, das ihn umfing. Jeden Satz des Briefes hatte er seinem Gedächtnis eingeprägt und prüfte jeden auf seinen Gehalt. Und vom Prüfen führte ihn seine Phantasie von Vermutung zu Vermutung, die er von sich warf, um einer neuen sich hinzugeben. Eine schien ihm endlich Licht zu geben. Er hatte vernommen, daß der

Direktor auch in seiner neuen Stellung der Alte geblieben war und durch tolle Launen, Hochmut und Verschwendungssucht wiederholt Anstoß gegeben. Er selbst hatte im stillen durch Sendungen an die Direktorin zu helfen gesucht. Wie aber, wenn diese Hilfe unzulänglich gewesen? Wenn der Vater an die Tochter sich gewendet, wenn er in ihr die nur halb entschlummerte Befürchtung neu erweckt, daß er nicht nur an den zukünftigen Schwiegersohn sich wenden, sondern trotz aller Unterstützung Schimpf und Schande auch auf diesen laden werde? Das erklärte alles: das leidenschaftliche Geständnis der erwachten Liebe, den Zweifel an der Möglichkeit, jemals die Banden der Familie zu lösen und einen unbescholtenen, eifersüchtig seinen guten Namen wahrenden Mann zu beglücken, und den verzweifelten Entschluß, diese Liebe zu verleugnen und auf das heiß ersehnte Glück zu verzichten.

Durch diese Deutung fand der Bibliothekar seinen Weg vorgezeichnet; er bat um Urlaub und reiste ab. In der Dämmerung betrat er das Zimmer der Schwestern, denen er sein Kommen nicht angemeldet hatte. Trotz des Zwielichtes sahen sie die fahle Blässe seiner abgehärmten Wangen, umschlangen ihn besorgt und baten ihn, sich auszuruhen und durch ein Glas Wein sich zu stärken. Aber er lehnte jede Erfrischung ab und forschte nach Gertrud.

„Wir haben sie überredet,“ erklärte die ältere Schwester, die Lampe anzündend und den Bruder zum

Sofa führend, „mit Marien eine Stunde ins Freie zu gehen. Sie hat wieder den ganzen Tag gearbeitet und bedarf der Erholung dringend.“

„Du wirst sie wohl etwas verändert finden,“ begann nach einer Pause die jüngere Schwester. „Du hast sie längere Zeit nicht gesehen und so wird es dir noch mehr auffallen als uns. Aber in Sorge brauchst du deshalb nicht zu sein, lieber Franz.“

„Gewiß nicht,“ fiel die ältere Schwester ein. „So angestrengte Arbeit greift auch den festesten Körper an, aber die Jugend ist elastisch. Und die Arbeit ist es ja nicht allein. Unser stilles Leben, die ganze fremde Welt, in die sie plötzlich versetzt ist, alles beängstigt und beklemmt Gertrud und läßt sie fürchten, nicht heimisch zu werden in dieser Welt und ihren Platz in derselben nicht ausfüllen zu können. Und was am meisten an ihr zehren mag, das sind die Briefe ihrer Mutter. Durch diese hat sie erfahren, daß du ihren Vater aufs neue unterstützt hast. Sie war außer sich bei dieser Nachricht und hat die ganze Nacht geweint. Und noch mehr mag sie erfahren haben, was sie beunruhigt und in dem Zweifel bestärkt, ob sie ihr Schicksal an das deinige ketten dürfe. Wir mochten nicht fragen, um sie nicht noch mehr aufzuregen, aber zuweilen, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, hörten wir sie ausrufen: „Vater, Vater, was hast du an mir gethan!“ Solche Gemütsbewegung muß ja ihre Folge haben; das fühlst du an dir selbst, Franz. Laß sie

deine Sorge nur nicht zu sehr merken und sprich nicht von ihren Eltern. Je ruhiger du scheinst, desto mehr wirst du sie beruhigen, denn sie lebt doch nur in dir!"

Geßner hörte die letzten Worte nicht, denn er hatte das Geräusch leichter Schritte und Gertruds Stimme vernommen. Er meinte zu fühlen, daß alles Blut in seinem Herzen sich zusammendrängte, und als er sich beim Öffnen der Thür rasch erhob, wankten ihm die Kniee.

Gertruds erster Blick begegnete dem seinigen; mit einem Aufschrei sank sie, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, auf einen Stuhl. Der Bibliothekar wollte zu ihr eilen, um sie an seine Brust zu ziehen; aber die Füße versagten ihm den Dienst. Mit einem einzigen Blicke hatte er erkannt, daß ihm die Schwestern, um ihn zu schonen, ihre schlimmsten Besorgnisse verschwiegen hatten. Diese großen dunklen Augen mit ihrem eigentümlichen Glanze, diese durchsichtige Blässe der eingefallenen Wangen, dieser müde Leidenszug um die schmalen Lippen — ihm war, als müßte ihm das Herz in Stücke brechen. Endlich rief er aus, und die ganze Qual seiner Seele ergoß sich in die Worte: „Gertrud! Gertrud! was hast du an uns gethan?"

Da ging ein Zucken durch ihren Körper; sie streckte die Hände vor und starrte mit der Miene tiefer Seelenangst zu ihm empor. Und als ihr Blick die Wandlung erkannte, die auch an ihm sich vollzogen, sprang sie mit einem Weheruf auf, der mit einem

Wonnelaut sich mischte, faßte sein Gesicht mit beiden Händen, drückte ihn sanft auf das Sofa nieder, küßte seine Lippen und Augen, streichelte seine Wangen und Haare und flehte ihn an, sich nicht zu grämen und ihr zu vergeben. Vergebens bat er und baten die Schwestern die tief Erregte, sich zu beruhigen. Immer aufs neue umschlang sie seinen Hals, weinte an seiner Brust, küßte seine Hände und preßte sie an ihre fiebernden Schläfe.

Erst als er sie bat, sich um seinetwillen zu schonen, sich zu stärken und auch ihm eine Stärkung, deren er bedürfe, zu bereiten, bezwang sie sich und eilte hinaus, das Gewünschte zu beschaffen. Als sie zurückkehrte, lag eine sanfte Röte auf ihren Wangen und ihre Stimme klang weich, aber voll und klar. Nur wenn das Gespräch ihre Eltern berührte, durchflog ein Schauer ihre Glieder und sie bat mit zuckenden Lippen, nicht weiter von den Unglücklichen zu reden. Ihr Vater werde den Weg des Bibliothekars nie wieder kreuzen und ihre Mutter habe nur den einen Wunsch, ihre Kinder in der Ferne glücklich zu wissen. Dann lehnte Gertrud ihren Kopf an die Schulter Geßners und bat leise, ihr nochmals zu sagen, daß ihr Entschluß ihn wirklich so tief unglücklich gemacht und daß er wirklich nicht leben könne ohne sie. Und als er ihr diese Versicherung wieder und wieder gegeben, bat sie selbst, den Tag der Hochzeit zu bestimmen. So oft eine Pause eintrat, rief sie das

Kind herbei, das die Verschen, die es gelernt, all seine Kenntnisse und seine kleinen Arbeiten aufsagen und vorzeigen mußte. Und als Marie zur Ruhe gebracht war, bat Gertrud um eine nochmalige Beschreibung der künftigen Wohnung mit dem Blick auf den Park und der Einrichtung von Küche und Keller, Boden und Waschraum.

So gelang ihr, was sie wollte; denn als gegen Mitternacht der Bibliothekar ermahnte, der nötigen Ruhe zu pflegen, war seine Stirn entwölkt und seine Augen strahlten deutlich den neuen Glückstraum wieder, der in ihm aufgeblüht war.

Und er blühte fort während der drei Tage, über welche der Urlaub Geßners sich erstreckte. Gertrud blieb sich gleich in sanfter Erregung, bräutlicher Hingebung und in unermüdlichem Bestreben, jede Sorge des Verlobten zu scheuchen. Ihr Schritt war elastisch, ihr Lächeln schien der Widerschein innigen Glückes und stetiger Hoffnung. Nur Geßners ältere Schwester glaubte zuweilen in dem frohen Geplauder Gertruds eine Spur von Zwang, in ihren leichten Bewegungen eine Spur gewaltsamen Sichaufraffens zu erkennen. Und als der Bruder Abschied nahm, bat sie ihn tief bewegt, oft, recht oft zu schreiben und immer von der Öde, in der er lebe, immer von dem Glück, daß er so nahe vor sich sehe.

Verwundert blickte der Bibliothekar sie an und wie ein Wolkenschatten, der über eine sonnige Flur

dahinfliegt, zog eine trübe Ahnung über seinen Freudenhorizont. Aber dieser Schatten wich unter Gertruds Kuß, der heiß auf seinen Lippen brannte und den er zu fühlen meinte nicht nur auf der Heimreise, sondern alle die Wochen hindurch, die ihn vom Hochzeitstage trennten. Nur wenn die Schwester schrieb, Gertrud „scheine“ sich völlig zu erholen, breitete sich aufs neue der trübe Schatten über die sonnige Flur seines Hoffens, schwand aber rasch unter dem Eindruck von Gertruds Zeilen, die nur Glück atmeten und Sehnsucht nach Beglücken.

* *
*

So kam der Tag vor der Hochzeit heran, die bei den Schwestern des Bibliothekars in aller Stille gefeiert werden sollte. Erst am Vorabend trat dieser mit dem Professor die Reise an und traf spät bei den Schwestern ein. Sie empfingen ihn und seinen Freund feierlich und tief bewegt beim Postgebäude. Auf seine hastige Frage nach Gertrud entgegneten sie ihm zögernd, seine Braut sei vor etwa einer Stunde, als sie sich umgekleidet, von einer leichten Ohnmacht angewandelt worden, habe sich aber bereits erholt und nur durch dringendes Abmahnen sich bewegen lassen, die Ankunft des Verlobten im Hause abzuwarten.

Von Sorge und Sehnsucht getrieben, eilte Geßner voraus, schon von weitem nach den erleuchteten Fenstern der schwesterlichen Wohnung spähend. Er erkannte die dunklen Umrisse einer weiblichen Gestalt, sah sie bei

seinem Nahen verschwinden und fühlte, als er kaum die Hausthür geöffnet, sich umschlungen von den Armen Gertruds, die ihn fassungslos umklammerte. „Mir war, als müßtest du ausbleiben, als müßte eine Fügung dich zurückhalten, ein Unglück dir begegnet sein,“ rief sie aus, indem sie ihn die Treppe hinaufgeleitete, und in der Stube preßte sie ihn wieder und wieder an ihr wild schlagendes Herz, als ob sie sich überzeugen müßte, daß er wirklich gekommen. Dann forschte sie mit ängstlichen Blicken in seinen Zügen und jubelte unter heißen Thränen auf, als sie nur Sorge und Liebe, nicht bleichen, verzehrenden Kummer auf seinem Antlitz las.

Als die Schwestern mit dem Professor das Zimmer betraten, saßen die Verlobten, die Hände ineinandergefügt, still neben einander. Sie nahmen mit stillem Lächeln die Wünsche des Professors entgegen, der sich mühte, ein heiteres Gespräch über die bevorstehende Reise in Fluß zu bringen, und nur ab und zu einen ernsten Blick mit der älteren Schwester des Bräutigams tauschte. Er erreichte seine Absicht vollkommen. Der Bibliothekar und Gertrud gingen auf jede Anregung ein und so verfloß der Rest des Abends ruhiger und heiterer, als der Professor nach den Mitteilungen, welche die Schwestern ihm unterwegs über die immer mehr sich steigernde Erregbarkeit Gertruds gemacht, und nach ihrer Erscheinung befürchet hatte. Gleichwohl konnte er, als er nach einem stillbewegten Abschied

mit dem Bibliothekar nach dem Gasthofe schritt, nicht frei aufatmen. Ein Gefühl unklaren, aber tiefen Bangens, für das er vergebens nach den rechten Gründen und Worten suchte, lastete auf seiner Brust und bedrückte ihn um so schwerer, je deutlicher er empfand, daß auch sein Freund vergebens nach Worten rang. Er begleitete diesen auf sein Zimmer, leistete ihm schweigend allerlei kleine Dienste und wollte sich endlich, unzufrieden mit sich selbst, mit einem innigen Händedruck verabschieden.

Aber der Bibliothekar gab die Hand des Freundes nicht frei und sprach nach einer Weile mit weicher, aber fester Stimme: „Auch Sie hegen die Sorge, daß mein Glück nicht von langer Dauer sein werde. Ich sehe es Ihnen an und danke Ihnen für Ihr stilles, schonendes Mitgefühl von Herzen. Aber ich bitte, bezwingen Sie es morgen. Es könnte Gertrud schaden, wenn sie es bemerkte. Sie sorgt nur um mich und weiß nicht, wie sehr sie uns zur Befürchtung Anlaß giebt. Und vielleicht schwindet, wenn sie erkennt, daß ihre Sorge grundlos ist, auch der Grund der unsrigen. — Vielleicht auch nicht. Wie ich das tragen soll, weiß ich nicht. Aber ich werde es zu tragen suchen, so daß sie weiß, ihre Liebe war das höchste Glück meines Lebens und wird es bleiben bis an mein Ende. Und nun gute Nacht, lieber Freund."

Der Professor wandte sich einen Augenblick ab, dann umarmte er den Freund und sprach, mit seiner

Rührung kämpfend, in abgerissenen Sätzen: „Sie sind, — doch wozu es Ihnen sagen? . . . Und Sie wissen auch, daß ich ein alter Heide bin . . . aber doch . . . wenn Ihnen nicht wird . . . aber gleichviel, was auch kommen mag, Sie haben das Gegengewicht in sich . . . und ich mag sonst das Küssen der Männer nicht — aber da, da, da . . .“ Und dreimal küßte er den Freund auf den Mund und beide Wangen. Dann riß er sich los und eilte auf sein Zimmer.

Als der Bibliothekar mit dem Freunde am nächsten Vormittag etwa eine halbe Stunde vor der Trauung, die in der Wohnung der Schwestern stattfinden sollte, bei diesen eintrat, empfing ihn der alte Pastor, der als bewährter Freund des Hauses ersucht worden war, die heilige Handlung zu verrichten. Er führte den Bräutigam in das Wohnzimmer, in dem nahe der Wand, an der sonst unter einem schönen Christusbilde und den Pastellporträts der Eltern der Geschwister das Sofa stand, ein mit blühenden Gewächsen umgebener Altar errichtet war. „Ich beglückwünsche Sie“, begann der würdige Herr mit innigem Händedruck, „von ganzem Herzen zu der Wahl, die Sie getroffen, mag sie Ihnen auch von anderer Seite verdacht werden und namentlich manchem meiner Amtsbrüder bedenklich erscheinen, der nur auf die religiöse, oder, wenn Sie wollen, auf die kirchliche Erziehung des Menschen Gewicht legt. Diese Erziehung fehlt Ihrer Braut allerdings und ich habe sie ihr nicht geben können,

obgleich ich es redlich versuchte. Eine Weile schien es, als ob meine Bemühung von Erfolg sein würde. Aber ihr weltlicher Bildungstrieb zog Gertrud, die alles, was sie erfaßt, leidenschaftlich und ausschließlich betreibt, von meiner Lehre ab. Aber sie fühlt die Lücke, fühlt sie tief, und dieses Gefühl lastet auf ihr. Seien nun Sie, Sohn meines väterlichen Freundes und Amtsbruders, ihr Führer auch in den Schoß der Kirche. Sie befestigen dadurch Ihr Glück und das der Guten."

Bevor Geßner eine Entgegnung fand, trat der Professor an ihn heran, um ihn zurück in das Nebenzimmer zu führen, in dem inzwischen noch einige der nächsten Bekannten der Schwestern sich eingefunden hatten, um Zeugen der Trauung zu werden. Schweigend nahm der Bräutigam ihre Glückwünsche entgegen und überließ die Führung des Gespräches dem Freunde; das Herz schlug ihm fast hörbar und in fieberhafter Erwartung lauschte er jedem Geräusche, das von außen hereindrang.

Endlich öffnete sich die Thür und über die Schwelle trat zuerst Marie, weiß gekleidet mit hochgeröteten Wangen, ein Körbchen mit Blumen in der Hand. Dem Kinde folgte die jüngere der Schwestern mit der Braut, deren zarte, von einem einfachen weißen Kleide umschlossene Gestalt ein weiter, mit dem Myrtenkranze auf dem schlichtgescheitelten Haare befestigter Schleier fast ganz umhüllte. Marmorbläße lag auf ihren

Wangen und auf ihrer Stirn und ließ das purpurne Rot der Lippen und die dunklen Schatten um die gesenkten Augenlider noch schärfer hervortreten. Das Haupt gesenkt, die Hände vor sich gefaltet, betrat sie mit langsamen, zögernden Schritten die Schwelle und ihre ganze Gestalt erbebte, als der Bräutigam zu ihr trat und ihren Arm in den seinigen legte. Mit einem Jubelruf sprang das Kind vor das Paar und streute die Blumen des Körbchens auf den Boden bis vor den Altar, vor dem der Geistliche bereits sich aufgestellt hatte, der seinen Segenswunsch den Nahenden entgegenrief.

Der Bibliothekar fühlte einen heiligen Schauer bei diesem Rufe durch seine Glieder rieseln und ein gleiches Gefühl schien Gertrud zu durchbeben. Ihr Fuß stockte und der Bräutigam mußte sie stützen beim Weiterschreiten. Schwer lag ihr Arm in dem seinigen und ihr Beben teilte ihm sich mit. Vor dem Altare angekommen, glaubte er sie einer Ohnmacht nahe und ein heißes Bangen erfüllte sein Herz. Kaum vernahm er die Worte des Geistlichen; all sein Fühlen, sein ganzes Wesen war eingenommen von der Empfindung, die durch Gertruds erzitternde Glieder auf ihn überströmte. Er sah des Professors Auge forschend und umdüstert auf Gertrud gerichtet und wünschte das Ende der heiligen Handlung herbei, um das tiefer und tiefer sinkende Haupt der Erschütterten an seine Brust legen und ihr Worte der Beruhigung zuflüstern

zu können. Kaum konnte er die Frage erwarten, durch deren Beantwortung er Treue geloben sollte fürs ganze Leben, und als die Frage erklang, fiel seine Antwort mit dem letzten Worte des Geistlichen zusammen. Aber gleichzeitig beugte er sich zur Seite, Gertrud empor zu halten, die zusammenzusinken drohte, und leise flehten seine Lippen: „Fassung, meine Gertrud!" Der Geistliche, dem diese Bewegung nicht entgehen konnte, zögerte eine Weile, bevor er auch an die Braut seine Frage richtete, und er wiederholte sie lauter und inniger, als die Antwort ausblieb.

Da riß Gertrud jäh sich empor; wie abwesend irrte ihr Blick von dem Geistlichen zu den Bildern über dem Altar, zu den Zeugen der heiligen Handlung und blieb dann auf dem Kinde haften, das neben den Altar getreten war und mit großen Augen und geöffneten Lippen das Brautpaar betrachtete. Entsetzen im Blick, als wäre eine Gestalt der Unterwelt ihr an der Stelle erschienen, wo das Kind gleich einem lauschenden Engel auf dem Bilde eines alten Meisters stand, starrte Gertrud die liebliche Erscheinung an. Dann brach ein markerschütternder Schrei aus ihrem Munde. Von dem umschlingenden Arme sich loswindend, riß sie mit der Linken den Myrtenkranz vom Haupte, umklammerte mit der Rechten das erschrockene Kind, hob es auf und flüchtete mit ihrer Last der Thür zu, auf deren Schwelle sie lautlos und bewußtlos niedersank.

Der Professor war der erste, der die Fassung so weit wiedergewann, daß er zu der Niedergesunkenen eilen, das bewußtlose, aus einer Stirnwunde blutende Kind befreien und den sprachlos die Hände ringenden Schwestern zurufen konnte, der Ohnmächtigen Hilfe angedeihen zu lassen.

Auch der Geistliche, der bleich, mit nach oben gerichteten Blicken gestanden, ermannte sich nun und unterstützte die Schwestern in dem Bemühen, Gertruds leblose Gestalt in ein Nebenzimmer zu tragen. Die übrigen Zeugen entfernten sich, um einen Arzt herbeizurufen oder um sich selbst von ihrer Bestürzung zu erholen. So blieb der Bibliothekar allein in dem geschmückten Raume. Langsam, müde sank er auf den Schemel vor dem Altare nieder und starrte mit glanz- und thränenlosen Augen auf den Myrtenkranz zu seinen Füßen. Das Herz war ihm wie zerbrochen in der Brust; er fühlte sein Schlagen nicht und ward sich keines Gedankens bewußt. So saß er lange, lange, die Arme schlaff hernieder, das lange Haar in feuchten Strähnen über die Stirn und die totenbleichen Wangen herabhängend. Plötzlich zuckte er auf. Siedendheiß drang ihm das Blut in Herz und Hirn und ein jäh emporschießender Gedanke ließ seine Hände krampfhaft sich ballen. Er ergriff den Myrtenkranz, um ihn zu zerreißen. Aber das Geflecht widerstand seiner Kraft. Er sprang auf, um eine stärkere Anstrengung zu machen. Da fiel sein Blick auf das Christusbild

mit den milden, leidend verklärten Zügen und der segnenden Bewegung der Hände, die wie zum Schutz über die Häupter und Glieder der Familie sich breiteten, deren Bilder den mittleren Teil der Wand bedeckten. Langsam sanken seine Arme nieder; seine Augen umflorten sich; ein heißer Thränenstrom brach sich Bahn und es war dem Erschütterten, als fielen die Tropfen wie milder Regen auf eine ausgedörrte, brennende Flur.

Und wieder sank er nieder, das Haupt in die Hände gepreßt, die noch den Kranz hielten, dessen Blättchen und Blüten er auf seiner Stirn fühlte. Und ihm war, als ob diese Blättchen und Blüten ihm die Geschichte eines armen, unglücklichen Mädchens erzählten, das aufwuchs in einem unsteten Wanderleben, ohne Erziehung, jedem Einfluß einer im Elend verkommenen Umgebung preisgegeben, und halb noch ein Kind, der Liebe bedürftig, unbewacht und ungewarnt einem Wüstlinge zum Opfer fiel, der seine Lüste die Sprache der Liebe lehrte. Er sah den Zorn des Vaters, der den Fehltritt der Tochter weniger um der Sünde und Schande als um seiner bedrohten Hoffnungen willen verdammte und die Unglückliche zwang, bei ihrem Kinde vor der Welt die Mutterrolle mit der Rolle der Schwester zu vertauschen. Er sah, wie die gebeugte Verlassene vergebens rang, das Kind vor den Einflüssen zu behüten, durch die sie selbst in Schuld, Jammer und Lüge gestürzt worden; er fühlte

im eigenen Herzen ihre heiße Sehnsucht nach Rettung aus diesem Elend, nach Rettung für sich und ihr Teuerstes auf der Welt. Er sah sich selbst voll erbarmender Liebe eingreifen in ihr Geschick und den ersehnten Rettungsstrahl ihr zeigen; er sah, wie Dankbarkeit und Ehrfurcht vor dem Guten in dem nach Liebe dürstenden Herzen die Liebe zum Wohlthäter weckten und wie diese Liebe, im Bunde mit der Mutterliebe und der Furcht vor Schande und noch tieferem, trostloserem Elend, mit der erwachenden Liebe zur Wahrheit einen Kampf kämpfte, der am Mark des Lebens zehrte. Und er erkannte, daß er selbst blind gewesen gegen diesen Kampf, den vielleicht ein einziges Wort, eine einige Frage entschieden hätte zu Gunsten der Wahrheit; daß er in seiner Blindheit, seiner Trauer und seiner Sehnsucht nach Liebe den Kampf erschwert und auf den bebenden Mund, der sein Geheimnis zu enthüllen zagte, noch Siegel auf Siegel gepreßt. Nun sah er sich wieder vor dem Altar stehen, er fühlte wieder das Zusammensinken der zitternden Gestalt und durchlebte das Ende des Kampfes in seiner eigenen Seele. Ihm war, als wäre Marie sein eigenes Kind, das er verheimlicht und verleugnet und dem er eine Zukunft, eine Mutter retten wollte; als hinge von seinem Geständnis der Verlust des eigenen Lebensglückes, das Glück seines Kindes und der Heißgeliebten ab; als könnte er Kind, Geliebte und sich selbst retten durch ein einziges Ja und müßte sich selbst und sie

verdammen und vernichten durch ein einziges Nein. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn, seine Brust keuchte und seine Hände krampften sich zusammen. Er rang sich in verzweifeltem Kampfe den Entschluß ab, zu entsagen für sich, sein Kind und die Geliebte, er wollte wahr sein gegen sie, wollte das vernichtende Nein laut rufen und den Myrtenkranz zerreißen, den seine Hände an seine Stirn preßten. Aber wie ein Alp lag es auf seiner Brust, seinen Lippen und all seinen Gliedern, und als plötzlich durch ein Geräusch, das zu ihm drang, der Alpdruck von dem Starren wich, da entrang sich seinen Lippen ein heiseres „Ja!", das dumpf durch das öde Zimmer hallte.

Ein kalter Schauer durchrieselte ihn bei diesem Laute, aber als er sich erhoben und einen Blick nach der Bilderwand geworfen, glitt ein stilles Lächeln und ein mattes Rot über seine Züge. Er war sich klar über sich selbst und seine Pflicht und in seinem Herzen war der Groll erstorben. Er ging in das Nebenzimmer, und als er auch dieses öde und verlassen fand, überkam ihn ein heißes Angstgefühl. Erst jetzt wurde er sich bewußt, daß er in seiner Seelenqual nur an sich selbst und nur an den Seelenkampf, den Gertrud siegreicher als er gekämpft, nicht aber an die Folgen gedacht, die dieser Kampf und Sieg für ihre zerrüttete Gesundheit, für ihr Leben haben mußte. Wenn sie, die Zarte, Erschöpfte .... Er mochte den Gedanken nicht ausdenken. Er eilte zur Thür und als ihm in

dieser der Professor bleich und verstört entgegentrat, faßte er ihn an den Schultern und flehte mit erstickter Stimme: „Verkünden Sie mir mein Todesurteil. Sie ist tot! Gestorben in fremden Armen, in Jammer und Verzweiflung!"

Erschüttert schloß ihn der Freund in die Arme und entgegnete beruhigend, obgleich er selbst mit seinen Thränen kämpfte: „Noch lebt sie, wenn auch ihre Stunden gezählt sind. Aber sie ist sich ihres Zustandes nicht bewußt. Nachdem ein heftiger Blutsturz die erschütterte Natur vollends erschöpft, liegt sie ohne Bewußtsein und wird, wie wir hoffen, für immer einschlummern ohne Kampf und ohne Erinnerung."

Doch kaum noch hatte er diese Worte beendet, als er sich zurückgeschleudert fühlte, und als er von seiner Bestürzung sich erholt, sah er sich allein im Zimmer. Langsam, mit sich selbst unzufrieden und von einer Ahnung beschlichen, die ihn mit Rührung und Beklemmung zugleich erfüllte, kehrte er zurück in das Zimmer, in das man die Sterbende gebettet. Und seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Mit dem Oberkörper über das Lager geworfen, küßte der Bibliothekar Lippen und Augen der Leblosen und rief mit erstickter, flehender Stimme ihren Namen.

Und als ob sein Atem das entfliehende Leben zurückriefe, bewegten sich noch einmal die bleichen Lippen, schlugen die dunkelen Augen Gertruds noch einmal sich auf. Was sie flüsterten, diese Lippen,

vernahm nur er, und was er entgegnete, nur sie allein. Aber alle, die erschüttert und erhoben das Lager umstanden, ahnten, verstanden den Sinn. Und unaufgefordert trat der Geistliche herzu und richtete mit tiefer, erbebender Stimme an die Sterbende nochmals die Frage, die sie vorhin unbeantwortet gelassen. Und diesmal vernahmen alle das leise, verhauchende Ja, den letzten Laut, der ihren Lippen sich entrang, und alle sahen das letzte, selige Aufleuchten des brechenden Auges. —

Drei Tage nachher wallte in der Universitätsstadt ein fast endloser Zug hinaus nach dem Friedhofe, wo der Bibliothekar die Leiche seines jungen Weibes begrub. Nur der Professor fehlte. Er war am Morgen abgereist, um im Auftrage des Bibliothekars die Mutter der Verstorbenen in eine Anstalt für unschädliche Irre überzuführen. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode der Tochter und den begleitenden Umständen hatten den Direktor zur Flucht getrieben und in seinem Weibe das Übel, dessen Spuren schon unmittelbar nach Gertruds Verlobung sich gezeigt, zum Ausbruch kommen lassen. Der Bibliothekar sorgte für sie bis an ihr Ende.

Sein eigenes Haupt umwallt jetzt schneeweißes Haar und auf seine Brust fällt ein langer, weißer Bart. Durch die Straßen der Stadt, die Wege des Parkes und hinaus zum Friedhofe führt ihn seine Tochter, denn er ist seit Jahren völlig erblindet. Und

wenn er, mit liebevoller Sorgfalt von dem schönen Mädchen geführt, den Kopf nach Blindenart leicht erhoben, auf seinen Lieblingswegen dahin schreitet, grüßen ihn und sie aus der Ferne die Spaziergänger, die alle die Geschichte seines Lebens kennen. Der Tochter, die ihm eine seltene Bildung des Herzens und Geistes dankt, und seinem Freunde, dem alten Professor, diktiert er seit Jahren einen Kommentar zum „Faust", der jedoch erst nach seinem Tode erscheinen soll. Und beide lösen einander ab im Vorlesen. Wenn aber der Professor mit ihm allein ist, schlägt er den Schiller auf und liest dem Freunde das Gedicht vor, das „Shakespeares Schatten" überschrieben ist. Und wenn er an die Stelle kommt: „Das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt," macht er eine Pause. Dann fliegt es wie Abendsonnenschein über das bleiche, gefurchte Gesicht des Bibliothekars, und leise murmeln seine Lippen nach:

„Das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen *erhebt*, wenn es den Menschen zermalmt."

Wildauer.

Es war im Jahre der Wiener Weltausstellung, als ich eine längere Reise anzutreten mich gezwungen sah. Der Schienenweg, den ich benutzen mußte, führte meilenweit durch so öde und gleichförmige Gegenden, daß ich mich entschloß, den Nachtzug zu benutzen, obgleich derselbe kein durchgehender war, sondern den Reisenden nötigte, nach Mitternacht zwei Stunden lang auf Anschluß zu warten. Ich hatte mich etwas verspätet; der Zug stand schon zur Abfahrt bereit, als ich den Perron betrat. Die meisten Koupees waren schon geschlossen, so daß ich, ohne lange zu fragen, in eines der geöffneten stieg, vor dem eine kurze und, wie es schien, bewegte Abschiedsszene sich abspielte. Das Koupee war bis auf einiges Handgepäck leer, und während ich das meinige ablegte, vernahm ich, daß draußen eine tiefe, kräftige Mannesstimme wiederholt die von Weinen begleiteten Bitten eines weiblichen Mundes durch die Versicherung unterbrach, von Wien aus oft und ausführlich schreiben zu wollen. Der

Schaffner machte der Szene rauh ein Ende, indem er zum Einsteigen aufforderte und die Billete verlangte. Kaum aber hatte er mit geübter Hand die Zange zweimal in Bewegung gesetzt und die Thüre geschlossen, als mein Koupeegenosse das Fenster herabließ und nochmalige Abschiedsgrüße hinausrief. Seine Stimme klang dabei so bewegt und er blickte auch, nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt, noch so lange durch die Nacht nach dem spärlich beleuchteten Perron zurück, daß ich mit einem halblauten Seufzer an Schillers Worte über die schöne Zeit der jungen Liebe dachte und mich bereits darauf gefaßt machte, demnächst eine rührende Geschichte über einen hartherzigen Vater, ein heimliches Verlöbnis unter Begünstigung der nachsichtigen Mutter und große, mit der Weltausstellung in Zusammenhang stehende Zukunftspläne anhören zu müssen. Höchst erstaunt, aber auch wahrhaft angenehm überrascht war ich daher, als endlich mein Reisegefährte das Fenster schloß, mir gegenüber Platz nahm und das wohlbekannte Gesicht eines allerdings noch jugendlichen, aber meines Wissens schon mehrere Jahre verheirateten Mannes zeigte, den ich als geschickten, fleißigen und strebsamen Kunstschlosser kennen gelernt hatte.

Er begrüßte mich, als auch er mich erkannte, artig, aber mit einer gewissen beschämten Verwirrung, ganz so, wie ein Bräutigam von zwei Tagen einen Bekannten begrüßt, der ihn zum erstenmale und ohne

von dem großen Ereignis etwas zu wissen, in zärtlicher Unterhaltung mit der Auserwählten seines Herzens überrascht hat. Dann, als wollte er dieser Verschämtheit Herr werden und ihren Eindruck auf mich verwischen, erzählte er mir eifrig von dem Zwecke seiner Reise, den kunstvollen Schlössern, die er in Wien ausgestellt, und lenkte hierauf, als dieses Thema erschöpft war, das Gespräch rasch auf meine Reiseziele, die Unannehmlichkeit des längeren Aufenthalts, der uns erwartete, und tausend andere gleichgültige Dinge. Endlich konnte ich es doch nicht unterlassen, ihm scherzend die Vermutung mitzuteilen, die ich gehegt, bevor ich ihn erkannt hatte. Obgleich er seiner Verwirrung längst Herr geworden war, ging er doch mit einer kurzen, fast schroffen Wendung auf einen anderen Gegenstand über. Es befremdete mich das um so mehr, als ich wußte, daß Wildauer, — so hieß mein Gegenüber — mich als unverheiratet kannte, und als meiner Erfahrung zufolge glücklich verheiratete Männer selten die Gelegenheit vorübergehen lassen, einem vermeintlichen Verächter des weiblichen Geschlechts und der Ehe das Glück der letzteren und die Vorzüge des ersteren zu schildern. Überdies hatte meiner Ansicht nach gerade Wildauer am wenigsten Ursache, sich einer Zärtlichkeit zu schämen, die um so begreiflicher war, als seine Frau in bezug auf Jugend und Äußeres ihm keineswegs nachstand. Dem Anscheine nach noch in der ersten Hälfte der Zwanzig, zierlich, frisch und leb-

haft, hatte sie stets den vorteilhaftesten Eindruck auf mich gemacht, wenn ich sie bei Gelegenheit einer Bestellung in dem kleinen, aber sauberen, in musterhafter Ordnung gehaltenen Laden traf, oder, was allerdings selten geschah, ihr in Begleitung ihres Mannes begegnete, der mit seiner hohen, kräftigen Gestalt, dem blonden Haar und Bart und den treuherzigen, aber ernsten blauen Augen wie geschaffen erschien, die kaum mittelgroße, zarte aber doch volle Gestalt an seiner Seite mit den dunklen glänzenden Augen durch das Leben zu leiten und mit ihr ein Dasein zu führen, in welchem die Gegensätze der Charaktere sich harmonisch ausgleichen.

Indem ich diesen Gedanken nachhing, mochte ich wohl Wildauers Fragen etwas zerstreut beantwortet haben, denn er schwieg plötzlich und lehnte sich, die Augen schließend, in die Ecke zurück. Von mancherlei Besorgungen, wie sie sich auf die letzten Tage vor einer längeren Reise zusammenzudrängen pflegen, ermüdet, folgte ich seinem Beispiele und war bald in jenen Halbschlaf versunken, in welchem man die Vorgänge, die sich in nächster Nähe ereignen, wohl vernimmt, ohne jedoch zum vollen Bewußtsein erweckt zu werden. So war es mir denn, als ob der Zug mehrmals anhalte, der Schaffner den Namen einer kleinen Station rufe und mein Reisegenosse aus- und wieder einsteige; aber erst, als ich einen kalten Luftstrom mich anwehen fühlte, erwachte ich vollständig, sah die

Koupeethür weit geöffnet und draußen den Bahnhof der letzten Station vor jener größeren, auf welcher ich zwei Stunden auf Anschluß harren sollte. Wildauer sah ich nicht, aber indem ich fröstelnd die Thür schloß, dachte ich, daß er für die Rücksichtslosigkeit, mit der er mich der kalten Nachtluft ausgesetzt, wohl die kleine Strafe verdiente, einige Zeit nach dem rechten Koupee suchen zu müssen. In der That schien ihn diese Strafe ereilt zu haben; denn er war noch nicht wieder eingestiegen, als das Signal zur Abfahrt gegeben wurde. Schon war ich im Begriff, nach ihm auszublicken, als der Schaffner ihn ins Koupee schob und dabei halblaut einige Worte ausstieß, die mich im ersten Augenblicke mit Zorn gegen den Beamten erfüllten, nach einem schärferen Blicke auf Wildauer mir aber leider als nur zu gerechtfertigt erschienen. Seine unsicheren Bewegungen und seine brennenden Augen verrieten, daß er keine der zahlreichen kleinen Stationen, an denen der Zug gehalten, hatte vorübergehen lassen, ohne dem Glase zuzusprechen. Wohl bemühte er sich, seinen Zustand zu verbergen, zog den Schirm über die Deckenlampe und lehnte sich in die dunkelste Ecke; aber seine schweren, unregelmäßigen Atemzüge und das häufige Wechseln seiner Lage bewiesen, daß er sich in einer Erregung befand, die vielleicht zum Teil Ursache, jedenfalls aber auch Folge des Zustandes war, über dessen Beschaffenheit kein Zweifel obwalten konnte.

Auch wenn die Haltestation nicht so nahe gewesen

wäre, hätte ich nicht wieder einschlafen können. Was hatte den als so strebsam und solid bekannten Mann veranlassen können, sich in einen solchen Zustand zu versetzen? Hatte ihn der Abschied, von dem ich Zeuge geworden, so schmerzlich ergriffen, daß er Betäubung suchte? Waren seine Verhältnisse vielleicht weniger geordnet, als man allgemein annahm, oder waren seine Hoffnungen auf Anerkennung seiner Arbeit weniger fest, als er vorhin behauptet hatte? Diese Fragen beschäftigten mich, während ich vernahm, daß mein Gegenüber leise Worte vor sich hinmurmelte, die er durch heftiges, leidenschaftliches Aufatmen unterbrach. Es lag in diesen unterdrückten Lauten, die sich seiner Brust entrangen, so viel, was Schmerz und Mitleid erweckte, daß ich den Unmut schwinden fühlte, der sich anfangs meiner bemächtigt hatte, und daß ich gern ein teilnehmendes Wort zu ihm gesprochen haben würde, wenn ich nur hätte finden können, wie ich es beginnen sollte.

Endlich hielt der Zug. Ehe ich ausstieg, frug ich Wildauer, ob wir nicht die zwei langen Stunden mit einander verbringen wollten; ich hoffte ihn auf diese Weise zu beschäftigen und von seinen trüben Gedanken abzulenken. Seine Antwort hielt ich für eine bejahende; doch hatte ich in dem einzigen erleuchteten Wartesaale längst meinen Platz eingenommen und meine Tasse Kaffee bereits zur Hälfte geleert, als er endlich erschien, aber, anstatt sich an meinem Tische niederzulassen, die

dunkelste Ecke aufsuchte und dort sein Handgepäck so auf die Stühle verteilte, daß ich erkennen mußte, er wollte nicht gestört sein. Dann forderte er zu trinken, ließ das Glas lange unbeachtet stehen, während er den Kopf auf den Arm stützte, leerte es hierauf aber rasch, um ein neues zu verlangen. Wieder versank er in dumpfes Brüten, aus dem er plötzlich mit einer Bewegung auffuhr, als wollte er sich mit der geballten Faust vor die Stirn schlagen. Noch rechtzeitig schien er sich aber zu besinnen, daß er beobachtet werden könnte; denn er hielt inne, strich mit der Hand über Stirn und Augen und trank dann, wie um die Flamme zu löschen, die in ihm glühte, sein Glas mit einem Zuge leer.

Nach langem Sinnen, während dessen ich den Blick nicht von ihm wenden konnte, schien ein Entschluß in ihm gereift zu sein; er sah nach der Uhr, erhob sich, bezahlte und verließ den Saal. Er sah dabei trotz der immer deutlicher hervortretenden Wirkung seiner Unbesonnenheit so bleich und furchtbar ernst aus, daß ich mich erschrocken fragte, ob es nicht meine Pflicht wäre, ihm zu folgen. Alles, was ich heute an ihm gesehen, stand in so schroffem Gegensatze zu dem, was ich bisher an ihm und über ihn erfahren, daß ich wohl auf noch Unerwarteteres, Unwahrscheinlicheres gefaßt sein durfte. Rasch entschlossen ging ich ihm nach.

Er schritt vor dem Schalter auf und nieder,

augenscheinlich in der Erwartung, daß bald geöffnet werden würde. Obgleich ich gesehen hatte, daß er gleich mir ein für eine weitere Strecke giltiges Billet besaß, sah ich doch sofort ein, daß die Befürchtung, die ich mir selbst kaum hatte gestehen mögen, grundlos war und ich die Verpflichtung hatte, mein Kommen zu rechtfertigen. Möglichst unbefangen trat ich an ihn heran und fragte, ob er seinen Reiseplan geändert hätte.

Ein finsteres „Ja" war die Antwort. „Aber," fuhr ich unbeirrt fort, „der einzige Zug, der jetzt eintrifft, fährt dahin zurück, woher wir kommen, und bleibt auch daselbst."

Kurz und abweisend wie vorher, entgegnete er mir, daß er es wüßte; gleichzeitig aber machte er eine unwillkürliche Bewegung, die mich veranlaßte, seinen Arm zu ergreifen und ihn zu stützen. Ruhig ließ er es geschehen, lehnte Kopf und Schulter an die Wand und sprach dann, indem er sich aufrichtete: „Ich bin krank und will nach Hause zurückkehren."

„Nicht jetzt und nicht so," entgegnete ich ihm; „es könnte Ihnen unterwegs etwas zustoßen. Bedenken Sie, wie die Ihrigen erschrecken würden, wenn sie eine solche Nachricht erhielten. Nehmen Sie meinen Beistand an und lassen Sie uns zunächst auf einige Minuten das Freie suchen; die dumpfe Schwüle des Saales hat nicht wohlthuend auf Sie wirken können."

Sein Arm zuckte in dem meinigen, als ich von

dem Schrecken seiner Angehörigen sprach; aber er entgegnete nichts und folgte mir schweigend nach dem Perron.

Der kalte Wind, der uns hier umwehte, schien beruhigend auf meinen Begleiter zu wirken; denn er ging mit festem Schritte neben mir und mahnte mich, den Kragen des Überziehers aufzuschlagen, um mich nicht zu erkälten. Obgleich ich seinen Rat befolgte, fröstelte mich bis ins Mark, und da eben von der nächsten Station der Abgang des Zuges gemeldet wurde, den Wildauer zur Rückfahrt benutzen wollte, schlug ich ihm vor, rasch eine Karte an seine Frau zu schreiben, dieser seine Rückkehr unter irgend einem Vorwande anzukündigen, die Notiz mit dem Zuge zu befördern, selbst aber bis zum Morgen hier zu bleiben und zu versuchen, ob der Schlaf seinen Zustand nicht bessern werde.

„Schlafen,“ entgegnete er bitter, indem er seinen Arm unter dem meinigen wegzog und stehen blieb; „ja, wenn ich schlafen könnte! Hab ich's nicht unterwegs versucht auf jede mögliche Weise? Bin ich nicht aus diesem Grunde so weit gegangen, daß selbst der Schaffner mich wie einen Trunkenbold behandelte? Und,“ fuhr er nach einer Pause fort, „was denken Sie von mir? Haben Sie mich nicht deswegen an die frische Luft gebracht?“

„Sie sind mehr aufgeregt, als trunken, Meister,“ entgegnete ich beruhigend, „und gewiß nur deshalb etwas

unwohl, weil Sie in der Aufregung tranken. Glauben Sie mir, ich denke nicht übel von Ihnen. Man wird unter den verschiedensten Lebensverhältnissen nicht so alt, wie ich geworden bin, und wird nicht teilnehmend gegen fremdes Leid, wenn man nicht selbst zuweilen von Sorgen, Schmerz und Kummer sich zu Schritten hat verleiten lassen, die man bei klarem Bewußtsein nicht gethan haben würde. Wenn Sie nicht schlafen können, so lassen Sie uns sprechen, wovon Sie mögen, bis die Glocke mich ruft. Ich werde mich nicht in Ihr Vertrauen drängen; aber das erlauben Sie mir, daß ich Sie selbst vor Übereilung und die Ihrigen vor Schreck und Kummer bewahre."

„Sie haben doch selbst keine Familie?" fragte er mit einem gewissen Staunen, das sich in seiner Stimme ausdrückte. „Leider nicht," war meine Antwort; „aber ich kann mich gut genug in die Lage eines Gatten und Vaters versetzen, der einmal vor den Seinigen in einer Weise erscheint, wie sie ihn nie sehen sollten." „Ich bin nicht Vater," entgegnete Wildauer leise und gepreßt.

„Dann entbehren Sie viel. Doch sind die kinderlosen Ehen oft die innigsten; die Frau nimmt dann in dem Herzen des Mannes allein die Stelle ein, die sie sonst mit den Kindern teilen müßte. Wurde Ihnen der Abschied deshalb so schwer? Oder" — setzte ich, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen und ohne seine Antwort abzuwarten, hinzu — „steht Ihnen das

bisher entbehrte Glück bevor, dem der größte Schmerz oft so nahe ist?"

Hätte ich die Wirkung dieser Frage ahnen können, so würde ich sie nicht gestellt haben. Wildauer zuckte zusammen und rief, die Hand wie zur Abwehr ausstreckend, als ob ihm das größte Unglück vorausgesagt worden wäre: „Davor bewahre mich der Himmel!"

Unfähig, einen Wunsch zu verstehen, der mir geradezu widernatürlich vorkam, erschüttert in dem Vertrauen, welches ich dem Manne entgegengetragen, bereute ich fast, mich überhaupt um ihn gekümmert zu haben, und vorwurfsvoll genug mochte meine Mahnung an ihn klingen, sich nicht zu versündigen. Aber anstatt durch diese Äußerung und den Ton, in dem sie gesprochen wurde, sich zurückstoßen zu lassen, legte Wildauer die Hand auf meine Schulter und sprach mit einer Stimme, die mir in das Innerste drang: „Nicht wahr, das verstehen Sie nicht trotz aller Erfahrung? Hätt' ich's doch selbst nie für möglich gehalten, daß ein Mensch so denken könnte, oder gar ich selbst! Ein Kind, das Ebenbild der Frau, die man über alles liebt, schien mir einst das höchste Glück. Es gab eine Zeit, wo ich nicht einmal soviel zu wünschen wagte. Und noch wünsche ich es zuweilen und meine, dann müßte alles gut werden; — dann aber verwünsch' ich es wieder und mich und die ganze Welt dazu. — Sie meinen," fuhr er fort, „das sei

unnatürlich, und vielleicht ist es auch so. Ich fühle es und kämpfe dagegen an — aber ich kann nicht anders; die Vergangenheit ist schuld und die Furcht, daß ich büßen muß für Vergangenes und den Verstand verlieren und auch *sie* büßen lassen könnte — und ich hab sie doch so lieb, so unsäglich lieb!"

Und der starke Mann schlug die Hände vor das Gesicht und wendete sich ab, damit ich seine Thränen nicht sehen sollte.

Einen Mann weinen zu sehen, erschüttert auch den, der Frauenthränen gegenüber kalt zu bleiben gelernt hat; am meisten aber erschüttert es, wenn zu den Thränen die Selbstanklage sich gesellt über eine Vergangenheit, die durch alles Ringen sich nicht austilgen läßt. Noch faßte ich nicht, welcher Schuld der Unglückliche sich zieh und welche Folgen so schwer sein Herz belasteten; aber mein Mitgefühl stieg auf das höchste und ich wußte mich frei von aller kalten Neugier, als ich seine Hand ergriff und ihn bat, sein Herz zu erleichtern und mit einem Freunde zu sinnen, ob nicht jener Fluch gelöst werden könnte, der über seinem Leben schwebte.

Lange vermochte er nicht zu antworten; als aber der Zug heranbrauste, den er zur Rückfahrt hatte benutzen wollen; als streifende Lichter ihren Schein über uns warfen und Menschengruppen den Perron belebten, zog er mich mit sich hinweg in die Dunkelheit und bat mich, wie um sein Leben, um die Gunst, in

einem einsamen Zimmer seine Beichte anzuhören: er müsse sich offenbaren, wenn ihm das Herz nicht brechen solle.

Der Zug fuhr ab, einige Wagen rollten in der Ferne; in dem großen Wartesaale war außer dem Kellner, der hinter dem Buffet in einer Ecke sich zum Schlaf zurücklehnte, kein Mensch; nur an dem Kronleuchter in der Mitte brannten zwei kleine trübe Flammen; der Tisch, an welchem Wildauer gesessen, lag in tiefem Dunkel; — dort setzten wir uns einander gegenüber. Lange schwiegen wir beide. Dann rief Wildauer den Kellner und bestellte Wein. „Ich kann nicht sprechen," erklärte er mit einem Lächeln, das ich mit einem Sonnenblick auf eine vom Hagel verwüstete Flur vergleichen mochte. „Manche Dinge kann man nur sagen, wenn man den Verstand oder das Bewußtsein verloren hat."

Ich wagte nicht zu widersprechen. Der Wein kam; der Kellner kehrte, schon im Gehen schlafend, auf seinen Platz zurück und Wildauer begann:

„Fünf Jahre sind es jüngst gewesen, als ich zum erstenmale in das Häuschen am Graben trat, welches jetzt mein Eigentum ist. Ich kam damals aus Böhmen, war lange gewandert, ohne Arbeit zu finden, war müde und halb krank, sonst hätte ich wohl nicht nach Arbeit gefragt bei dem mürrischen alten Meister, den ich in der Werkstatt traf und dem das Laster des Trunkes auf dem Gesicht geschrieben stand. Er hatte

einen größeren und schwierigeren Auftrag, den er nicht allein hätte ausführen können, auch wenn er fleißiger und geschickter gewesen wäre. Ich hörte es gleich aus seinen Fragen heraus, daß er seit langen Jahren mit der Zeit nicht vorwärts gegangen war, und merkte, trotz seiner barschen Fragen und Antworten, wie froh er war, daß sich ihm Hilfe anbot. Als es sich aber um den Lohn handelte, sein Geiz zum Vorschein kam und ich schon den Rücken wenden wollte, da trat ein junges Wesen in die Werkstatt ein. Sie mußte wohl unser Gespräch mit angehört haben; denn sie bat den Alten, daß er mich behalten und sich schonen möchte, und sah mich mit den großen dunklen Augen in dem bleichen, verhärmten Gesichte so bittend an, daß mir ganz eigen ums Herz wurde. Ich dachte in meinem Sinn, sie müßte die Tochter sein; denn wenn sie dem Alten auch in keinem Zuge glich und bei ihrem vergrämten Wesen nicht wie ein junges Mädchen erschien, so würde ich doch nicht auf den Gedanken gekommen sein, daß sie seine Frau sein könnte. Er behandelte sie auch nicht danach und ich meinte, sie müßte ein schweres Dasein mit ihm haben. Sie sah ohnehin schon nach Hunger und Kummer aus und da dachte ich, daß es Christenpflicht wäre, die Arbeit fertig zu stellen, damit das arme Ding nicht am Ende gar verkomme. So schlug ich denn ein; aber ich meinte, ich sollte in den Boden sinken, als der Meister mir sagte, das sei die Meisterin."

Der Erzähler schwieg eine Weile, und obgleich mir eine Ahnung des Kommenden auftauchte, enthielt ich mich doch jeder Frage, die mir ja ohnehin bald von selbst beantwortet werden mußte. Endlich fuhr Wildauer, nachdem er sein Glas geleert, fort:

„Es war mir, als warnte mich eine Stimme davor, zu bleiben; und als ich am Abend fort und fort an die junge Frau denken mußte und mich immerwährend mit der Frage quälte, wie sie wohl zu dem alten widerwärtigen Manne gekommen wäre, da nahm ich mir fest vor, diesen Ort wieder zu verlassen, sobald die Bestellung ausgeführt sein würde. Ich hatte ja schon kennen gelernt, was das Mitleid thut! In Böhmen hatte ich lange mit einem Thüringer zusammen gearbeitet, einem Menschen, der die Gutmütigkeit und das Vertrauen selbst war. Was er hatte, gehörte anderen; und wenn er selbst nichts hatte, so trauerte er wenigstens mit den Traurigen.

„Der lernte ein Mädchen kennen, das in der Welt herumsang und verloren war, wie die meisten ihrer Art, aber sich zuweilen darüber grämte, daß sie durch schlechte Gesellschaft heruntergekommen war. Mein Thüringer wollte zuerst nicht glauben, daß sie nicht viel besser wäre, als die anderen; und als er's endlich von ihr selbst erfuhr und sie ihm ihr Schicksal klagte, erfaßte ihn das Mitleid dermaßen, daß er sie zu retten beschloß. Er kümmerte sich nicht um Spötterei und Hohn, sondern schloß sich gänzlich von seinen Bekannten

ab und gab sein ganzes Herz dem Mädchen. Sie mochte sich wohl auch ernstlich nach einem besseren Leben sehnen und den Willen haben, sich zu ändern und des guten Menschen wert zu werden; — aber die Macht der Gewohnheit war stärker und sie wurde ihm wieder und wieder untreu. Weil sie sich dann aber, wenn er es erfuhr, selbst anschuldigte und über ihre Schwäche und ihre Vergangenheit weinte, konnte er nicht von ihr loskommen und beschloß endlich sogar, mit ihr zu gehen, selbst Musikant zu werden und sie auf ihren Reisen vor Verführung zu schützen. Ich versuchte alles Mögliche, um ihm seinen Plan auszureden; aber er führte ihn doch aus. Später sah ich ihn wieder mit seiner Gesellschaft, verkommen wie seine Liebste, die er noch liebte, um die er sich jeden Abend betrank, wenn sie mit aller Welt schön that, und um die er sich vor Mitleid abgrämte, obgleich er selbst das meiste Mitleid verdiente. Er war ein guter Mensch und hatte so etwas, wie ich's auch habe und was mich immer zu ihm hinzog; an ihn mußte ich deshalb denken an jenem ersten Abend im Hause meines Meisters.

„Zwar schalt ich mich selbst deshalb, daß ich in meinen Gedanken die Meisterin mit einer so schlechten Person in Vergleich brachte; aber gerade weil der Vergleich in bezug auf sie ganz falsch und weil sie tausendmal besser war, als jenes Mädchen, so hatte ich auch noch tausendmal mehr Grund zum Mitleid mit ihr

und ich konnte mich zu wer weiß was hinreißen lassen. In der Nacht träumte mir auch, der Alte hätte sie geschlagen und ich faßte ihn deshalb in äußerster Wut am Halse und schüttelte ihn so lange, bis er tot zu meinen Füßen fiele. In Schweiß gebadet wachte ich auf und ging beim Morgengrauen an die Arbeit und schaffte den ganzen Vormittag, um nur recht bald fertig zu werden, und schlug mit dem Hammer auf das Metall, um es nicht zu hören, wenn der Alte auf seine Frau schalt. Sie selbst blickte ich kaum an, obgleich ich ihr bleiches Gesicht mit den großen dunklen Augen im Geiste immer vor mir sah. Aber nach Tisch, als der Alte schlief, geschah etwas, was meinen ganzen Vorsatz über den Haufen warf. Auf eine Krücke gestützt, trat ein Greis in die Werkstätte. Er sah mich forschend an und fragte nach seiner Tochter. Ich ahnte, daß es die Meisterin wäre, und gleich darauf trat auch sie herein und nötigte den alten Vater zum Sitzen und entschuldigte sich, daß sie noch nicht hätte nach ihm sehen können; sie hätte so viel zu schaffen und ihr Mann wieder einmal seinen bösen Tag gehabt, und das Medikament hätte sie auch nicht besorgen können, denn das Geschäft wäre so schlecht gegangen, daß sie nichts hätte ersparen können. Jetzt aber würde es wohl besser werden, wenn der gute und geschickte Gesell aushielte und nicht fortginge, wie früher die anderen alle. Und dabei sah sie mich wieder an und die Thränen traten ihr in die Augen und ihr alter Vater

stand auf und hinkte zu mir und legte mir die zitternde Hand auf die Schulter und bat mich gleichfalls, auszuhalten; es wäre ein gutes Werk und Gott würde es lohnen. Da schnitt es mir durchs Herz und ich mußte an mich halten, daß mich die Rührung nicht übermannte; ich reichte beiden die Hände und als ich die ihrige ergriff, rieselte es mir heiß und kalt durch die Glieder und mein ganzer Vorsatz war vergessen.

„Da hörten wir in der Stube ein Geräusch und nun bat die Meisterin ihren Vater, hinaufzugehen in sein Stübchen, damit er ihrem Manne nicht begegnete. Wenn er in der Werkstatt wäre, würde sie hinaufkommen; ich möchte so gut sein, den Meister durch Reden aufzuhalten, daß er sie nicht suche und schelte! Das versprach ich und hielt es, und so war das erste Geheimnis zwischen uns beiden.

„Am Abend suchte ich den armen Alten selbst auf in seiner Kammer unter dem Dache. Es war ein jammervolles Bild. Reinlich zwar und sauber wie alles, was die Meisterin unter den Händen hatte, aber so ärmlich und erbärmlich. Und nun gar der Alte selbst mit seinem schmerzhaften Leiden! Er war Schreiber gewesen bei einem Advokaten und hatte mit seiner Frau, die geschickt war im Nähen, sein Auskommen gehabt, selbst als seine Tochter heranwuchs; denn sie war nach der Mutter geschlagen, fleißig und sparsam. Dann war über ihn die Krankheit gekommen, der Verdienst hörte gänzlich auf, aber — zu

allem anderen. — mußten nun auch noch der Arzt und der Apotheker bezahlt werden. Es war der alte verzweifelte Kampf gegen unverschuldetes Elend, und er endete, wie so mancher ähnliche vor ihm schon geendet hat. Die Mutter starb — und wenn sie den Vater retten wollte, so bot sich der Tochter jetzt ein Weg.

„Um diese Zeit war nämlich auch die Frau des Meisters gestorben, bei welchem die Armen bisher zur Miethe gewohnt hatten. Diese Frau war noch älter gewesen, als er selbst, und er hatte sie nur ihres Geldes wegen geheiratet, aber keinen Segen damit erworben. Sie hatte ihn geplagt sein Lebelang; und da sie beständig das gethan, was ihm am meisten zuwider war, so hatte die böse Sieben den Schreibersleuten aus keinem anderen Grunde, als weil ihr Mann dieselben nicht ausstehen konnte, die Stange gehalten und sie nicht austreiben lassen, wenn sie die Miethe nicht ganz zu bezahlen vermochten. Nun, da sie tot war, kehrte der Alte die rauhe Seite heraus; aber seine Absicht schimmerte bald durch. Was soll ich Ihnen von all' den niedrigen und kleinen Mitteln sagen, mit welchen der Meister, die Not der beiden Armen benutzend, sie zugleich in seine Gewalt zu bringen trachtete? Genug, es gelang ihm und da kam er auch mit seinem Plane zum Vorschein. Erst sollte das Mädchen ihm die Wirtschaft besorgen, und als sie das um ihres Vaters willen eine Weile gethan, machte er ihr den Antrag, seine Frau zu werden."

Der Erzähler hielt abermals inne und seine Hand zitterte, als er sein Glas füllte und austrank. Mit bebender Stimme fuhr er dann fort:

„Dem alten Schreiber versagten damals die Augen den Dienst. Der Arzt sprach von einer Operation; aber du lieber Himmel, woher das Geld nehmen? Der Halberblindete erfuhr nicht, um welchen Preis er das Augenlicht noch einmal erhalten würde. Ihm wurde gesagt, daß eine milde Stiftung für die Kosten aufkäme, und als er dann sein Jawort geben sollte, war der Preis gezahlt und das Opfer wurde am Altar gebracht.

„Anfangs schien es, als ob die junge Frau ihren Mann auf bessere Wege bringen könnte; er hielt sie nach seiner Weise nicht übel und ließ auch ihrem Vater nichts abgehen. Aber weil er das Geschäft von jeher vernachlässigt hatte und nichts Rechtes verstand, kam er mehr und mehr zurück, so sehr die Frau auch alles zusammenhielt, und je mehr er zurückkam, um so mehr fiel er in seine alte Gewohnheit zurück, trank, schalt auf den alten Schwiegervater, der mit von dem sauren Verdienst zehrte, und schalt seine Frau, die sich des Vaters annahm. So war es im Hause bald wieder beim Alten, nur daß der Mann die Frau quälte, statt umgekehrt, und zu all dem Unfrieden kam die bittere Not. Kein Gesell hielt es aus, kaum kam noch ab und zu eine Bestellung, das Ladengeschäft verfiel und doch betete jetzt der alte Schreiber tagtäglich zum

Himmel, daß er ihn noch nicht abberufen möchte, weil bei ihm allein sein Kind sich ausweinen konnte nach Schelten und Schlägen.

„Als ich das Wort Schläge hörte,“ fuhr Wildauer fort, indem sich seine Faust ballte, „überkam mich ein solcher Grimm, wie ich ihn nie gefühlt, und wenn ich schon vorher meinen Vorsatz aufgegeben hatte, so gelobte ich mir jetzt förmlich, zu bleiben und das arme Weib zu beschützen. Ein Anlaß dazu sollte nicht ausbleiben. Eines Tages mißhandelte der Meister sein Weib wieder um ihres Vaters willen, aber diesmal in meiner Gegenwart. Da ward mir's rot vor den Augen; ich schlug einen Stab gegen den Ambos, daß er in Stücke sprang, und riß den Alten zurück, daß er taumelte. Indem aber fiel mir mein Traum ein und ich stand eine Weile wie gelähmt. Erst als der Alte auch mir drohte, kam ich zu mir und sagte ihm ruhig, daß ich solche Dinge nicht ansehen könnte. Ich stammte aus einer Familie, in der die Eltern in Eintracht gelebt hätten und die Kinder in Furcht und Liebe vor den Eltern aufgewachsen wären, und wenn ich noch einmal etwas Ähnliches hier erleben müßte, so würde ich ihm die Arbeit vor die Füße werfen und er möchte dann sehen, wie er zurecht käme. Da warf er mir einen zornigen Blick zu, schwieg aber doch, weil er wußte, daß ich ihn wegen der Arbeit in der Hand hatte, und entfernte sich. Ich aber trat wieder zum Ambos und sah mich nicht um. Der alte Schreiber

wollte mir zwar die Hand drücken, aber ich wies ihn fort, und die Meisterin zog ihn still hinweg und redete mich nicht an und wochenlang sahen wir einander nicht in die Augen.

„Da merkte ich wohl, was zwischen uns beiden im stillen emporwuchs, und wieder kam mir der Gedanke, zu gehen, so lange es noch Zeit wäre. Aber auch jetzt trat etwas dazwischen, was mich abhielt und mein Schicksal entschied. Ich hatte gesorgt, daß wieder etwas in den Laden kam, und sie wußte alles so hübsch zu ordnen, daß die Leute gern stehen blieben und hereinkamen. Da hatte sie ein so freundliches, zuvorkommendes Wesen, daß ich's oft nicht sehen konnte und mich von dem Fenster wegwendete, das von der Werkstätte nach dem Laden ging. Ich wußte ja wohl, daß artiges Benehmen gegen jedermann im Geschäft nötig ist; aber von ihr that mir's weh, um so mehr, als sie mich kaum ansah. So beschloß ich denn, daß eine Partie Zirkel, wie sie die Tischler brauchen, meine letzte Arbeit sein sollte, und als der eine fertig war und die Meisterin gerade durch die Werkstatt ging, gab ich ihn ihr und stellte mich wieder an meinen Schraubstock und sagte, der Laden wäre nun soweit in Ordnung, um das Nötige abzuwerfen, und während dieser meiner letzten Arbeit wollte ich ihr noch sagen, woher sie künftig die Sachen in guter und billiger Ware beziehen könnte, um das Geschäft im Gange zu halten. Da hörte ich, wie hinter mir der Zirkel zur

Erde fiel, und als ich mich umwendete, stand die Meisterin totenbleich hinter mir, als ob sie einen Geist gesehen hätte, und die Hände hingen ihr schlaff am Körper herunter. Indem war aber auch schon der Meister da mit Mütze und Stock, zum Ausgehen bereit, und sah den Zirkel, an dem die eine Spitze abgebrochen war, und fluchte und wetterte. Und als seine Frau so gar nichts sagte und auch ich wie vom Blitze getroffen dastand und nicht zum Frieden redete, schlug er plötzlich mit dem Zirkel zu und rannte dann, als ob er sich fürchtete, davon. Das arme Weib war mit einem Schrei zu Boden gesunken, und als ich hinzuspringe, sehe ich das dunkle Blut über ihre Stirn rinnen. Da war ich nicht mehr Herr meiner selbst; ich hob sie auf und trug sie in die Stube und küßte sie in Liebe und Verzweiflung auf die bleiche Stirn, über die das Blut noch immer floß, und auf die kalten Lippen und rief ihren Namen und wollte vergehen, als sie mich nicht hörte. Da aber schlug sie die Augen auf, und als sie sah, daß ich in Jammer und Wonne ihre Hände mit Thränen und Küssen bedeckte, schlang sie den Arm um mich und küßte mich wieder und bat mich, daß ich nicht von ihr gehen möchte. Da versprach ich's ihr und wusch ihr das Blut von Gesicht und Händen und verband ihr die Wunde und dann umfaßten wir uns wieder und sagten einander, wie lieb wir uns hätten, und dachten gar nicht daran, daß es Sünde war. Erst als ich, ohne recht zu wissen, was

ich sagte, hervorstieß, wir wollten nach Amerika fliehen, kam die Meisterin zu sich selbst und zum Bewußtsein dessen, was wir gethan. Sie hieß mich wieder in meine Werkstatt gehen und arbeiten und jeden Gedanken an Flucht und dergleichen aufgeben. Sie wollte auch ihre Pflicht wie bisher ohne Murren thun und es dem lieben Gott anheimstellen, ob er es fügen möchte, daß wir einander mit Ehren angehören könnten. Nur zuweilen wollten wir durch einen Händedruck einander im Ausharren stärken und uns sagen, daß wir zusammen auf die Zukunft hofften.

„So", fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „ward es unter uns beschlossen, und es war uns heiliger Ernst damit. Aber wenn der erste Schritt einmal geschehen ist und die Leidenschaft ihr Unrecht beschönigt, geht es mit reißenden Schritten vorwärts auf der betretenen Bahn. Wir sahen einander an und drückten uns gegenseitig die Hände, so oft es ging, und meinten noch Wunder, wie schuldlos wir wären. Und da ich wie ums Leben schaffte, seit ich wußte, daß sie mich liebte, und da auch ihr alles rascher von der Hand ging und die frühere Bläße ihres Gesichtes schwand, dachten wir gar, daß der Himmel selbst mit uns zufrieden wäre und uns segnete. Und doch war's ein böser Engel, der uns günstig war, daß niemand uns sah, wenn wir einander mit den Blicken verschlangen. Er war es auch, der uns mit der Furcht vor Entdeckung List und Verstellung ins

Herz pflanzte und uns eingab, von einer Braut zu reden, die ich hätte, damit die beiden Alten nicht mißtrauisch werden sollten. Er war es endlich, der dem Meister, welcher seit jenem unseligen Schlage wie verwandelt war und fleißig in der Werkstatt schaffte, ein schweres heißes Eisenstück auf den Fuß warf. Nun lag er lange und glaubte, weil wir ihn abwechselnd pflegten, wir meinten es wirklich gut und ehrlich mit ihm. Wir thaten auch unsere Pflicht, wie sie nur Kinder thun können; aber nicht mit kindlichen Herzen, sondern in dem stillen Bewußtsein, daß wir etwas an ihm gut zu machen hätten. Wohl konnte er endlich aufstehen, aber die Wunde wollte nicht heilen und er fiel sichtlich ab und bekam es mit der Todesfurcht und war dem Arzte folgsam wie ein Lamm. Und als dieser von einem Bade sprach, mochte er kaum die Zeit erwarten, bis er fortkonnte, — und wir waren zufrieden damit, wenn wir's einander und uns selbst auch nicht eingestehen wollten."

Wieder leerte Wildauer sein Glas und seine Stimme klang hohl und er stieß die Sätze unzusammenhängend hervor, als er weiter sprach: „Gerade heute sind es vier Jahre, daß er abreiste. Er ging allein; für Zwei war die Sache zu kostspielig, und wenn es nicht so gewesen wäre, so hätten wir's ihm wohl eingeredet. Die Meisterin begleitete ihn nur bis zum Bahnhof, und als sie zurückkam, gingen wir aneinander vorüber wie betroffene Sünder und wagten die Augen

nicht aufzuschlagen. Ich wollte arbeiten und konnte es nicht. Am Mittag aß der alte Vater mit in der unteren Stube und begriff nicht, daß uns, wie er meinte, der Abschied so nahe ging. Der Nachmittag verfloß wie der Vormittag. Ich stand am Schraubstock und ließ die Hände ruhen, denn sie zitterten und vor den Augen flimmerte mir's. Die Meisterin zerbrach in der Küche, was sie anfaßte. Ich fürchtete, der Abend könnte uns verraten, und holte Wein, damit wir nicht wieder so stumm wie am Mittag säßen. Bei dem Alten wirkte das seltene Getränk bald. Er pries die guten Zeiten, die ich ins Haus gebracht, und ließ meine Braut leben. Da stießen wir beide mit einander an, daß fast die Gläser zersprangen; aber die Fröhlichkeit wollte bei uns nicht kommen, nur der Alte wurde immer munterer und ich mußte ihn zuletzt nach seiner Kammer führen. Und wie wir allein die dunkle Treppe herabstiegen, da wich der gute Engel, der uns bisher noch gewarnt, ganz von uns und überließ uns dem bösen, der an diesem Abend unsere ganze Zukunft vergiftete!"

Wildauer schwieg, das Gesicht in beide Hände vergraben; nur schwere, keuchende Atemzüge entrangen sich seiner Brust. Auch ich schwieg. Noch konnte ich nur ahnen, in welcher Weise sein Vergehen störend in sein Leben eingegriffen, und wußte also nicht, was ich ihm anraten könnte und ob es überhaupt einen Rat für ihn gäbe.

Die lastende Stille rings um uns wurde endlich unterbrochen durch das Signal des erwarteten Zuges. Wildauer fuhr empor und erzählte mit fliegender Hast weiter:

„Wie im Rausch vergingen uns die Wochen, in denen der Meister abwesend war, und in diesem Rausch ging in uns alles Gefühl für Recht und Unrecht unter in dem Strome der Leidenschaft. Ich erkannte mich nicht mehr und erkannte sie nicht, — oder vielmehr ich erkenne uns jetzt nicht mehr, wenn ich an jene Wochen zurückdenke. Denn damals stellten wir keinen Vergleich an, dachten nichts, überlegten nichts, das Eine ausgenommen, wie wir unentdeckt bleiben könnten. Den alten Vater zu täuschen, war nicht schwer; er war ja selbst zu sehr berauscht von dem neuen Leben. Und als der Meister zurückkam, waren wir's schon gewohnt, uns zu verstellen, kalt und fremd zu thun, wenn ein fremdes Auge uns sehen konnte, und den Argwohn einzuschläfern, der uns hätte stören können. Nur zuweilen schoß es mir durch den Sinn, daß die Meisterin an List mich noch übertraf und daß sie Szenen aufführte, wie sie auf dem Theater wohl vorkommen, wie ich sie aber immer nur für Erfindung gehalten hatte. Wenn der Alte, dem das Bad wenig genutzt hatte und der den Tod immer näher vor Augen sah, sie rauh behandelte, konnte sie weinen, als ob's ihr wirklich aus dem innersten Herzen käme, und doch waren die Thränen wie weggewischt, wenn sie heraus

zu mir kam, und flossen aufs neue, wenn der Meister es hören konnte. Das ging mir dann die ganze Nacht durch den Kopf, öffnete mir die Augen über mich selbst und machte mich ganz irr an ihr und mir. Endlich sollte es auch zum Verräter werden. Das Ladengeschäft war jetzt sehr einträglich, aber auch immer mein Ärger und meine Qual. Ich konnte es immer weniger ertragen, daß die Meisterin, die jetzt so schmuck und verlockend aussah, gegen alle Welt freundlich war; und wenn ich gar dachte, daß solch ein junger Fant vielleicht nur ihretwegen in den Laden kommen und kaufen möchte, so verlangte ich, daß sie ihn kurz und kalt behandeln sollte. That sie's nicht, so wurde mir zu Mute wie damals, als ich hörte, daß der Alte sie geschlagen hätte. So war sie eines Abends auch im Laden und zwei Herren kamen und wählten und suchten eine halbe Stunde lang und kauften endlich zu dem geforderten Preise Sachen, die sie wahrscheinlich gar nicht gebrauchen konnten. Ich hatte mir in der Werkstatt beim Fenster nach dem Laden etwas zu thun gemacht und stand wie auf Kohlen, und als die Meisterin endlich kam, vergaß ich alle Vorsicht und machte ihr Vorwürfe. Als sie sich verteidigte und mich einen Thoren nannte, geriet ich vollends außer mir und fragte, warum sie sich denn diesen Stutzern gegenüber keinen Zwang auferlegte, während sie es doch sonst so gut verstände? Und wie sie mich nun mit den Armen umschlang und mir sagte, es wäre doch

wohl ein Unterschied zwischen diesen ihr vollkommen gleichgültigen Menschen und mir, der ich ihr Ein und Alles wäre: da fiel mit einemmale ein heller Schein auf uns, und wie wir erschrocken herum fuhren, stand der Alte mit der Lampe in der offenen Thüre und starrte uns an, als ob er das Entsetzliche nicht fassen könnte. Plötzlich aber stieß er einen Laut aus, als ob ihm der Atem ausginge, die Augen traten aus den Höhlen, er fuhr mit den Armen durch die Luft, die Lampe fiel zu Boden und verlosch, und in dem Dunkel vernahmen wir einen schweren Fall, ein kurzes Röcheln, — dann war alles totenstill." —

Totenstill war es auch um uns. Wildauer hatte die Arme über den Tisch gebreitet und den Kopf darauf gelegt. Der Atem schien ihm zu stocken. Plötzlich fuhr er empor und blickte wirr und entsetzt um sich. Der schlafende Kellner hatte sich auf seinem Stuhle bewegt und aufgeseufzt, und mich selbst hatte der unerwartete Laut erschreckt. Rasch jedoch hatte ich die Ursache erkannt und beruhigte den Entsetzten, den es wie Fieberfrost schüttelte. Zugleich erinnerte ich ihn daran, daß der Zug schon in wenigen Minuten eintreffen müßte und wir dann wahrscheinlich nicht allein bleiben würden. Rasch ordnete er seine Sachen, trank den Rest der Flasche aus und bat mich, doch ja zu versuchen, ob wir wieder allein fahren könnten. Gern versprach ich's, denn ich fürchtete, daß der furchtbar erregte Mann die Aufmerksamkeit der Mitreisen-

den auf sich lenken und durch eine unbedachte und mißverstandene Äußerung üble Folgen für sich und seine Frau heraufbeschwören könnte. Neben mir stehend und meinen Arm krampfhaft pressend, vollendete er dann seinen Bericht:

„Der Meister war tot. Ein Hirnschlag hatte ihn getroffen. Der Arzt, den ich rief und dem ich erzählte, daß der Meister mit seiner Frau in der Stube gesessen hätte, auf ein Geräusch in der Werkstatt mit der Lampe nach derselben gegangen und plötzlich mit einem Schrei niedergesunken wäre, fand gar nichts Unwahrscheinliches in unseren Aussagen und nichts Auffallendes in unserer Verwirrung. Er hatte einen solchen plötzlichen Tod längst vorausgesehen und fand ihn durchaus erklärlich. So fiel es niemandem ein, uns zur Rechenschaft zu ziehen, und wenn ich anfangs meinte, alle Welt müßte den wahren Grund des plötzlichen Vorfalles ahnen und mit Fingern auf uns weisen, so erkannte ich doch bald, daß ich mich getäuscht hatte. In der ersten Zeit wagte ich's freilich kaum, mich unter den Leuten zu zeigen; als ich's aber mit Zittern und Zagen versuchte, da hörte ich nur Gutes von der Meisterin sprechen, von der man gar nicht begreifen konnte, daß sie so außer sich war. Und gegen mich war man erst recht freundlich und ohne Mißtrauen, fand es ganz lobenswert, daß ich seit dem Tode des Meisters nicht mehr im Hause wohnte, gab mir aber zu verstehen, daß ich die Gelegenheit benutzen

möchte, mich selbständig zu machen. Trotzdem aber konnten wir beide nicht froh werden; wir sprachen kaum zusammen und reichten einander nur selten die Hand. Und wenn wir es thaten, zuckten wir zusammen und sahen hin nach der Thürschwelle, wo der Meister gelegen hatte mit den stieren Totenaugen und dem verzerrten Gesichte. Es war wie ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen uns, daß wir uns fern von einander hielten und keinen Verkehr hatten; als ob wir uns so von der Schuld reinigen könnten, die auf uns lastete. Zum Glück zwang uns auch nichts, unsere Verbindung zu beschleunigen, und so standen wir schuldlos vor der Welt, wenn auch nicht in unseren Gewissen.

„Zwei Jahre lebten wir so hin wie Büßende, bis endlich der alte Vater immer schwächer wurde. Es war längst sein Lieblingswunsch gewesen, daß wir beide ein Paar werden möchten, und er frug mich endlich immer häufiger, wie es denn mit meiner Braut stände. Da mußte ich ihn noch mehr belügen, als wir ihn schon belogen hatten, und ihm sagen, daß meine Braut nicht auf mich gewartet, sondern einen andern genommen hätte. Er eiferte gegen das ungetreue Weibervolk und redete mir zu, mich nicht zu grämen; die Treulose wäre dessen nicht wert und würde ihren Lohn wohl noch empfangen. Ich konnte das nicht anhören und ging fort, und einige Zeit ließ er nichts mehr von seinem Wunsche hören. Als er dann

aber wieder darauf zurückkam und auch seiner Tochter heimlich zuredete, verlobten wir uns vor ihm; aber es war ein Abend wie jener, als der Meister ins Bad gereist war. Nach einem Vierteljahre war die Hochzeit; sie war die letzte Freude des alten Mannes auf dieser Erde, — am andern Morgen fanden wir ihn tot in seinem Bette und wir standen vor ihm wie gerichtet."

Draußen brauste der Zug auf einer Seitenlinie heran, Signale ertönten, der Kellner fuhr empor und starrte uns schlaftrunken an, Reisende traten herein, und durch ihre Gruppen hindurch führte ich Wildauer, der kaum sich zu besinnen schien, wo er war und wohin er wollte. Wenige Worte mit dem Schaffner genügten, uns ein leeres Koupee zu schaffen, dessen Thür sogleich hinter uns geschlossen wurde. Wildauer saß mir wie geistesabwesend gegenüber und starrte vor sich nieder. Als das Abfahrtssignal gegeben war und der Zug sich in Bewegung setzte, fuhr Wildauer empor und fragte nach der Richtung. Ich sagte ihm, daß wir unsere Reise fortsetzten, und er beruhigte sich. „Ich darf nicht nach Hause," sprach er nach einer Weile, „und es war eine Thorheit, daß ich es vorhin wollte. Das ist ja der Fluch, daß es mich forttreibt und wieder zurück und daß ich doch nicht wage, sie zu überraschen!"

Auf diese Wendung nicht gefaßt, rief ich aus:

„Überraschen? Wen? Ihre Frau? Sind Sie bei Sinnen, Meister?“

Er schüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf. „Ich glaube selbst kaum, daß ich es immer sei. Oft, wenn ich zu Hause bin und sie um mich sehe, wie sie jetzt so zufrieden und glücklich ist und mir alles an den Augen ablauscht, da ist mir's, als könnte gar nichts zwischen uns treten, und es kommt etwas von ihrer Gemütsart über mich, die nur der Gegenwart lebt und an das Vergangene nicht denkt. Aber bin ich einmal des Abends hinweg oder auch am Tage, so überfällt es mich wie Todesangst, daß hinter meinem Rücken geschehen könnte, was hinter dem Rücken meines Meisters geschah. Es wäre das Schändlichste, Herr, was ich ihr zutrauen könnte; denn was sie gethan, hat sie ja ehedem doch nur aus Liebe zu mir gethan; aber ich kann den furchtbaren Gedanken nicht los werden und meine, sie müsse, selbst wider ihren Willen, schlecht gegen mich handeln, nur aus Strafe und Vergeltung für unsere gemeinsame Sünde. Und dann stell' ich mir vor, wie wir ihn betrogen so lange Zeit und am meisten, als er krank lag und nichts Arges dachte, weil wir ihn so sorgsam pflegten — und dann ist alles Vertrauen und aller Glaube fort. Alle Liebe kommt mir vor wie Heuchelei, alle Zärtlichkeit wie Betrug, alle Sorgsamkeit wie Verstellung. Es glückte ihr ja so gut, sich zu verstellen!“

„Anfangs, als wir nach langem Harren Mann

und Frau waren und der Priester uns gesegnet hatte, war mir's, als ob die Vergangenheit ausgelöscht und nichts mehr unserm Glücke im Wege wäre. Selbst das Bild des toten Meisters war verblaßt, und stieg es zuweilen vor mir auf, so redete ich mir ein, durch all' die Qual, die ich erduldet, wäre unsre Schuld gesühnt. Kein Verdacht kam in meine Seele und die wiedererwachte Lebenslust meiner Frau übte ihren Einfluß auch auf mich. Nur wenn sie so zuvorkommend und artig gegen die Kunden war und den Männern sichtlich gefiel, überkam mich das alte peinigende Gefühl und ich meinte, wie ich, so müßten sich alle Andern in sie verlieben. Schon das regte mich auf, wenn ich auch ihr selbst nichts Unrechtes zutraute. Und so wäre es vielleicht geblieben, wenn wir Kinder bekommen hätten. Dann hätte ich mehr zu sorgen gehabt und hätte ferner geglaubt, daß uns das Vergangene vergeben wäre. Aber es sollte nicht sein; wir blieben zu Zweien und das kam mir vor wie eine Strafe. Von da an begann auch das Mißtrauen. Zuerst war es nur ganz unbestimmt und wie eine verzehrende Unruhe, aber ich war doch vorsichtig in der Wahl der Gesellen und vermied es, am Abend auszugehen. Mit solchen Gesellen aber, wie ich sie nahm, konnte ich es auf die Dauer nicht durchführen; beständig mußte ich wechseln, und es war ordentlich, als sollte es sein, daß ich mir die Qual selbst ins Haus brächte. Ich brauchte notwendig einen tüchtigen Menschen zu einer schwierigen

Arbeit und fand ihn auch zufällig, nur daß er jung war und ansehnlich von Gestalt und Angesicht. Aber es war etwas Trübes und Trauriges an ihm, was mich auf den Gedanken brachte, er möchte wohl eine unglückliche Liebe und ich ihn darum nicht zu fürchten haben. Und so war es in der That. Er war arm und lutherisch, das Mädchen das er lieb hatte, war reich und katholisch, und ihr Vater wollte nicht einwilligen. Das erzählte er mir auf meine Fragen, noch ehe ich ihn ins Haus brachte. Meiner Frau aber teilte ich nichts davon mit; warum nicht? — darüber vermochte ich mir selbst keine Rechenschaft zu geben. Zwei Tage darauf aber wußte sie es und wollte mir es voll Mitleid erzählen. Von dieser Stunde an wurde meine Unruhe zur Eifersucht und mit meinem Glücke war es für immer vorbei.

Ich hatte damals außer dem Hause vieles zu thun, was ich selbst besorgen mußte, und nun folterten mich die schrecklichsten Bilder. Ich war jetzt der Meister und er der Gesell, und nur zwischen ihm und meiner Frau waren die Rollen gewechselt. Er war der Unglückliche und sie hatte Mitleid mit ihm. O Herr, dieses Mitleid! Ich hatte seine Macht kennen gelernt an dem Thüringer und mich doch vom Mitleid zur Schuld hinreißen lassen. Wozu konnte *sie* sich verleiten lassen, so lange sie arglos blieb, und *wie* konnte sie sich verstellen, sobald ihr die Augen über ihr Gefühl aufgingen! Oft warf ich die Arbeit bei

Seite und machte mich auf, um plötzlich und unerwartet in die Werkstatt zu treten; und dann wieder, wenn ich eine Strecke gegangen war, überfiel mich eine Angst, das zu sehen, was der Meister einst gesehen, oder daß ich meine Frau in den Tod kränken könnte, wenn sie unschuldig wäre.

„Meine Qual wuchs täglich, so daß ich mich sogar einmal vergaß. Im stillen hatte ich schon beschlossen, den Conrad bei der ersten Gelegenheit gehen zu lassen; und als ich eines Tages nach Hause kam und meine Frau den armen Menschen wieder bedauerte, der eine betrübende Nachricht erhalten haben müßte, da schoß mir das Blut in den Kopf, so daß ich auf den Tisch schlug und herausfuhr: Morgen soll mir der Mensch mit dem Jammergesicht aus dem Hause. Aber als ich meine Frau ansah, wie sie mich blaß und bleich anstarrte und die Hände in den Schoß sinken ließ, und wie ihr die Thränen in die Augen schossen und wie sie endlich ausrief: „Du, Friedrich, du bist eifersüchtig auf ihn?“ und die Hände aufs Herz preßte und weinte, als ob es brechen sollte: — da war mein Zorn verraucht; ich glaubte wirklich, daß ich geheilt wäre, und dachte mit keiner Silbe daran, daß sie ehedem auch geweint hatte, wenn es ihr nur darum zu thun war, den Alten zu täuschen. Aber es kam, daß ich daran dachte; es kam nur zu bald und es wurde schlimmer mit mir als je. Wenn ich in Gesellschaft war und die Qual über mich kam, trank ich rascher, und in

meiner Aufregung stieg es mir zu Kopfe, so wie Sie mich heute gesehen haben. Dann treibt es mich nach Hause, um zu sehen, was geschieht. Und komme ich auf die Straße, dann klage ich mich an, daß ich auf demselben Wege sei, der den Meister zu Grunde gerichtet, daß meine Frau mich verabscheuen müsse, wie ihn, und daß ich sie selbst von meinem Herzen reiße. Dann seh' ich ihn wieder vor mir, wie er sie in der Trunkenheit schlug, und sehe den Conrad an meiner Stelle, wie er sie aufhebt, und ich eile durch die Straßen, bis ich das Fenster erblicke und das Licht, bei dem meine Frau sitzt, und höre ihre Stimme „Friedrich, Friedrich, wenn du so etwas von mir denken könntest!" Dann kehre ich um und eile wieder ins Freie, bis das Schlimmste sich ausgetobt hat und ich erschöpft bin. So verberg' ich meiner Frau wenigstens, wie es mit mir steht; — aber wie lange werde ich es verbergen können? Und sollte sich nun gar der Wunsch erfüllen, von dem ich sprach: Herr, was sollte aus mir werden? Ich weiß, welche Gedanken mich dann foltern würden, daß sie mich ganz rasend machen müßten, bis ich alle Besinnung und Herrschaft über mich verloren. Und es wird so kommen, ich fühl' es deutlich. Es wär schon heute so gekommen, wenn ich daheim geblieben wäre. Die Erinnerung an den schrecklichen Abend hätte mich um den Verstand gebracht. Gerade deshalb reist' ich heute ab. Aber ich wäre umgekehrt und es wäre zu Ende gekommen, wenn Sie nicht gewesen wären. Viel-

leicht läge ich jetzt, wie vor vier Jahren der Meister lag, oder es wäre ein anderes Unglück geschehen und ein Anderer läge dort. Aber wie lange ist es aufgeschoben? Es kommt doch einmal, denn es muß, es muß!" —

Rascher und rascher hatte der Unglückliche die letzten Sätze herausgestoßen, und nachdem er sie beendet, sank er wie gebrochen auf seinem Sitze zurück; krampfhaft hob und senkte sich seine Brust, bis endlich sein Schmerz in erleichternden Thränen Ausdruck fand. Ich störte mit keinem Worte diesen Linderungsprozeß der gütigen Natur, sondern drückte dem still Weinenden nur sanft die Hand, breitete meine Reisedecke über seine Knie, schloß die Blenden der Deckenlampe und lehnte auch mich in die Ecke zurück. Die furchtbare Gemütsbewegung, der genossene Wein, das gedämpfte Licht, das gleichförmige Geräusch der arbeitenden Maschine und die wiegende Bewegung übten endlich ihren Einfluß auf meinen Gefährten; ruhiger wurden seine Atemzüge und als ich mich nach einer Weile über ihn beugte, erkannte ich, daß er das beste Mittel gegen sein Leid gefunden hatte, — daß er schlief.

Mich hielten die widerstreitendsten Gedanken und Empfindungen wach. Die Qual, unter der ich einen starken, allgemein für glücklich gehaltenen Mann fast erliegen gesehen, erweckte mein tiefstes Mitgefühl um so mehr, als der Unglückliche in reuiger Erkenntnis seiner Schuld weder gegen die Welt noch gegen das Schicksal

murrte, sondern sein erduldetes wie sein erwartetes Leid als ein verdientes, selbstheraufbeschworenes, unabwendbares hinstellte. So und nicht anders hatte es sich gestalten müssen, nachdem er einmal die mahnende Stimme seines Gewissens überhört; ja, so, wie er es schaudernd voraussah, mußte es sich mit ihm vollenden, wenn nicht wie durch ein Wunder etwas geschah, was den Fluch löste, unter dem er so lange und furchtbar gelitten.

Es lag wohl nahe, daß ich bei dem Gedanken an dieses Wunder, das meine Phantasie vergebens sich auszumalen versuchte, an unsere Nachbarn jenseits der Vogesen und an ihre deutschen Nachahmer dachte, die es so geschickt verstehen, die Helden und Heldinnen des Ehebruchs in den Hafen eines Glückes zu führen, den Helden und Heldinnen der ehelichen Treue so selten erreichen; daß ich an meine Stelle einen jener Autoren wünschte, die so geistreich über die ersten Abgründe, welche Verächter und Verächterinnen des sechsten Gebotes überspringen, hinwegwitzeln und dann im letzten Akte, je nach Belieben, den Priester oder eine neue Todesart hervorrufen, um den keck geschürzten Knoten zu lösen, als ob nicht gerade im tiefen Gemüte, im starken sittlichen Gefühl, das nur auf kurze Zeit im Rausche der Leidenschaft einschlummert, die ganze Fabel einer wahren Ehebruchstragödie mit Anfang, Mitte und Ende klar vorgezeichnet wäre! Vor meiner Phantasie, vor meinem Ohre hatte sich ja eben eine Tragödie, eine deutsche Ehebruchstragödie abgespielt;

der Vorhang war nach dem vierten Aufzuge gefallen, der Held noch einmal davor bewahrt worden, sein Schicksal selbst zu erfüllen — wie bald mußte die Katastrophe folgen!

Aber ich war selbst Mitspieler geworden; mir war die wichtige Rolle des Vertrauten zugefallen, der helfen sollte und helfen mochte, das Lebensbild nicht zur erschütternden Tragödie, sondern zum mild versöhnenden Schauspiel zu machen. Dazu rief mich das Vertrauen des Helden, sein menschlicher Wert, sein erduldetes Leid und mein eigenes Herz auf. Mir war es, als ob ich mitverantwortlich wäre, wenn eines Tages die Kunde zu mir käme, daß der Mann, der gewiß vor vielen anderen verdiente, als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft ruhig und glücklich zu werden, entweder das entsetzliche, freilich selbst heraufbeschworene Schicksal seines ehemaligen Meisters geteilt, oder zu einer übereilten That sich hätte hinreißen lassen. Wie aber dieses Los abwenden, das sich mit solcher Folgerichtigkeit vollzog? Wie meine Rolle spielen, die mir plötzlich so nahe dem Ende halb aufgedrängt war, halb als eine freiwillig übernommene und deshalb um so pflichtenreichere erscheinen mußte? Wie jenes Wunder herbeiführen, das allein retten konnte? Sollte ich es übernehmen, der Frau klar zu legen, in welchem Seelenzustand ihr Mann sich befand und sie zu ermahnen, jeden, auch den leisesten Schein zu meiden, um seinem unseligen und doch so

natürlichen Verdachte jeden Grund zu nehmen? Aber lag denn dieser Grund nur in dem Schein und nicht vielmehr in der Vergangenheit, in dem Schuldbewußtsein des Mannes selbst? Und konnte ich diese Vergangenheit und dieses Bewußtsein austilgen? Konnte ich die Rolle übernehmen, die das taktmäßige Schnauben der Maschine, der Umlauf der Räder und die Bewegung des Wagens soeben gespielt? — O, es schlief sich so gut nach einer halbdurchwachten aufregenden Nacht in dem dunklen Koupee, in den weichen Kissen.

* *
*

Ich hatte Wildauer veranlaßt, einen Teil des anderen Tages mit mir in der freundlichen kleinen Residenz zu verbringen, welche das Ziel meiner Reise war. Es widerstrebte mir, den armen Mann in der Verfassung weiter fahren zu lassen, in der ich ihn zuletzt gesehen. Doch war er ein Anderer, als die Morgensonne schien und der Schlaf ihn gekräftigt hatte: ruhiger, männlicher. Das Thema der Nacht zu berühren, vermied er sichtlich. Der Zug hielt; wir begaben uns nach dem Gasthof, in dem ich für's erste mein Absteigequartier zu nehmen dachte, erfrischten uns und suchten alsdann den Park auf, den ein die Natur und die Kunst liebender Fürst angelegt und Einheimischen und Fremden zur freien Benutzung überlassen hat. Mein Begleiter schritt so fest und aufrecht neben mir und sprach so angelegentlich von dem Zweck seiner Reise, daß ich unwillkürlich öfter zu ihm aufsehen

mußte, um mich zu überzeugen, daß die Vorgänge der Nacht nicht ein wirrer Traum gewesen wären, und daß ich zögerte, das Gespräch wieder auf diese Vorgänge zu bringen. Als wir endlich auf einer Bank Platz genommen hatten und Wildauer mit einer Auseinandersetzung über die Eigentümlichkeiten der von ihm ausgestellten Arbeiten zu Ende gekommen war, lenkte ich das Gespräch auf die Zeit seiner Rückkehr, hob die Wahrscheinlichkeit hervor, daß er größere Aufträge erhalten würde, und knüpfte hieran die Frage, ob er nicht glaube, durch die Ausdehnung seines Geschäftes, durch die Beschäftigung zahlreicher Arbeiter seine Verhältnisse angenehmer zu gestalten. Er verstand natürlich sofort, was ich meinte, und antwortete ruhig: „Ich habe selbst daran gedacht, daß es gut sein könnte. Die Arbeit vermag viel über den Menschen und er soll nichts unversucht lassen. Ich werde auch alles thun, was in meinen Kräften steht, größere Aufträge zu erhalten, mich selbst dadurch anzuspornen und auf andere Gedanken zu bringen. Glauben Sie überhaupt nicht, daß ich den Mut völlig sinken ließe. Wer sich selbst aufgiebt, ist schon verloren. So weit ist's aber mit mir doch noch nicht. Feuer und Eisen sind bessere Dinge, als Sie meinen. So lange ich damit hantiere, halte ich mir schon die bösen Gedanken fern. Die Arbeitsstunden sind ja immer meine besten gewesen. Nur die Feierstunden thun es mir an, wie sie auch am meisten verschuldet haben. So will ich's

denn versuchen, sie womöglich ganz abzuschaffen. Deshalb gerade habe ich in Wien ausgestellt und mir die größte Mühe gegeben. Lieber durch Arbeit zu Grunde zu gehen, als auf andere Weise. Wenn nur die Reise schon vorüber wäre, — aber sie wird ja auch ein Ende nehmen."

Er sprach das so ruhig, daß auch ich vielleicht beruhigt worden wäre, wenn nicht ein Blick auf sein Gesicht mir gesagt hätte, daß seine Ruhe nur eine erkünstelte wäre. Ich faßte daher seine Hand und bat, er möchte mir sein Wort geben, seine Reise nicht zu unterbrechen und abzukürzen. „Der Wille," sagte ich ihm, „thut viel, aber ein verpfändetes Wort oft noch mehr. Ich weiß das aus Erfahrung und verdanke dem Freunde, der mir einst ein Ehrenwort abnahm, viel. Geben Sie auch mir ein solches und erinnern Sie sich, so oft Sie an dasselbe zu denken gezwungen sind, daran, daß Sie für sich und Ihre Frau eine Schuld abbüßen, die Sühne verlangt und Sühne findet durch Ihre Qual. Sagen Sie sich stets, daß Sie sich beide durch dieses Dulden entsühnen, und es wird Ihnen leichter werden."

Warm drückte er mir die Hand und sprach, sich erhebend: „Ich danke Ihnen für dieses Wort, und Gott gebe, daß es Frucht trage. Hier mein Versprechen, daß ich nicht umkehre, und an Ihre Mahnung will ich denken, so oft ich überhaupt nach Hause denke. Und nun," fügte er, seine bebende Stimme zur Festig-

keit zwingend, hinzu, „sprechen wir nicht mehr von dieser Nacht. Besseres, als Sie mir gesagt, können Sie mir doch nicht sagen, und hilft das nicht, so ist nicht zu helfen. Gegen Sie aber bin ich in schwerer Schuld und will dieselbe nicht vergrößern dadurch, daß ich Sie in Gottes freier Natur länger an menschliches Elend denken lasse. Hier ist es, wenn auch das Laubholz schon entblättert steht, doch so schön; lassen Sie uns noch eine Stunde umherwandern; hierauf möchte ich noch an meine Frau schreiben, daß es mir gut geht, und dann ist es Zeit zur Weiterfahrt." —

Zwei Stunden später reichte ich Wildauer auf dem Bahnhof die Hand zum Abschiede, nachdem ich ihm versprochen, ihn nach meiner Rückkehr aufzusuchen. Uns beiden ging das Scheiden nahe; ich hatte in ihm auf unserem Spaziergange immer mehr einen Mann von tiefem Gemüt, regem Interesse an allem, was in seinem Gesichtskreise lag, und achtungswerter Gesinnung kennen und schätzen gelernt, — und für ihn war ich eine handelnde Person im Drama seines Lebens geworden, an die sich Vorsätze und Hoffnungen für seine Zukunft knüpften.

Nahmen mich auch in der Folge meine Geschäfte stark in Anspruch, so dachte ich doch viel an ihn; am Tage und inmitten der Arbeit mit Zuversicht, am Abend aber, wenn ich allein saß oder der Schlaf sich nicht einstellen wollte, mit bangem Vorgefühl, und oft

träumte ich den ängstlichen Traum, Wildauer habe seinen Gesellen Conrad erschlagen.

* * *

Fast ein Vierteljahr war vergangen, als mich der Nachtzug der Heimat wieder entgegenführte. Angenehm erregt von einer Festlichkeit, die freundliche Kollegen mir beim Abschied bereitet hatten, ließ ich mich bald in Schlummer wiegen, den keine Träume störten und aus dem ich erst erwachte, als ich gegen Morgen zu mehrstündigem Aufenthalt auf jener Station anlangte, die mich zum Mitwisser eines so verhängnisvollen Geheimnisses gemacht hatte. Der Wartesaal war diesmal zwar nicht leer, aber wieder brannten an dem Kronleuchter in der Mitte nur zwei kleine trübe Flammen und störten die Müden nicht, die in den dunklen Ecken sich zur Fortsetzung des unterbrochenen Schlafes anschickten. Ich gehörte nicht zu ihnen. Schon beim Aussteigen trat mir aus dem Dunkel mit flammender Deutlichkeit jene Szene vor die Seele, die sich zwischen mir und Wildauer auf dem Perron abgespielt, und als ich den Wartesaal betreten hatte, wählte ich unwillkürlich jenen dunklen Tisch, an dem ich mit ihm gesessen. Eine seltsame Bangigkeit überfiel mich, als es allmählich rings um mich still wurde, und diesmal war ich es, der bei dem schlaftrunkenen Kellner Wein bestellte, um meine Erregung zu bannen. Immer und immer mußte ich an jenen Abend denken, an dem der alte Meister ein so

jähes Ende gefunden, und an die Furcht seines Nachfolgers, daß ein ähnliches Ende seiner warte, oder ein anderes Unheil durch ihn herbeigeführt werden könne. In meiner Stimmung schien mir das eine wie das andere nicht unmöglich, ja nicht einmal unwahrscheinlich. Die eisige Luft und dann die Fahrt durch die in ihrem Schneegewande doppelt gleichförmige, öde Landschaft beruhigten allerdings meine aufgeregte Phantasie; doch konnte ich es, zu Hause angekommen, trotz aller Müdigkeit und Abspannung nicht unterlassen, nach allen seit meiner Abreise vorgekommenen Unfällen und Verbrechen mich zu erkundigen und endlich ziemlich direkt zu fragen, ob über Wildauer nichts bekannt geworden sei. Erst als ich erfuhr, daß man über ihn jetzt eben so wenig wie früher sprach, legte ich mich zu einem oft unterbrochenen, unruhigen Schlummer nieder.

Gegen Abend trat ich in Wildauers Werkstätte Drei Gesellen und zwei Lehrlinge waren eifrig an der Arbeit. Auf aller Wangen glänzte unter einem schwärzlichen Anfluge eine gesunde Röte; keiner glich dem Bilde, welches ich mir von Conrad gemacht. Der Meister war nicht in der Werkstätte und, wie einer der Gesellen sagte, nicht zu Hause. Als ich nach der Meisterin fragte, wurde ich in die Stube gewiesen. Es dunkelte schon in dem etwas engen Raume; trotzdem aber glaubte ich zu erkennen, daß von den Wangen der mich Begrüßenden, die ich noch kurz vor meiner

Abreise gesehen, die frischen Farben gewichen wären. Auch an dem Klange ihrer Stimme glaubte ich eine Veränderung wahrzunehmen, als sie mich nach meinem Begehren fragte. Ich sagte ihr, daß ich heute nicht einer Bestellung wegen käme, sondern nur nach dem Erfolg der Reise ihres Mannes mich erkundigen wollte, mit dem ich unterwegs genauer bekannt geworden. Als sie mich hierauf lebhaft und herzlich zum Sitzen aufforderte und, während sie die Lampe anbrannte, mit freudigem Stolz von der Anerkennung erzählte, die ihr Mann in Wien gefunden, und von den Vorteilen, die seine Reise ihm schon jetzt gebracht, vernahm ich wieder den alten Ton, der mich stets so angenehm berührt hatte, wenn ich ihn im Laden gehört. Die Frau sah blaß aus und gealtert und der Schatten einer Sorge schien auf ihrer Stirne zu liegen. Aus ihren Mitteilungen ging jedoch nichts hervor, was einen gedrückten Gemütszustand hätte erklärlich machen können. Erst als ich an ihren Bericht über die Bestellungen, welche ihr Mann mitgebracht, die Frage knüpfte, ob er sich nicht zu viel zumutete, entgegnete sie mit einem Seufzer: „Ja leider! Er arbeitet von früh bis in die Nacht und trägt sich auch dann noch mit Plänen und Entwürfen. Ich möchte fast, er wäre nicht nach Wien gegangen. Es würde ja auch sonst immer besser gegangen sein. Aber dort hat er gar zu viel gesehen, ist ganz unzufrieden mit sich und gönnt sich weder Rast noch Ruhe. Sie werden's ihm wohl ansehen, wenn er kommt."

Wieder hob ein Seufzer ihre Brust und sie griff so rasch nach der neben ihr liegenden Arbeit, daß ich überzeugt war, sie sagte mir nicht alles, und mich auf eine schmerzliche Überraschung gefaßt machte.

Trotzdem erschrak ich, als Wildauer nach kurzer Zeit eintrat. Eine fahle Bläſſe lag auf seinem Gesicht und die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen, die ich zum erstenmale gesehen, als er mir seine Geschichte erzählt, schien seit jener Stunde nicht mehr gewichen zu sein, sondern sich noch tiefer eingegraben zu haben. Als er mich erkannte, flog ein jähes Rot über seine Stirn und Wangen und er schien im Zweifel, wie er mich begrüßen sollte. Ich suchte ihm über die leicht begreifliche Verlegenheit hinwegzuhelfen, indem ich ihm sagte, daß mich der Wunsch hergeführt hätte, von seinen Erfolgen in Wien zu hören; aber es gelang mir nicht, ihn in ein unbefangenes Gespräch zu verwickeln. Augenscheinlich suchte er jedes Wort zu erfahren, das ich in seiner Abwesenheit mit seiner Frau gewechselt, als fürchtete er, ich könnte die Ursache und den Grad unseres Bekanntseins verraten haben. Auch seiner Frau schien sein Wesen aufzufallen; sie stand auf und machte sich dies und das zu schaffen, und ich konnte bemerken, daß sie uns verstohlen beobachtete. Es schien mir sogar, als ob sie mich mit Mißtrauen betrachtete, und ich merkte bald, daß ich mich nicht irrte, als Wildauer noch einen Geschäftsgang machen zu müssen vorgab und mich ziemlich verständlich aufforderte, ihn zu be=

gleiten. Seine Frau suchte ihn zurückzuhalten und sah mich, als ihr das nicht gelang, beim Abschied fast feindselig an, als hielte sie mich für die Ursache, daß ihr Mann sich noch einmal entfernte. Ja, sie legte ihm mit solchem Nachdruck ans Herz, daß er nicht zu spät zurückkommen möchte, als traute sie mir zu, ich würde ihn davon zurückhalten. Zum Wiederkommen forderte sie mich nicht auf.

Wildauer schien das alles nicht zu bemerken und nicht zu fühlen, wie unangenehm es mich berühren mußte. Schweigend ging er eine Weile neben mir her und sagte mir dann, sein Geschäft führte ihn nach einem vor der Stadt gelegenen Gasthofe; aber er forderte mich nicht auf, ihn bis dahin zu begleiten. Unmutig, gekränkt entgegnete ich, mein Ziel läge in entgegengesetzter Richtung, zog den Hut und wendete mich ab, ohne ihm die Hand zu reichen. Da fühlte ich die seine schwer auf meiner Schulter und als ich mich umkehrte, wurde mein Groll durch einen Blick in sein Gesicht verscheucht. Er sah auf mich mit jener Art von Mitleid, die denjenigen, der so blickt, als den Bemitleidenswertesten erscheinen läßt.

„Ich sollte Sie gehen lassen," sprach er, ohne seine Hand hinwegzuziehen, „denn es wäre das Beste für Sie. Gutes erfahren Sie nicht, wenn Sie mit mir kommen; aber kränken möcht' ich Sie auch nicht. Wenn Sie durchaus wollen, so begleiten Sie mich."

Und ehe ich antworten konnte, faßte er mich am

Arme und führte mich hinaus auf verwehte, unwegsame Pfade und kühlte sich von Zeit zu Zeit die Schläfe mit Schnee, indem er mir den Eindruck einer Entdeckung schilderte, welche seine Frau mit der höchsten Wonne erfüllt hatte.

Ich hätte seinem Beispiele folgen mögen, denn auch mir pochte das Blut fiebernd in den Schläfen, wenn der Unglückliche an meiner Seite bald dem schwärzesten Verdachte den stärksten Ausdruck gab, bald sich selbst deshalb verwünschte und sein Ringen schilderte, die der Schonung jetzt doppelt Bedürftige nicht in sein Herz sehen zu lassen und den Eindruck zu verwischen, den sein Entsetzen über ihre Botschaft auf sie hatte ausüben müssen. Sie fühlte sich Mutter! Ich glaubte ihm nur zu wohl, daß es ihm nicht möglich wäre, über ihre Hoffnung sich in trautem Gespräch mit ihr zu unterhalten; ich sah nur zu wohl ein, daß die Arme sich hierdurch verletzt, zurückgestoßen, verschüchtert fühlen und ihm hierdurch abermals neue Ursache zu dem Verdachte geben mußte, sie wisse sich schuldig. Immer weniger sah ich einen Rettungsweg aus diesem Irrsal und glaubte selbst nicht an die Wirkung der tröstenden Worte, zu denen ich mich zwang. Sie verhallten denn auch eindruckslos, ja ungehört. Es war, als ob Wildauer die ganzen Tiefen seines Innern aufwühlen, die ganze Fülle der erduldeten Seelenqualen austoben und sich zugleich körperlich vollständig ermatten wollte, so strömte er die Worte

hervor und so bahnte er sich den Pfad über die schwersten Hindernisse.

Wer weiß, wohin wir uns endlich verirrt hätten — denn auch ich achtete nicht auf die Richtung — wenn nicht endlich ein immer dichteres Schneegestöber uns gezwungen hätte, an den Rückweg zu denken. Es war schwer genug, ihn zu finden, und als wir endlich die Stadt erreicht hatten, gelang es mir bald, Wildauer zu überreden, nach Hause zu gehen. Er selbst fühlte sich erschöpft und der Ruhe bedürftig. Vor seiner Hausthür trennte ich mich von ihm mit dem Versprechen, ihn morgen wieder zu besuchen. Er drückte mir schweigend die Hand und trat in das Haus.

Ich selbst konnte mich nicht entschließen, sogleich den Heimweg anzutreten. Ich mußte Menschen sehen und mich zerstreuen. Ganz in der Nähe von Wildauers Haus befanden sich die Räume eines Vereins, dem ich angehörte und in dem ich zu dieser Stunde zahlreiche Bekannte versammelt wußte. Dorthin lenkte ich meine Schritte. Als ich eben die Hausthüre öffnete, war es mir, als ob ich hinter mir einen Ruf vernähme, glaubte mich aber getäuscht zu haben, da ich niemanden erblickte, und eilte, das erwärmte Zimmer zu erreichen.

Beschneit und aufgeregt, wie ich war, wurde ich sogleich der Gegenstand der Aufmerksamkeit, und allerhand Vermutungen wurden im Scherz geäußert, auf den einzugehen mir anfangs schwer genug wurde,

endlich aber doch gelang. Eine besonders kühne Hypothese hatte eben unter allseitiger Heiterkeit ein älterer Arzt aufgestellt, als derselbe plötzlich vom Kellner hinausgerufen wurde. Langsam und mürrisch verließ der eben noch so Wohlgelaunte das Zimmer, kehrte aber schon nach wenigen Augenblicken eilig zurück, leerte sein Glas mit einem Zug und wendete sich, indem er den Mantel umschlug, zu dem am benachbarten Tische sitzenden Staatsanwalt mit den Worten: „Da werden auch Sie zu thun bekommen. Der Schlosser Wildauer hat einen seiner Gesellen erschlagen."

Diese Nachricht traf mich wie mit dumpfem Schlage; hätte der Blitz meinen Nachbar niedergestreckt und mich selbst gelähmt, ich hätte nicht erstarrter sitzen können. Nicht einen der Gedanken, die mir durch das Hirn schossen, konnte ich festhalten, nicht eine der Fragen, mit denen ich bestürmt wurde, beantworten. Erst als ich mit dem Staatsanwalt auf der Straße stand, die kalten Schneeflocken mir die Wangen berührten und eisiger Schauer mir durch die Glieder rieselte, konnte ich mich so weit sammeln, um dem Manne des Gesetzes zu berichten, daß ich erst vor einer Viertelstunde mich von Wildauer getrennt hätte und ahnen könnte, aus welchem Grunde er die That verübt.

Vor dem Hause des Unglücklichen hatten sich bereits Nachbarn und Vorübergehende gesammelt und teilten einander flüsternd das Vernommene und ihre

Vermutungen mit. Während es aber sonst bei ähnlichen Fällen an Ausbrüchen des Unwillens und der Verwünschung gegen den Thäter nicht fehlt, vernahm man hier nur Ausdrücke des Bedauerns und der Verwunderung, die nicht glauben möchte, was sich doch nicht ableugnen läßt. Drinnen im Zimmer bot sich uns ein furchtbarer Anblick dar: neben einer Blutlache am Boden ein schwerer Hammer, über die leblose Gestalt Conrads, der auf das Sofa gelegt worden war, der Arzt gebeugt, die Rockärmel aufgestreift und bemüht, das Blut, das aus einer breiten Kopfwunde herniederfloß, zu stillen; auf einem Stuhle zurückgesunken, bleich und bewußtlos die Meisterin, eine alte Nachbarin weinend um sie beschäftigt; der Meister selbst in einer Ecke am Boden, den Kopf auf einen Stuhl gestützt, mit irrem Blicke vor sich hinstarrend.

Ein unüberwindliches Gefühl der Scheu hielt mich ab, mich ihm zu nähern, und während der Staatsanwalt einen auf dem Tische liegenden offenen Brief aufhob, trat ich zu dem Arzte, der sogleich meinen Beistand in Anspruch nahm, um ein zerrissenes Blutgefäß zu fassen und zu unterbinden. Eine zuckende Bewegung des Verwundeten lieferte den Beweis, daß das Leben noch nicht entflohen war; doch konnte der Arzt nicht mit Sicherheit feststellen, ob Hoffnung bliebe. „Der Schlag,“ erklärte er, „ist mit unsicherer, schwankender Hand geführt worden und hat nur stark gestreift; das beweist die Hautverwundung und der Bruch des

Schlüsselbeins. Aber auch die Hirnschale ist verletzt, — in welchem Grade, das wird sich bald herausstellen. Vorläufig ist die Gefahr einer Verblutung beseitigt und nun wollen wir nach der Frau sehen, bei welcher der Schreck leicht schlimme Folgen haben kann." Mit Hilfe der alten Nachbarin trug er die immer noch Regungslose in die anstoßende Kammer und gleich darauf bewies ein durchdringender Schrei, daß die Arme zum Leben und zum Bewußtsein zurückgekehrt war. Wildauer sprang bei diesem Schrei vom Boden auf; als müßte er sich besinnen, strich er mit der Hand über die Stirn und ließ den stieren Blick durch die Stube schweifen. Als er meinen Begleiter erkannte, ging ein Zucken durch seinen Körper, dann fragte er mit heiserer Stimme, ob er nach seiner Frau sehen dürfte. „Ihr thu' ich nichts," setzte er mit einem Blick hinzu, der mir durchs Herz schnitt. Auch mein Begleiter wendete sich vor diesem Blick ab, und Wildauer schritt der Kammer zu, aus der ein krampfhaftes Weinen und Stöhnen zu uns heraustönte. Eben wollte er den Raum betreten, als der Arzt ihm entgegentrat, ihn, die Thür hinter sich schließend, mit vernichtendem Blicke maß und endlich mit unterdrückter Stimme sagte: „Wenn Sie auch Ihre Frau umbringen wollen, dann zeigen Sie sich ihr jetzt!"

Wildauer wankte zurück und brach neben dem Stuhle, auf den er sich vorher gestützt, mit einem unterdrückten Wehelaut zusammen.

Ich eilte, dem Unglücklichen beizustehen, aber der Arzt hielt mich zurück. „Wir haben mehr zu thun," sprach er finster, „als uns um den zu kümmern. Wer solche Thaten verübt, hält auch die Folgen aus. Wollen Sie sich nützlich machen, so eilen Sie nach der Apotheke und holen Sie, was ich Ihnen aufschreibe." Rasch war das Rezept geschrieben und ich eilte, den Auftrag zu erfüllen, nachdem ein Blick auf Wildauer mich belehrt, daß der Arzt in seiner Weise Recht hatte.

In der Werkstatt traf ich auf einen Polizeikommissar, auf dem Wege nach der Apotheke einen Hospitalwagen und atmete im egoistischen Gefühl der Erleichterung auf, daß ich nicht Zeuge der Szene zu werden brauchte, die sich jetzt an der Stätte des Unglücks entwickeln mußte.

In der Apotheke, wo man von dem Vorgefallenen bereits Kunde hatte, wurde ich ausgefragt; aber auch hier nur staunende Verwunderung und völlige Unkenntnis über das Motiv der That. Ich wußte kaum, was ich antworten sollte; ohne daß ich mir Rechenschaft geben konnte, warum, meinte ich, daß Wildauer plötzlich berechtigten Grund zur Eifersucht erhalten hätte, und mochte doch dieser Vermutung nicht Ausdruck geben.

Auf dem Rückwege begnete mir der diesmal langsam fahrende Hospitalwagen abermals; vor Wildauers Hause hielt noch ein zweiter Wagen und in der Werk-

stätte trat mir der Unglückliche selbst in Begleitung des Polizeikommissars entgegen. Er war gefaßter und bat mich, daß ich ihm, wenn es erlaubt wäre, Nachricht über das Befinden seiner Frau zukommen lassen möchte. Der Staatsanwalt, der herzutrat, entgegnete an meiner Stelle, daß der Erfüllung dieses Wunsches nichts entgegenstände und daß wir morgen beide im Kriminalgefängnis erscheinen würden.

Der Arzt empfing uns mit besorgter Miene. Er befürchtete einen Fall, der bei dem Zustand der Kranken leicht eintreten und ungünstig verlaufen könnte, und sprach seinen Entschluß aus, noch einige Stunden zu bleiben. Für den Verwundeten würde im Hospital schon gesorgt werden. Der Staatsanwalt durchschritt nach dieser Erklärung einigemal wie unschlüssig die Stube und erklärte dann seinerseits, daß er mich hätte bitten wollen, ihm in seiner Wohnung noch weitere Mitteilungen zu machen, daß ihm aber die Gegenwart des Arztes erwünscht sei und er deshalb den Vorschlag machen möchte, am Ort der That noch eine Weile beisammen zu bleiben, wenn der Zustand der Kranken dem nicht entgegenstände und ich nicht eine Abneigung dagegen empfände. Einer solchen war ich mir allerdings bewußt, mochte es aber nicht zeigen und willigte daher ein, als der Arzt gleichfalls seine Zustimmung gegeben hatte.

Ich erzählte, nur zuweilen unterbrochen von den Schmerzenslauten der Kranken, was ich wußte, und

konnte leicht den Eindruck bemerken, den die Geschichte Wildauers auf meine nicht eben zartbesaiteten Zuhörer machte. Der Doktor ging immer öfter in die Kammer und trat immer leiser auf und endlich gestand er selbst: „Wir thun alle unsere Schuldigkeit, dem Guten wie dem Bösewicht gegenüber; aber es ist doch ein anderes Ding, wenn nur die Pflicht uns treibt, und ein anderes, wenn das Herz mitredet. Das letztere ist jetzt bei mir der Fall. Was kann das arme Weib dafür, daß ihr Mann durch sein Benehmen sie selbst nach und nach dahin gebracht hat, ihm Grund zur Eifersucht zu geben? Wer einer Frau den Teufel an die Wand malt, ruft ihn selbst herbei."

„Sie werden noch anders von der Frau denken," fiel ihm der Staatsanwalt ins Wort, „wenn Sie den Inhalt dieses Briefes erfahren, den ich hier auf dem Tische fand. Er ist an Conrad gerichtet und wahrscheinlich der Gegenstand der Unterredung zwischen ihm und der Vertrauten seiner Liebe gewesen, als der Meister hinzukam und die Aufregung beider oder ein falsch verstandenes oder gedeutetes Wort als einen Beweis ihrer Schuld ansah. Der Brief lautet: „Lieber Conrad! Noch einmal schreib ich Dir und dann nicht mehr. Es soll nicht sein, daß wir zusammen kommen. Vater ist kränklich und hat viel Sorge, denn es ist ihm in der letzten Zeit viel fehlgeschlagen. Da will er einen Schwiegersohn, der das Geschäft versteht und etwas hinein wenden kann, damit es wieder hoch

kommt und Vater auf seine alten Tage nicht vom Hause muß. Und dann, Du weißt es ja, meint er, daß es Sünde wäre, wenn wir uns heirateten, weil Du nicht zu unserer heiligen Kirche gehörst. Und wenn ich das nun auch nicht glaube, weil ich weiß, wie gut Du bist, so kann ich's doch nicht sehen, daß der Vater sich so grämt und sich so große Sorge macht wegen des Geschäfts, bloß um meinetwillen, weil ich den Vetter nicht nehmen will, der ja auch Tischler ist und seine Sache versteht und obendrein Geld hat. Wenn Dein Vater noch lebte, so thätest Du's wohl auch, daß Du ihm nicht zuwider wärst, besonders wenn Du wüßtest, daß Du es ja doch nicht lange überlebtest. Und daß ich's nicht lange überlebe, das weiß ich; aber ich habe dann doch wenigstens nichts auf dem Gewissen, wenn ich nicht Deine Frau werde. Gräme Dich also nicht um mich, und wenn Du eine andere findest, so sei glücklich mit ihr und denke zuweilen an Deine unglückliche Bertha."

„Nichts auf dem Gewissen!" grollte der Doktor, der, obgleich selbst Katholik, doch in den größten Zorn geraten konnte, wenn er von Unduldsamkeit auch nur hörte. „Der sollte hier sein und sehen, was er hat anrichten helfen! Und er soll's durch mich erfahren, wenn Sie mir die Adresse geben, Staatsanwalt; und vor die Geschworenen müßte er mir auch mit, wenn ich etwas darein zu reden hätte!"

„Die Adresse sollen Sie haben," entgegnete der

Angeredete, „und was Ihren anderen Wunsch betrifft, so will ich ihn überlegen, wenn ich auch nicht glaube, daß wir dadurch irgendwem nützen könnten. In Ihrer Hand, Medizinalrat, ruht jetzt das Schicksal der Meist-beteiligten, selbst des Schuldigen. Üben Sie schon deshalb Ihre ganze Kunst an Conrad, und wenn Sie jetzt nicht mehr hier nötig sind, begleiten Sie mich noch einmal in das Hospital. Sie gehen doch auch mit?“ fuhr er, zu mir gewendet, fort. Ich war sofort bereit, aber leider mußten wir ohne den Arzt gehen, der noch einmal nach seiner Patientin gesehen hatte und uns erklärte, daß er gerade jetzt bleiben müßte und sich überhaupt für die Nacht einrichten würde. Als der Staatsanwalt ihm mit Rücksicht auf sein Alter den Vorschlag machte, einen jüngeren Arzt herbeizu-rufen, brummte er etwas wie „Juristenvolk“ in den Bart und schob uns zur Thür hinaus.

„Er ist einer jener besonderen Art von Pessi-misten,“ sagte mein Begleiter unterwegs, „die nur die Welt im allgemeinen für schlecht halten, aber doch in jedem einzelnen, der ihrer Hilfe bedarf, eine Ausnahme erblicken und dieser Ausnahme dann die hingebendste Sorgfalt widmen. Das wird er auch mit Conrad thun und, obgleich er nicht Hospitalarzt ist, doch sein reiches Wissen und seine geschickte Hand gern den Kollegen zur Verfügung stellen, die diese Hilfe hoch schätzen. Der Himmel gebe, daß die Verwundung nicht gefähr-lich ist. Es hängt für Wildauer viel davon ab und

leider kann das Gesetz nur dasjenige Walten der Vorsehung berücksichtigen, welches den Erfolg einer Handlung abschwächt. Wo sie aber ihr Urteil in harter Weise fällt und streng vollzieht, wo also vielleicht zuweilen der weltliche Richter überflüssig erscheint oder doch der menschlichen Empfindung nach zu ausgleichender Milde berufen wäre, da zwingt das Gesetz auch ihn zur Strenge. Es ist das ein leider notwendiger, nicht zu beseitigender Mangel aller Gesetzgebung, der den Richter oft mit dem Menschen in Zwiespalt bringt, ihn aber auch zugleich auf die Macht über uns hinweist, von der selbst das strenge, unbeugsame Recht abhängig ist."

Der Wunsch bezüglich Conrads, den ich von Herzen teilte, schien sich nicht erfüllen zu wollen. Der Hospitalarzt hielt die Verwundung für eine sehr schwere und fürchtete das Schlimmste. Zum Bewußtsein war Conrad noch nicht gekommen; wir verließen daher das Hospital, ohne ihn gesehen zu haben, und trennten uns mit der Verabredung, ihn am nächsten Morgen vor unserem Gang nach dem Kriminalgefängnis zu besuchen.

Vor der mit dem Staatsanwalt verabredeten Stunde war ich vor Wildauers Haus. Der Arzt kam mir entgegen und teilte mir mit, daß das erhoffte Mutterglück der Kranken in Folge der erschütternden Vorgänge vernichtet wäre und ein nervöses Fieber zu befürchten stände. Er selbst war erst gegen Morgen

nach Haus gegangen, hatte dann die alte Nachbarin durch eine Wärterin ablösen lassen und war nun vor der Hand entbehrlich. Im Hospital, wohin er mich begleitete, fanden wir den Staatsanwalt bereits vor; die Miene, mit der er uns begrüßte, ließ darauf schließen, daß für Conrad wenigstens noch Hoffnung vorhanden wäre. Ein herzutretender Assistenzarzt bestätigte dies und forderte unseren Medizinalrat auf sich selbst von der Richtigkeit des gefällten Urteils zu überzeugen. Wir fanden den Verwundeten bei Bewußtsein, wenn auch zu schwach, um nähere Auskunft über den verflossenen Abend geben zu können. Eine Sondenuntersuchung ergab die Ablösung mehrerer größerer Knochensplitter, aber keinen Schädelbruch. Wenn somit die Gefahr eines tötlichen Ausgangs auch nicht ausgeschlossen war, so schien ein solcher doch nicht der einzig mögliche, und wie man so gern als wahrscheinlich annimmt, was man wünscht und hofft, so traten auch wir, der Staatsanwalt und ich, — den Arzt riefen andere Pflichten, — mit etwas erleichterten Herzen den Weg nach dem Kriminalgefängnis an.

Und doch hemmten wir unwillkürlich unsere Schritte, als wir den düsteren Korridor entlang gingen, zu dessen beiden Seiten schwere eisenbeschlagene Thüren in die Gefangenenzellen führten; und als endlich der Schließer eine dieser Thüren öffnete, wartete ich außen, bis ich drinnen die Stimmen meines Begleiters und Wildauers vernahm; ich hätte nicht zuerst die Schwelle

überschreiten und dem Manne gegenübertreten können, mit dem ich noch tags vorher in schrankenloser Freiheit stundenlang die beschneiten Fluren durchirrt hatte. Als ich endlich eintrat, achtete er meiner nicht. Seine erste Frage hatte seiner Frau gegolten, und die Nachricht, die ihm geworden war, hatte ihn so erschüttert, daß er gleichgültig war gegen alles Andere. „Also nicht tot!“ rief er endlich, indem er sich vom Lager wieder aufraffte; „es war mein einziger Trost in dieser Nacht. Ihre Hoffnung dahin, Conrad tot und sie die Frau eines Mörders!“ Und wieder warf er sich auf das Lager und raufte sich das Haar, taub gegen jedes Wort des Trostes, das wir zu ihm zu sprechen dachten. Als aber in einer Pause, welche die erschöpfte Natur dem Ausbruch der Verzweiflung gebot, die Kunde an sein Ohr schlug, daß Conrad nicht tot wäre, sprang er empor und sein Gesicht verzerrte sich zu so rasender Wut, daß wir entsetzt vor ihm zurückwichen. „Nicht tot!“ stieß er hervor, „nicht tot, und ich bin hier . . .!“ Die Stimme versagte ihm und nur die Fäuste ballte er in ohnmächtigem Grimm, unzugänglich jeder Belehrung; für uns, die wir seinen vorhin geäußerten Wunsch mit seinem jetzigen Wutausbruche nicht zu vereinbaren vermochten, ein furchtbares Rätsel.

Aber furchtbarer, erschütternder noch wirkte auf uns die Verzweiflung des Unglücklichen, als er endlich begriff, welcher Irrtum seine That geleitet, als er den Brief verstand, den ihm der Staatsanwalt vorlas, als

er einsah, daß die unzusammenhängenden Worte Conrads, die er gestern von der Werkstatt aus vernommen, nicht, wie er im Bewußtsein seiner schlimmen Angewohnheit angenommen, ihm selbst, sondern dem Bertha bestimmten Bräutigam gegolten hatten und die Thränen seiner Frau Thränen des Mitleids, ihre Vertröstung auf die Zukunft nicht Vertröstungen auf seinen eigenen Tod gewesen waren, wie er in seiner Verblendung gemeint. Sein Grimm kehrte sich jetzt gegen sich selbst und wir befürchteten bald, ihn Hand an sich legen, bald, ihn der Aufregung plötzlich erliegen zu sehen. Zum Glück kam uns der Geistliche der Anstalt zu Hilfe, der eben seinen Rundgang machte. Sein Kleid, sein mild-ernstes Wesen und die allgemeine Achtung, die er in der Stadt genoß, verfehlten ihre Wirkung nicht; Wildauer wurde ruhiger, und als der Geistliche, nachdem er sich rasch über den Fall unterrichtet, uns bat, ihn mit dem Gefangenen allein zu lassen, erfüllten wir seinen Wunsch in der Überzeugung, daß wir beruhigter scheiden konnten.

Die Ereignisse der folgenden Wochen lassen sich kurz zusammenfassen, so bedeutsam und reich an Aufregungen sie auch für alle waren, die zu dem Falle in irgend welcher Beziehung standen. Bei Conrad und der Meisterin traten Krisen und Rückfälle ein, die der Gefangene erriet, auch wenn sie ihm verschwiegen werden sollten; und als endlich die Gefahr gewichen war, stellte sich bei Conrad eine finstere,

menschenfeindliche Schwermut ein, die sich allerdings wenigstens teilweis auf den Brief Berthas zurückführen ließ, doch aber auch als Folge seiner Verwundung betrachtet und deshalb bei der Bemessung der Strafe Wildauers von schwerwiegender Bedeutung werden konnte. Vergebens wandte sich unser ärztlicher Freund, bei dem nach einem Besuche im Gefängnis die frühere Abneigung gegen Wildauer vollends verschwunden und in das Gegenteil umgeschlagen war, erst brieflich und dann sogar mündlich an Berthas Vater, um zu bewirken, daß derselbe seinen Einspruch gegen das Verlöbnis aufgäbe und daß dadurch eine Verbesserung in Conrads Zustand herbeigeführt würde; — er kehrte mißmutig zurück und erklärte, daß er lieber mit einem Totschläger der schlimmsten Sorte, als mit einem in der Freiheit umhergehenden, glaubens- und tugendstolzen, auf seine Vaterpflichten pochenden und im Grunde doch nur gefühllosen und habsüchtigen Manne zu thun haben wollte. Schon vorher war ihm eine bittere Enttäuschung geworden. Er, der Gefühlsmensch, der sich um das geschriebene Gesetz wenig kümmerte, hatte gemeint, es würde genügen, daß Conrad, vollständig genesen, auf Nichtbestrafung seines Meisters antrüge, um diesen straflos ausgehen zu lassen, und er hatte, als er erfuhr, daß nur bei leichten Körperverletzungen und auch nur dann, wenn das Vergehen gegen Angehörige verübt worden ist, eine Zurücknahme des Antrages zulässig erscheint, einen

heftigen Auftritt mit dem ihn belehrenden Staatsanwalte gehabt, der Wildauer überhaupt nicht der Körperverletzung, sondern mindestens des versuchten Totschlags oder gar des Mordversuchs für schuldig erachtete.

Nach diesen niederschlagenden Erfahrungen klammerte sich, wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, unser Freund an den Gedanken, daß sich der Nachweis führen lassen müßte, Wildauer hätte die That in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit begangen, und forschte mit quälendem Eifer nach jeder Äußerung des Gefangenen, nach jedem Symptom, das auf einen solchen Zustand hätte schließen lassen können. Vom geringsten Erfolg waren seine Schritte bei der Meisterin, die nicht einmal zu bewegen war, den Gefangenen zu besuchen, der auf ihr Erscheinen wie auf das eines erlösenden Engels harrte. Er war der Mörder ihrer Hoffnung, hatte an ihrer Treue gezweifelt, war zum Verbrecher deshalb geworden, und es war, als ob dadurch all ihre Liebe erstickt worden wäre. Finster und verschlossen antwortete sie auf alle Fragen über das Wesen ihres Mannes vor der That nur, daß er wohl gewußt haben müßte, was er that. Da aber ihr Zeugnis am wenigsten ins Gewicht fallen konnte, wurden meine Begegnisse mit Wildauer zum Gegenstand so eingehender und fortgesetzter Forschungen des Medizinalrats, daß ich an seinem ärztlichen Scharf-

blick ernstlich zu zweifeln begann. Ich konnte mich nämlich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß meine Aussagen von ausschlaggebender Bedeutung sein müßten; und je weniger ich mir selbst einreden konnte, daß Wildauer nur wenige Minuten vor Verübung der That im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit sich befunden hätte, um so unausgesetzter quälte mich der Gedanke, daß ich die Verurteilung des Unglücklichen herbeizuführen bestimmt wäre, und um so peinlicher, beängstigender wurde mein Zustand. Eines Abends trat der schon mit Bangen erwartete ärztliche Freund, der gar kein anderes Interesse mehr zu haben schien, als für den Seelenzustand Wildauers, mit einem Anwalte bei mir ein, der schon durch sein Äußeres, seine kleine verwachsene Gestalt, seinen kahlen, beinahe unförmlichen, zwischen hohen Schultern sitzenden Kopf und seine kalten stechenden Augen, von jeher einen fast unheimlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Als ich nun aber einem Verhör unterworfen ward, aus welchem der Verteidiger Material schöpfen sollte: da überkam mich eine so fieberhafte Angst und meine Antworten fielen so unzusammenhängend und widersprechend aus, daß dem Arzt endlich die Augen aufgingen und er mir, nachdem er mich über mich selbst ausgefragt, unbedingte Ruhe anempfahl. Da jedoch die Voruntersuchung begann und in ihrem Verlauf mich mehr und mehr von der Berechtigung meiner Befürchtung überzeugte, so blieb jener Rat unbefolgt, bis ein heftig

auftretendes Fieber mich an das Zimmer fesselte, das ich bis zum Tage vor der Schwurgerichtsverhandlung nicht verlassen durfte.

Hatte es sich nicht vermeiden lassen, oder geschah es absichtlich, — genug, der Fall kam in der Stadt selbst zur Aburteilung und der Zudrang der Menge war daher so groß, daß der Verhandlungssaal kaum die Hälfte der Neugierigen zu fassen vermochte. Trotzdem war es still wie in einer Kirche, als wir endlich aus der Zeugenstube vor den Gerichtshof traten. Ich unterstützte, so angegriffen ich mich auch selbst fühlte, Frau Wildauer, die sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte und umzusinken drohte, als ihr Blick den Angeklagten streifte, der bleich, nur noch der Schatten seiner selbst, ihr entgegenstarrte.

Auf der Zeugenbank saß neben mir ein alter Mann mit herzlosen groben Zügen, den ich vorher, nur mit Frau Wildauer und mir selbst beschäftigt, nicht beachtet hatte und früher gesehen zu haben mich nicht erinnerte. Auch jetzt beachtete ich ihn nur flüchtig, denn all meine Aufmerksamkeit und mein Empfinden war dem Angeklagten zugewendet, über den bereits ein Strafgericht hereingebrochen war, das kein menschliches Urteil verschärfen oder mildern zu können schien. Als ich jedoch bei der Beeidigung der Zeugen vernahm, daß mein Nachbar den Namen von Berthas Vater trug, veränderte nicht nur meine Aufmerksamkeit ihren Gegenstand, sondern es schwand auch plötzlich das Ge-

fühl der Schwäche, das mich bisher beherrscht, und machte einer nervösen Spannung Raum, die allerdings kaum minder peinlich war. Als mein suchender Blick dem unseres ärztlichen Freundes begegnete, der mit dem finster sich zurückhaltenden Conrad beschäftigt gewesen war, fand ich sofort Antwort auf meine stumme Frage, auf wessen Betreiben Berthas Vater zugegen wäre. Bezeichnend winkte der Freund, der mein Krankenzimmer von jeder auf unseren Fall bezüglichen Nachricht abzusperen gewußt hatte, nach dem Verteidiger hin, auf den ich nun mein ganzes Augenmerk richtete.

Er stand im Rufe eines begabten Juristen, aber kalten herzlosen Sonderlings und genoß deshalb wenig Vertrauen. Jetzt saß er über seine Akten gebeugt und blätterte in denselben, ohne einen Blick davon zu verwenden. Und doch schien es mir, als ob seine Hand zitterte, wenn sie die Blätter umschlug, und als ob es in seinem harten, faltigen Gesichte seltsam zuckte. Während der ganzen Verhandlung sah er nicht auf, sprach nicht mit dem Angeklagten, richtete keine Frage an die Zeugen, und doch konnte ich den Blick nicht von ihm wenden, seitdem er bei der Verlesung der kalten, im üblichen Stile abgefaßten Anklageschrift seine tiefen dunklen Augen zur Decke erhoben und sie dann, langsam den Kopf schüttelnd, mit der Hand bedeckt hatte. Eine unbestimmte, aber deshalb nicht minder zuversichtliche Hoffnung erfaßte mich und weder die Aussagen der Zeugen, noch das Plaidoyer des Staatsanwalts konnten

meine Gedanken dauernd von der Richtung ablenken, daß alle Entscheidung nur von dem einem Manne abhinge, obgleich er nach jenem wohl nur von mir bemerkten Aufblicken wieder in scheinbare Teilnahmslosigkeit gegen alles versank, was die Hörer und selbst mich, dem keine Aussage Neues brachte, in tiefste Erregung versetzte.

Conrad schilderte sein Verhältnis zum Meister und zur Meisterin; ihm konnte er bis zu jenem Abend nichts Übles nachsagen; er hätte mit ihm stets auf kaltem Geschäftsfuß gestanden. Von ihr sagte er, daß sie gut gegen ihn gewesen wäre wie eine Schwester und an jenem Abend, als er mit dem verhängnisvollen Briefe zu ihr gekommen, ihn weinend auf die Zukunft, vertröstet hätte, die so manches füge. Über seinen eigenen Zustand sprach er sich in einer Weise aus, die wenig günstig für den Angeklagten wirkte. Er klagte über Schlaflosigkeit, Kopfweh und Beängstigung, Schwäche und Unlust zur Arbeit und meinte, nie verwinden zu können, was ihn betroffen.

Die Meisterin antwortete auf die wenigen ihr vorgelegten Fragen mit kaum vernehmlicher Stimme, daß ihr Mann seit längerer Zeit wie verwandelt gewesen wäre, ohne ihr jedoch Grund zu einer bestimmten Klage zu geben. Nur einmal hätte er Eifersucht gegen Conrad verraten, dann aber nicht wieder, bis zu dem Moment, da er mit dem Hammer in die Stube getreten war und ohne ein Wort, mit wutverzerrtem

Angesicht, Conrad zu Boden geschlagen hatte. Die Beantwortung der Frage, ob sie glaubte, daß ihr Mann im Moment der That sich derselben bewußt gewesen wäre, lehnte sie ab und sank in ihre Bank zurück, als bei ihrer Antwort ein dumpfes Gemurmel den Saal durchlief. Dasselbe legte sich jedoch rasch und wich atemloser Stille, als dem Angeklagten die Fage vorgelegt wurde, aus welcher Absicht er den Hammer ergriffen, der auf dem Gerichtstische lag, und ob er sich der That bewußt gewesen, die er mit demselben verübt.

Wildauer mußte sich stützen, als er sich erhob; er war zusammengesunken, als seine Frau die Beantwortung der bezüglichen Frage abgelehnt hatte, und seine Stimme schien wie aus einem Grabe heraufzutönen, als er erklärte, die Worte Conrads und die Thränen und Vertröstungen seiner Frau hätten ihn aller Besinnung beraubt. Er hätte wohl lange gefürchtet, daß es so kommen würde, aber er hätte es nie gewollt. Als er jedoch erkannt, was er gethan, hätte es ihn nicht gereut bis zu dem Augenblicke, da er seinen Irrtum eingesehen.

Unser ärztlicher Freund geriet fast außer sich bei dieser Erklärung. Kaum vermochte er über Conrads Zustand, den er zunächst zu begutachten hatte, zusammenhängend zu berichten. Die Verwundung bezeichnete er als eine solche, die leicht hätte tötlich werden können, die Heilung jedoch als eine allem Ermessen nach vollkommene, den krankhaften Zustand

Conrads als mit annähernder Bestimmtheit auf das unglückliche Liebesverhältnis zurückführend. Den Zustand des Angeklagten vor und während der That charakterisierte er als einen Zustand momentanen Wahnsinns, der jedes Urteil und jede Willensfreiheit ausschließe. Mit einer Bestimmtheit und einer Heftigkeit, die eine Mahnung des Präsidenten zur Folge hatte, behauptete er, daß jeder der Geschworenen, der monatelang in dem gleichen Wahne gelebt, wie der Angeklagte, von gleichen Scheinbeweisen verwirrt gewesen sein und, wenn er eine ähnliche Waffe zur Hand gehabt hätte, sicherlich dasselbe gethan haben würde, was der Angeklagte gethan. Die Frage jedoch, ob Wildauer auch vor der That, als er die Möglichkeit derselben gefürchtet und also vor Augen gesehen, sich in einem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit befunden und aus dem letzteren Grunde das längere Verbleiben Conrads im Hause geduldet hätte, mußte er verneinen und kehrte in tiefer Niedergeschlagenheit auf seinen Platz zurück.

Der Verteidiger blätterte auch jetzt ohne aufzublicken in seinen Akten. Meine Hoffnung schwankte und in äußerster Erregung ging ich selbst an meine Aussage. Hingerissen begann ich eine lebhafte Schilderung der Begebnisse während der nächtlichen Fahrt, als ein Blick des seltsamen Mannes mich traf und ein leises Schütteln seines Kopfes mich veranlaßte, nur kurz die mir vorgelegten Fragen zu beantworten.

Aufs neue war ich überzeugt, daß die scheinbare Gleichgültigkeit des Verteidigers nur seine Ergriffenheit verbergen sollte und nicht nur sein juristischer Verstand, sondern auch sein Herz bei dem Angeklagten war. Die Frage nach meiner Überzeugung hinsichtlich des Seelenzustandes Wildauers im Augenblick der That mußte ich dahin beantworten, daß ich wohl eine kurze Störung der Urteils- und Willenskraft des Angeklagten für wahrscheinlich hielte, seine volle Zurechnungsfähigkeit noch kurz vor der That jedoch nicht bezweifeln könnte.

Das Zeugen- und Sachverständigenverhör nahm nur kurze Zeit in Anspruch, — Berthas Vater bestätigte unter dem Murren der Zuhörer lediglich, daß der auf dem Gerichtstisch liegende Brief von seiner Tochter geschrieben und diese trotz seines Verbotes überhaupt mit Conrad in Briefwechsel geblieben war; — das Plaidoyer des Staatsanwalts konnte sofort beginnen. Sichtlich und hörbar ergriffen und mit dem unverkennbaren Bestreben, die Schuld des Angeklagten nicht schwärzer zu malen, als sie dem Vertreter des beleidigten Staates erscheinen mußte, räumte er ein, daß Wildauer die That nicht nur im Irrtum begangen hätte, den er an jenem Abend in Folge seines Seelenzustandes nicht wohl selbst hätte aufklären können, sondern daß er auch im Moment der That ruhiger Überlegung nicht fähig gewesen wäre. Trotzdem aber hielt er fest an der Ansicht, daß

Wildauer des versuchten Mordes schuldig wäre, da er thatsächlich oft und noch kurz vor Verübung der That den Fall erwogen und mit klarer Überlegung zu dem Schluß gekommen wäre, so und nicht anders handeln zu können. Seine Furcht vor einer That, wie er sie verübt, hätte ihm eine Wahrscheinlichkeit derselben klar gemacht; er hätte diese Wahrscheinlichkeit um jeden Preis aus der Welt schaffen müssen, selbst um den Preis des ehelichen Unglücks. Durch die Unterlassung eines Schrittes, der diese Wahrscheinlichkeit entfernt haben würde, hätte er selbst seinen Seelenzustand verschärft, sich selbst in die Lage versetzt, in welcher er die That verübt, sich selbst die Möglichkeit aufbehalten, ein Mörder zu werden.

Schlechterdings könnte es nicht in Betracht kommen, ob ein anderer in Wildauers Lage und an seiner Stelle dasselbe gethan haben würde. Häufig genug werde man sagen müssen, daß mancher andere an der Stelle, in der Lage, von dem gleichen Bildungsgrade und der gleichen Gemütsart eines Verbrechers sich gleicher Schuld teilhaftig machen würde; damit aber werde die Schuld nicht beseitigt und nicht verändert. Wer sich bewußt sei, daß auch er der Versuchung erliegen könne, müsse über sich wachen und dem Himmel danken, der die Versuchung abgewendet; eine begangene Schuld müsse trotzdem als solche und ihrem besonderen Wesen nach beurteilt werden. Der Vorsehung sei auch der Angeklagte Dank dafür schuldig, daß das Verbrechen

nicht zur Vollendung gekommen und daher die Milde des Gesetzes gegen ihn in Anwendung gebracht werden könne. Über die abwehrende, mildernde Hand der Vorsehung hinaus könne und dürfe aber auch das Urteil des Richters nicht gehen und seiner Pflicht gemäß beantrage er daher, den Angeklagten des versuchten Mordes schuldig zu sprechen. Wenn die Überlegung des Beklagten zweifelhaft erscheine, müsse man doch die That als eine vorsätzliche betrachten und, da jeder Zweifel darüber ausgeschlossen sei, ob Wildauer in seiner eifersüchtigen Wut Conrad habe töten oder nur verwunden wollen, versuchten Mord annehmen.

Wenn im Theater eine jener Szenen beginnt, die den Helden entweder von der Höhe seines Glückes in den Staub dahinstreckt oder aus unverschuldetem Leid wieder emporhebt zum Triumph über seine Feinde, dann geht ein flüsterndes Geräusch durch den Raum, wie das Säuseln des Windes in hohen Tannen, und doch bewegt sich keine Lippe; es ist, als ob das Schlagen der Herzen zu vernehmbaren Lauten sich vereinigte und die gespannten Nerven zu flüsternden Akkorden zusammentönten. Ein solches Geräusch zog auch durch die lautlos harrende Versammlung, als der Verteidiger sich erhob.

Er begann mit ruhger aber eindringlicher und klangvoller Stimme, indem er eine Verwundung Konrads durch den Angeklagten einräumte, die leicht den Tot des ersteren hätte zur Folge haben können. Aber er

bestritt nicht nur, daß die That mit Überlegung ausgeführt, sondern auch, daß die Absicht vorhanden gewesen wäre, einen Menschen zu töten. Die Überlegung beschäftige sich mit der Frage, wie eine That am wirksamsten und gefahrlosesten für den Thäter zu vollbringen sei. Wer aber fürchte, daß momentaner Wahnsinn ihn zu einer That führen könne; wen diese Furcht im Wachen und im Traume verfolge, der überlege nicht die That; er fürchte nicht sie, sondern den Wahnsinn. Furcht vor Wahnsinn aber sei beginnender Wahnsinn. Warum habe auch Wildauer überlegen sollen, wie er Conrad töten könne? Habe er ihn gehaßt und diesem Hasse Ausdruck gegeben? Habe er nicht vielmehr den Verdacht bekämpft, der ihn gequält, und nicht gehofft, des beginnenden Wahnsinns Herr zu werden? Wenn er Conrad nicht entfernt habe, so habe der Grund in der zu ruhiger Stunde auftauchenden Überzeugung von Conrads Unschuld und in dem Bewußtsein gelegen, daß der kranke Verdacht auf jeden anderen an Conrads Stelle sich lenken würde. Habe also eine Überlegung stattgefunden, so sei es die gewesen, daß Conrad nicht getötet werden dürfe. Somit falle auch der Vorsatz zur That fort. Könne da von einem Vorsatze die Rede sein, wo wenige Minuten vorher das Gegenteil vorhanden gewesen sei? Sei Vorsatz und Wahnsinn dasselbe? Wohl sei es im allgemeinen unrichtig, den von der Schuld freizusprechen, der in seiner besonderen

Lage leicht Genossen seiner That finden würde; wie aber dürfe der ein „Schuldig" sprechen, der den Seelenzustand eines Angeklagten nicht begreife, der Wahnsinn und Vorsatz in einem bestimmten Falle nicht zu unterscheiden vermöge?

Immer rascher, leidenschaftlicher, glühender waren die Worte des Redners geflossen; seine gebeugte Gestalt hatte sich gehoben, seine dunklen Augen leuchteten unter der bleichen Stirn. Und als er nun mit hinreißender Beredsamkeit jenen Wahnsinn schilderte, jene Hölle in der Menschenbrust, die man Eifersucht nennt, die den Quell des Denkens versengt und den Born des Fühlens, von Hirn und Mark zehrt und an dem Raub sich größer und größer mästet, bis sie den ganzen Menschen ausfüllt, den Traum vergiftet und den Tag zur Schreckensnacht umwandelt; jenen Zustand, aus dem nur der Tot rettet, der Tot des einen oder des anderen Teiles — der zur Unthat führen muß, wenn der Zufall Beweise liefert oder auch nur zu liefern scheint, und die Kraft des Armes der überschäumenden Wut des Herzens leiht: da zuckte es wie ein Blitz durch mein Erinnern und ich erkannte ihn wieder, den kleinen häßlichen Mann, den ich als Knabe an der Seite einer strahlenden Schönheit, umringt von den Löwen des Tages und verfolgt von hämischen Blicken, so oft gesehen. Hatte auch ihn ein Tot gerettet vor Wildauers Schicksal, ein Tod d e s Schuldigen oder d e r Schuldigen? Gleichviel, er kannte den Wahnsinn,

der im Hirn des Eifersüchtigen tobt, und die Glut dieses Fiebers schien wieder aus seinem Auge, von seinen Lippen zu sprühen, um seinen Mund zu zucken und sich den atemlos lauschenden Hörern mitzuteilen. Vorgebeugt, Schweißtropfen auf der bleichen Stirn, starrte Berthas Vater auf den Redner, der, wie hingerissen durch die Erinnerung an sein Leid und dessen Urheber, die Hauptschuldigen einer That der Eifersucht in den Eltern suchte und fand, welche einen Sohn, eine Tochter zu einem verhaßten Ehebunde zwingen. Sie rief er vor die Schranken, auf sie wälzte er die zermalmende Schuld an zerstörtem Lebensglück, Ehebruch, Qual und That des Wahnsinns. Auch sie rief er mit heran, die Frau und den Hausfreund, die leichtherzig den Wahnsinn nicht erkennen oder belächeln und verdammen, mit dem sie spielen und den sie nähren, bis er zur verzehrenden Flamme ausbricht. Sie alle, alle schuldigte er an; von ihnen, den tugendstolzen, harten, kalten Seelen forderte er Sühne für vergossenes Blut und Sühne für die That eines Unglücklichen, der tausendmal weniger Scharfblick, Bewußtsein, Überlegung und Vorsatz haben könne, der das eigentliche, beklagenswerteste Opfer sei und im Wahnsinn schon über seine Schuld hinaus gestraft werde.

Erschöpft hielt der Redner inne und durch den Saal ging ein Aufatmen, als ob Hunderte von Herzen plötzlich von einer schweren Last befreit wären. Und aus dem Aufatmen wurde ein Flüstern, das rasch an=

schwoll, aber trotzdem übertönt wurde durch eine Bewegung auf der Zeugenbank und zwei Ausrufe, die von meiner nächsten Nähe ausgingen. Mit dem einen war die Meisterin aufgesprungen und hatte sich vor der Bank des Angeklagten niedergeworfen, der sich niederbeugte und mit bebenden Händen die Schluchzende zu sich emporzuziehen suchte. Und mit dem zweiten hatte sich Berthas Vater erhoben; seine Brust wogte und seine Arme streckten sich wie abwehrend aus, indem er rief: „Ich will nicht schuldig sein — ich nicht — an solchem Elend! Er soll meine Tochter nehmen, aber für seinen Meister um Gnade bitten!" Und Conrad stürzte herbei und hielt den Alten, der umzusinken drohte, in seinen Armen und rief unter Thränen und Jauchzen „Gnade! Gnade!" durch den Saal und: „Ich bin gesund und glücklich und es sollen alle glücklich sein!" Und das unterbrochene Flüstern wuchs zum Sturm, und „Gnade! Gnade!" scholl es von den Galerien; die Geschwornen blickten auf die Richter, die Richter auf die Geschwornen und der Präsident ergriff die Glocke, aber bewegte sie nicht. Er sah ein, daß die Wogen der Empfindung sich sänftigen mußten, ehe das Recht seinen Lauf nehmen konnte. —

Als die Ruhe wieder hergestellt war und der Verteidiger wieder das Wort nahm, trug er auf völlige Freisprechung des Angeklagten wegen krankhafter Störung der Geistesthätigkeit desselben an. Wenn wirklich

die Geschwornen die Überzeugung von einer solchen Störung nicht gewinnen könnten, so würden sie doch nicht auf versuchten Mord, sondern höchstens auf Körperverletzung mittels einer Waffe erkennen dürfen. Die Situation, in welcher die That begangen worden, gleiche zum mindesten der zwischen zwei Gegnern, von denen der eine auf frischer That sich wegen erlittener Kränkung empfindlich rächen wolle. Habe die Kränkung auch nur in der Idee des Angeklagten bestanden, so schmerze und errege eine eingebildete Kränkung doch nicht minder, als eine thatsächliche. Deshalb habe auch eine höhere Macht den Arm des Beklagenswerten gelenkt, auf daß er nicht schuldiger werde, als er verdient habe. Es würde diese Macht verkennen, es würde ihrer Absicht widerstreben heißen, wenn die irdischen Richter die Schuld größer erscheinen lassen und härter bestrafen wollten, als das den Erfolg lenkende, in diesem Falle so deutlich erkennbare Walten der Vorsehung sie erscheinen lasse. „Hier,“ so schloß der Redner, „hat ein Höherer bereits gesprochen, er hat alte Schuld gestraft durch den Stellvertreter, den er selbst in die Menschenbrust eingesetzt, durch das Gewissen; er hat verblendete Augen geöffnet durch den Arm eines durch sein Gewissen mit Wahnsinn Geschlagenen, aber er selbst hat diesen Arm so gelenkt, daß aus seiner That Glück statt Unglück, Segen statt Unheil erwuchs. Erheben Sie sich, meine Herren Geschworenen, zu dem Gedanken, daß die irdische Ge-

rechtigkeit wohl dann unnachsichtlich streng das Schwert führen soll, wenn die ewige zu schlafen scheint, aber zu ihrer höchsten Würde emporsteigt, wenn sie die Stimme dessen hört, der allein gerecht richtet. Sie haben vernommen, wie er sein Gericht vollzogen, Sie haben in diesen Räumen allvernehmlich die Milde seines Endurteils gehört: machen Sie es zu dem Ihrigen!"

Obgleich der Staatsanwalt mit scharfer Logik nachwies, daß eine bloße Körperverletzung, selbst die schwerste, bei dem Seelenzustande des Angeklagten nicht in dessen Absicht hätte liegen können, sondern selbst beim Mangel von Überlegung der Vorsatz zur Tötung vorhanden gewesen sein müßte und den Geschwornen nur die Pflicht obläge, den Charakter der That zu bestimmen: so bejahten diese doch unter dem überwältigenden Eindruck der erlebten Szene und der Rede des Verteidigers nach kurzer Beratung von den gestellten Fragen mit überwiegender Mehrheit nur die auf Körperverletzung mittels einer Waffe und auf das Vorhandensein mildernder Umstände gerichteten. Ja, sie erklärten sich, als das Urteil auf Gefängnisstrafe von drei Monaten gefällt war, auf Andrängen Conrads und des Verteidigers bereit, ein Gnadengesuch an den Monarchen zu unterstützen. Aber Wildauer wollte keine Gnade. Er erklärte das Urteil für überaus mild und verlangte, die Strafe tragen zu dürfen. Er habe wiedergewonnen, was er auf ewig verloren

geglaubt und zu verlieren verdient habe; dieses Glück fordere einen Ausgleich und seine Schuld eine Sühne.

* *
*

Fünf Jahre sind seit jenem unvergeßlichen Tage verflossen. Conrad mit seiner Frau, dem Schwiegervater und zwei wilden Buben wohnt in dem ehemaligen Wildauerschen Hause am Graben, seinem Besitztum, und beschäftigt zahlreiche Gesellen. Seine Verwundung und die Szene im Gerichtssaal haben an der günstigen Wendung seines Schicksals mindestens eben so großen Anteil, wie das Geld seines Schwiegervaters, den mein Freund, der alte Medizinalrat, einen alten Fuchs und zähen Geizhals nennt, der gelegentlich seine Nachgiebigkeit bereue und deshalb einige Schläge ins Genick und auf die Stelle, unter der das Herz liegt, verdiene und nötig habe. Wildauer betreibt eine kleine Fabrik in Wien; er und seine Frau wollten nicht täglich Gesichter sehen, auf denen die genaue Bekanntschaft mit der Vergangenheit sich ausprägte. Aber wir, Conrad, der Medizinalrat, der Verteidiger und ich, stehen mit ihm in Briefwechsel. Kürzlich schrieb er mir: „Ihr Wunsch wird sich schwerlich erfüllen, wir werden allein bleiben; aber allein mit der Erinnerung an treue Freunde und an eine Vergangenheit, die viel zu denken giebt in einer Stadt wie Wien. Wenn ich mich nicht scheute, mein Schicksal hier bekannt werden zu sehen, so möchte ich wohl wünschen, daß meine Geschichte

aufgeschrieben würde. Indessen ließe sich's ja auch machen, daß unsere Namen nicht erwähnt und wir selbst nicht allzu kenntlich geschildert würden. Ich habe neulich eine Erzählung von Ihnen gelesen u. s. w."

Dieser Brief kam dem Wunsche entgegen, den ich längst im stillen gehegt hatte und hiermit endlich mir selbst erfüllt habe. Daß „Wildauer" nicht Wildauer heißt, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Liebesopfer.

„Noch auf demselben Flecke, wie Sie sehen. Dieser Kopf bringt mich zur Verzweiflung.“ Mit diesen Worten legte der junge Maler Pinsel, Palette und Malstock zur Seite und reichte, indem er sich erhob, die Rechte dem Freunde, der ihm seit einigen Minuten schweigend zugesehen hatte.

„Alles andere entspricht dem Bilde, das mir vorschwebt. Der abgelebte Bräutigam, der den letzten seiner Siege und eine Pflegerin seiner Gebrechlichkeit mit Geld erkauft hat; der Herr Schwiegervater mit dem konfiszierten Spielergesicht, das die ganze Geschichte seines Lebens erzählt und den Handel aufdeckt, bei dem eine Spielschuld mit dem Schicksal eines unschuldigen Mädchens bezahlt wird; die vergrämte Mutter, die unter dem Schmuck, der den Sündenlohn bildet, zusammenschauert und die Augen nicht aufzuschlagen wagt, um nicht ihr Urteil aus den Gesichtern der Zeugen der heiligen Handlung lesen zu müssen; der herantretende Priester, der mit seinem Sermon den

Segen des Himmels über das Verbrechen herabrufen zu können meint, das an heiliger Stätte begangen werden soll; die Zeugen, von denen die einen mit Neid, die anderen mit innigem Mitgefühl auf das Opfer blicken, das fromme Kindesliebe mit gebrochenem Herzen zu bringen sich anschickt; der Altar, die stimmungsvolle Beleuchtung, ja selbst Gestalt und Kleidung des armen Opfers: alles ist mir so gelungen, daß ich es nicht besser machen, mir nicht besser denken kann. Nur das Gesicht, nein, nur der Zug um den Mund der Braut, er ist falsch, schlecht, nichtssagend, schilt mich Stümper, raubt mir Appetit und Schlaf. Mit offenen und geschlossenen Augen sehe ich das liebe Leidensgesicht, in dem das Bewußtsein, heilige Kindespflicht zu erfüllen, mit der Qual eines um den schönsten Jugendtraum betrogenen keuschen Mädchenherzens ringt, vor mir. Es lebt, es bebt und zittert; der reine Mund zuckt in Kampf und Jammer, doch vergebens strebt meine Hand, den Moment festzuhalten, in dem beide Empfindungen zum Ausdruck gelangen, die ganze Seelenstimmung offenbaren."

Die Stirn gefaltet, mit der Rechten in dem dichten blonden Barte wühlend, blickte der Maler auf sein Werk, ein großes, fast die halbe Breite des kleinen Ateliers einnehmendes Gemälde mit Figuren in halber Lebensgröße. Dann fuhr er, mit raschen Schritten den schmalen Raum durchschreitend, den Stühle, Schemel, Mappen, Rahmen, Waffen, Gipsabgüsse und

viele andere in malerischer Unordnung neben- und übereinander gehäufte Gegenstände frei ließen, fort: „Wo die Natur und unsere Skizzenbücher uns im Stiche lassen, sind wir arme Schelme. All meine Mappen hab' ich durchsucht, alle Straßen hab' ich abgelaufen nach einem Gesicht, wie ich es brauche, — vergebens. Zwei unserer besten Schauspielerinnen vom sentimentalen Fache habe ich vor mein Bild geführt und sie gebeten, an die Stelle der jungen Braut sich zu versetzen. Grimasse! Am Ende bleibt mir nichts übrig, als die Arbeit, von der ich mir soviel Erfolg versprach, ruhen zu lassen, bis mir der Zufall entgegenführt, was ich trotz alles Suchens nicht finde."

Während dieser Worte hatte der Freund, eine hohe schlanke Gestalt mit feingeschnittenen blassen Zügen und schwarzem Haupt- und Barthaar, unbeweglich mit übereinander geschlagenen Armen und zusammengezogenen Brauen das Bild betrachtet. Und als er plötzlich die Hand des Malers auf seiner Schulter fühlte, zuckte er zusammen und fuhr mit der Rechten rasch über Stirn und Augen, die in eigentümlichem Glanze leuchteten. „Es packt," sprach er mit tiefer, leicht vibrierender Stimme; „und wenn die Hauptfigur den übrigen Figuren entspricht, dann wird der Erfolg Ihre Erwartungen noch übertreffen."

„Nicht alle sehen mit Ihren Augen und Ihrem Interesse für den Künstler und seine Idee," entgegnete der Maler, indem er die Schulter des Freundes drückte.

„Sie haben mir in den letzten Wochen oft gefehlt, wenn ich in Zweifel war. Warum haben Sie sich so lange nicht sehen lassen?“

„Ich habe eine Arbeit begonnen, die mich fast täglich nach Schluß der Unterrichtsstunden in die Bibliothek bannt,“ war die Antwort, die indes dem Fragenden nicht genügte, welcher fortfuhr: „Sie werden doch nicht die Abende auf der Bibliothek verbracht haben! Und auch abends haben wir Sie vergebens erwartet. Sie lieben gleich mir die Kneipe nicht; grade die gemeinsame Neigung zu traulicherem Verkehr im engen Kreise hat uns, die Fremdlinge in dieser Stadt, einander näher gebracht und zu Freunden gemacht. Nun hat auch meine Schwester eine Stellung hier gefunden und mir meine verwahrloste Junggesellenklause, die Ihnen, dem Mustermenschen, oft einen Verzweiflungsruf erpreßt hat, zu einem trauten Heim umgestaltet, in dem es auch Ihnen wohl werden könnte. Und gerade jetzt machen Sie sich so selten. Ellas Übermut, der allerdings einer Lehrerin eigen genug steht, wird Sie doch nicht abstoßen?“

„Wohl ihr, daß sie in ihrem schweren Beruf den gesunden Humor sich zu erhalten gewußt hat,“ erwiederte der Gefragte, indem er von dem altertümlichen Sofa, das dem Bilde gegenüber an der Wand stand, Blätter und Kostümstücke entfernte und in der einen Ecke sich niederließ. „Ich habe,“ fuhr er fort, „an Ihr Bild öfter gedacht, als Sie ahnen können. Der

Gegenstand regt Gedanken und Empfindungen in mir an, die zwar nie ganz schlummern, aber doch zum Glück für gewöhnlich nur wie halbwache Träume auf dem Grunde meiner Seele ruhen. Jetzt beherrschen sie mich ganz und lähmen mir nicht nur die Arbeitskraft, sondern rauben mir auch oft genug den Schlaf. Wiederholt hat es mich hierher gezogen, aber eine Scheu, die Sie begreiflich finden werden, hielt mich ab, auch nur zum Teil ein Geheimnis zu enthüllen, das ich so gern mit mir begraben lassen möchte. Doch die Last des Schweigens vermehrt nur meine Unruhe, und wenn Sie mir Gehör schenken mögen, so werden Sie mir nicht nur einen Freundschaftsdienst leisten ..."

„Nur keine solche Einleitung, Hartwig!" unterbrach ihn der Maler, indem er die andere Ecke des Sofas einnahm und dem Freunde voll und warm ins Auge sah. „Das wär mir ein Freundschaftsdienst, zu dem man sich bitten lassen müßte! Schütten Sie Ihr Herz aus, und wenn's gewaltsamer überquillt, als Ihnen bei Ihrem Streben nach Gleichmaß lieb ist, so lassen Sie der Natur ihren Lauf. Trotz der dünnen Wände der Bretterbude hört Sie kein Mensch außer mir, und mir werden Sie noch mehr ans Herz wachsen, wenn ich sehe, daß auch Ihres einmal überschäumen kann."

„Sorgen Sie nicht, Steiner," erwiederte Hartwig mit einem halben Lächeln, „ich werde mir keinen Zwang anthun. Aber setzen Sie sich vor die Staffelei. Sie

kennen ja meine Schwäche, die sich der Thränen und des Zornes schämt — vielleicht, weil sie mich zu oft übermannen. Und an beiden wird kein Mangel sein bei meiner Erzählung. Doch betrachten Sie diese Photographie, die ich Ihnen schon zeigen wollte, als Sie die Skizze Ihres Bildes entwarfen."

Bei diesen Worten hatte Hartwig eine Brieftasche hervorgezogen und derselben eine Photographie in Visitenkartenformat entnommen, die er dem Freunde reichte. Kaum hatte dieser einen Blick auf das Porträt geworfen, als er einen Ruf der Überraschung ausstieß. Dann fügte er rasch und vorwurfsvoll hinzu: „Und das zeigen Sie mir jetzt erst, obgleich Sie wissen mußten, daß es mir hundert vergebliche Wege und Wochen fruchtloser Mühen erspart haben würde? Freilich," fuhr er, indem er das Bild ruhiger prüfend betrachtete, fort, „ist sie älter, reifer, entsagender, als ich die junge Braut mir ausgemalt. Aus diesen Zügen ist die letzte Spur des Jugend- und Glückstraums bereits entwichen. Hier ist kein Kampf mehr zwischen Sehnsucht nach Leben und Liebe und der harten Pflicht; hier ist die Verklärung des Schmerzes, die aus dem Bewußtsein der Größe und Unwiederbringlichkeit des Verlustes, wie des Heldenmutes der Entsagung entspringt. Dieser Kopf würde mein ganzes Bild umwerfen, aber ich muß ihn sehen, studieren . . ."

Steiner schwieg, als er zum Freunde aufblickte, der mit geschlossenen Augen und mit fest aufeinander

gebissenen Lippen leise den Kopf schüttelte. Erst nach einer Weile legte er leicht die Hand auf Hartwigs Knie und fragte halblaut: „Was war sie Ihnen?“

Da schlug der Gefragte die Augen auf, über denen die dunklen Brauen sich fest zusammengezogen, und sprach laut und fest: „Fräulein Julie Falk war meine Mutter. Meinen Vater kenn' ich nicht.“

Der Maler zuckte zusammen, dann riß er eine Radierung, die neben ihm liegen geblieben war, in kleine Stücke, die er in eine Ecke warf, schritt hierauf zu seiner Staffelei, setzte sich und rief, indem er den Malstock fest auf den Boden stieß, mit vor Zorn halberstickter Stimme: „Ich werde Ihnen den Ehrenmann suchen helfen. Erst aber erzählen Sie mir von ihr.“

„Lassen Sie mich mit meiner eigenen Jugend beginnen,“ entgegnete Hartwig nach einer Pause mit erzwungener Ruhe. „Als ich zum Bewußtsein meiner selbst und meiner Umgebung gelangte, fand ich mich in der Familie des Direktors einer kleinen Realschule in einer kleinen hannoverschen Stadt. Der Mann war Witwer, seinen Haushalt führte eine entfernte Verwandte von ihm, der wir Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, mit fast gleicher Liebe anhingen, wie dem Familienoberhaupte, das neben seiner Realschule auch noch eine kleine höhere Töchterschule leitete. Hartwig hieß er, der edle Mann, den ich Onkel nannte und der mir in seinen wenigen Freistunden dieselbe Sorgfalt und Liebe widmete, die er den anderen Kin-

dern zuteil werden ließ, die ihn Vater nannten. Mehr als ihn konnte ich selbst die milde bleiche Frau nicht lieben, die Lehrerin an der Töchterschule war, täglich in unser Haus kam, mich, so oft ich mit ihr allein war, herzte und koste und mich wohl auch ab und zu mit in ihre kleine Wohnung nahm, die dem Hause des Direktors gegenüberlag. Sie beschenkte mich an meinen Geburtstagen mit Kleinigkeiten; als ich das zwölfte Jahr erreicht hatte, mit der Photographie, die ich Ihnen soeben gezeigt. Ich freute mich kindlich, denn es war die erste Photographie, die ich bekam. Aber meine Freude wurde getrübt durch einen Vorfall, der mich tief erschreckte. Plötzlich schloß mich die Tante — so mußte ich sie nennen — mit einer jähen Bewegung in die Arme, preßte mich heftig an sich, ihre Thränen flossen über mein Antlitz, dann sank sie auf einen Sessel und ein Blutstrom ergoß sich aus ihren bleichen Lippen. Da war es mir zum erstenmal, als ob ich sie lieber hätte, als alles auf der Welt, und als ob mit ihrem Blute mein eigenes Herzblut dahinströmte. Ich warf mich neben ihr nieder, küßte ihre Hände und wollte nicht von ihr weichen, als sie nach ihrer Wohnung geleitet wurde. Mehrmals täglich betrat ich dieselbe von nun an, saß, während ihre Hand auf meinem Kopfe ruhte, still an ihrem Bette, begleitete sie, als sie wieder ins Freie durfte, auf ihren kurzen Spaziergängen, brachte ihr Blumen, Früchte und Bücher, die der Onkel ausgewählt hatte, und kannte

keine größere Freude, als wenn sie mir sagte, sie werde bald völlig genesen sein. So kam ein Morgen, der mit unauslöschlichen Zügen in mein Gedächtnis eingegraben ist. Ich wurde geweckt. Der Onkel stand vor meinem Bett. Er, den ich nie erregt gesehen, rief mir mit bebender Stimme zu: „Deine Mutter stirbt!“ half mir, der ich trotz der unverständlichen Worte doch an sie, die Einzige, dachte und in verzweifelter Hast das Verkehrteste that, mit zitternden Händen beim Ankleiden und zog mich dann, so rasch als ich folgen konnte, hinüber an das Sterbebett, vor dem ich, niederstürzend, noch einmal auf meinem Scheitel die liebe, zarte Hand fühlte, die bald darauf starr und schwer auf mir ruhte.

Halb ohnmächtig wurde ich zurückgeführt. In dumpfer Betäubung vergingen mir die nächsten Tage, in dumpfer Betäubung folgte ich dem Sarge zum Friedhofe; ich dachte nichts und fühlte nichts; es war mir nur, als glühte in meinem Kopfe mit großen flammenden Buchstaben das einzige Wort „Mutter“ und als bliebe mir nichts übrig, als mich in das Grab zu stürzen und mich zuschaufeln zu lassen.“

Eine Minute lang herrschte tiefste Stille in dem Atelier. Dann fuhr der Maler mit dem Rockärmel über die Augen, hustete einigemal, als ob ihm die Kehle verschlossen wäre, legte den Malstock über die Schulter und fragte, ohne umzusehen, mit rauher Stimme: „Können Sie fortfahren?“

„Wochenlang,“ fuhr Hartwig fort, „war ich krank; dann war ich ein Träumer, ein empfindsames Ding, das den Kopf bei jedem Luftzug senkte, sich unglücklich fühlte und doch nicht wußte, was ihm fehlte. Am liebsten war ich bei dem Grabe, in dem die Mutter ruhte, obgleich ich nicht begriff, wie eine Mutter, die ihr Kind nicht bei sich hat, wirklich dessen Mutter sein kann. Aber auch diese Stätte wurde mir verleidet. Ein alter Mann fand mich eines Tages, die Arme um das Kreuz geschlungen. Er legte die Hand auf meinen Scheitel und sprach im Tone tiefen Mitleids: „Armer Junge, der keinen Vater hat und den seine Mutter nicht kennen durfte!“ Wie ein Messer gingen diese Worte durch mein Herz. Ich fühlte, daß ein unseliges Geheimnis um mich und die Tote schwebte, und wurde noch verschlossener, grübelnder, wie sehr auch mein teurer Pflegevater sich mühte, den alten Frohsinn in mir zu erwecken. Wenn ich nur die Worte „Vater“ und „Mutter“ hörte, schlug mir das Herz bis in die Kehle hinauf und nahm mir den Atem.

Endlich, ich mochte etwa vierzehn Jahre alt sein, brachte ein Buch das erste Dämmerlicht in das Dunkel, das mich umfing. Kaum konnte ich erwarten, daß der Onkel aus der Schule kam, und bestürmte ihn um die ganze Wahrheit. Was er mir damals gesagt, ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, daß eine plötzliche Wandlung in mir vorging. Das wußte ich zwar, daß die teure Tote meine wirkliche Mutter war, mein

Vater nach uns nicht fragte und zwischen beiden ein Verhältnis waltete, das die gewöhnliche Welt verurteilt; aber das Bild meiner Mutter schien mir wie von einem Glorienschein umleuchtet, hoch erhaben über die Bilder anderer Frauen. Inniger als je schloß ich mich dem Onkel an, der das halbzerstörte Heiligtum meines Herzens wieder aufgerichtet, und eifriger als je ging ich an meine Arbeit mit dem Gefühl, daß ich mehr als alle meine Mitschüler die Verpflichtung hätte, brav und fleißig zu sein. Das volle Verständnis wurde mir erst, als auch mein Pflegevater auf das Krankenlager sank, das er nicht mehr verlassen sollte."

Wieder schwieg Hartwig eine Weile, dann entnahm er seiner Brieftasche einen Brief, den er mit den Worten entfaltete: „Das Sprechen fiel dem Guten schwer und so gab er mir diesen Brief, den meine Mutter einst in ihrer Bedrängnis an ihn gerichtet. Lassen Sie mich ihn vorlesen!" Und er las:

„Hochverehrter Herr! Von aller Welt verlassen, wende ich mich an Sie, den mir eine Leidensgenossin als hilfreichen Berater aller Bedrängten geschildert, die sich ihm vertrauen. Raten, helfen Sie auch mir und meinem armen Kinde, das seinen Vater vielleicht nie kennen lernen, nie eine Unterstützung von ihm zu erwarten haben wird.

Mein guter Vater, ein Bahnbeamter, verunglückte, als ich kaum das sechzehnte Lebensjahr erreicht hatte. Bald folgte ihm meine teure Mutter, meine einzige

Stütze. Ihre Verwandten, die auf die Nachricht vom Tode meines Vaters nicht geantwortet hatten, ließen auch die zweite Todesanzeige unbeantwortet, da sie fürchten mochten, ich würde ihnen beschwerlich fallen. Ich werde es nie über mich gewinnen, ihre Hilfe zu beanspruchen. Der geringe Nachlaß meiner Eltern und eine kleine Unterstützung von seiten der Direktion ermöglichten es mir, mich als Lehrerin auszubilden. Als ich meine erste Stelle antrat, nannte ich nichts mein eigen, als meine Kenntnisse, meine Kleidung und meine Bücher. Um etwas zurücklegen zu können, nahm ich vor drei Jahren eine mit reichlichem Gehalt verbundene Stellung als Erzieherin an, obgleich meine Vorgängerin mich gewarnt hatte. Der Herr des Hauses, ein reicher, aber ungebildeter, nur auf Gewinn bedachter Kaufmann, und seine kränkliche, stolze Frau behandelten mich wie einen Dienstboten. Je mehr ich unter diesen Verhältnissen litt, um so empfänglicher war ich für die achtungsvolle Rücksicht, die mir der älteste Sohn des Hauses widmete, für den ein inniges Mitgefühl mich beseelte. Gegen seine Neigung vom Vater zum Kaufmann bestimmt, beschäftigte er sich in seinen Freistunden eifrig mit dichterischen Versuchen, die zur Freude der Mutter, aber zum Ärger des Vaters Aufnahme in Zeitschriften fanden. Die Anerkennung steigerte die Neigung und den Eifer des jungen Kaufmanns, der seine Berufsgeschäfte um so mehr vernachlässigte, je zuversichtlicher er hoffte, durch seine litterarischen Ar=

beiten eine gesicherte Zukunft sich gründen zu können. Sein Verhältnis zum Vater gestaltete sich aber um so trüber, und er würde es unerträglich gefunden haben, wenn nicht sein Verhältnis zu mir, die ich die Vertraute seines Kummers, seiner Hoffnungen und seiner Arbeiten geworden, ihn zum Ausharren im elterlichen Hause bewogen hätte.

Wir liebten einander und erhofften die Erfüllung unserer Wünsche von einem Drama, dem mein im geheimen Verlobter seine Nachtstunden widmete. Der Vater, dem diese Arbeit nicht verborgen geblieben war, gab nach einem heftigen Auftritt seine Bewilligung zur Vollendung, stellte aber die Bedingung, daß im Falle eines Nichterfolges der Sohn für immer seinen Bestrebungen entsagen und mit ganzer Kraft dem väterlichen Beruf sich widmen sollte. Diese Bedingung verdoppelte die Anstrengung meines Verlobten, und als nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen eine Bühne das Stück zur Aufführung angenommen hatte, träumten wir uns schon am Ziel und vermochten kaum unser Geheimnis zu bewahren. Der Abend der Entscheidung kam. Ich selbst durfte ihr nicht beiwohnen und harrte mit fiebernder Erregung der Botschaft. Da kehrten die Eltern nach Hause zurück. Die heftigen Worte, die sie im Vorzimmer wechselten, ließen mein Blut erstarren. Die Mutter machte dem Vater den Vorwurf, den Nichterfolg des Sohnes durch bezahlte Störer der Vorstellung verschuldet zu haben. Ich floh

auf mein Zimmer; Zorn, Mitleid und Verzweiflung kämpften in mir um die Herrschaft.

Erst nach Mitternacht betrat der Unglückliche das Vaterhaus, zornglühend, verzweifelt, besinnungslos wie die, welche an der Hausthür seiner harrte und im Wahnsinn des Schmerzes und der Liebe sich selbst und die Gebote Gottes vergaß.

Wie die nächsten Tage verrannen, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich wie abwesend meine Stunden gab, dumpf und ohne Gefühl die Urteile der Zeitungen vernahm, die wohl von Schwung der Sprache und einigen glücklichen Szenen, aber auch von Mangel an dramatischer Begabung sprachen. Stumpf und empfindungslos vernahm ich das Flüstern der Mägde, die von einer neuen Familienszene, einer Ohnmacht der Mutter und einem vollständigen Bruch zwischen Vater und Sohn sich unterhielten. Ihn selbst mied ich, wie er mich mied. Dann kam die Stunde der Trennung. Er betrat das Unterrichtszimmer, sagte mir in Gegenwart der Schwestern, daß er scheiden müßte, um mit eigener Kraft eine Stellung zu erringen und einer heiligen Verpflichtung genügen zu können, deren Erfüllung im Vaterhause ihm unmöglich geworden wäre. Kalt und bewegungslos lag meine Hand in der seinigen, die bebend zu krampfhaftem Drucke sich schloß.

Dann war er fort.

Mir ward es Nacht vor den Augen und ich sank zu Boden.

Als ich nach Wochen vom Krankenlager mich erheben konnte, sah ich mißtrauische Blicke auf mich gerichtet. Die Eltern meiner Zöglinge waren kälter und unnahbarer als je, und wenn sie ja ein Wort an mich richteten, war es mir, als umklammerten mich Hände von Eis.

Und hatte ehedem mein reines Bewußtsein mich aufrecht erhalten unter jedem Druck, so drückte nun das Bewußtsein meines Zustandes, meiner Schmach mich zu Boden. Lange kämpfte ich, ob ich ihm, der selbst am Grabe all seiner Hoffnungen trauerte, mich entdecken sollte. Endlich schrieb ich. Seine Antwort fiel in die Hände des Vaters, der mir angeblich im Namen seines Sohnes eine Summe bot, durch deren Annahme ich mich zum Verzicht auf jeden anderen Anspruch, auf den Anspruch des Vaternamens für mein Kind mich verpflichten sollte. Noch am selben Abend verließ ich das Haus und die Stadt, ohne Ziel, auf die geringen Ersparnisse angewiesen, die kaum hinreichten, mich bis zu dem Zeitpunkt zu erhalten, der mir noch neue Sorgen und Pflichten auferlegen sollte. Sie werden es verstehen und mich nicht verdammen, wenn ich gestehe, daß nur der Gedanke an diese Pflichten mich aufrecht erhielt in der Versuchung, der Qual meiner Verzweiflung durch freiwilligen Tod ein Ende zu machen.

Das gütige Geschick führte mich mit einem kinderlosen alten Paare zusammen, das mich erriet, mit inniger

Teilnahme mir Mut einsprach und mich endlich in sein bescheidenes Heim aufnahm, in dem vor beinahe Jahresfrist mein Sohn, mein Ernst, das Licht der Welt erblickte. Der gute Alte verschaffte mir Gelegenheit, durch Abschreiben und andere Arbeiten soviel zu erwerben, daß ich zu den Kosten des kleinen Haushaltes meinen Anteil beitragen konnte. Aber mit dem plötzlichen sanften Tode des Guten, der seiner Witwe nur eine kümmerliche Pension hinterlassen konnte, flossen die Quellen spärlicher und spärlicher. Alle meine Bemühungen, Schüler und Schülerinnen zu erlangen, scheiterten. Wer mochte in dem kleinen Orte, wo jeder meinen Fehltritt kannte, seine Kinder mir anvertrauen? Die Meldungen, die ich an auswärtige Unterrichtsanstalten richtete, blieben unbeantwortet, da ich mein Kind nicht verleugnen konnte und mochte. Meine Ersparnisse gingen zu Ende. Da wendete ich mich nach schwerem Kampf noch einmal an meinen Verlobten, ihn anflehend, meine Ehre herzustellen und dadurch mich in den Stand zu setzen, nicht nur mich und unser Kind zu erhalten, sondern auch ihn selbst der Arbeit um das tägliche Brot zu entheben, die seine Schwingen lähmte. Seine Antwort stellte mich vor die Wahl, ihn zum Verzicht auf die Unterstützung einflußreicher Gönner und auf alle Aussicht zu zwingen, jemals aus dem Dunkel einer beschränkten Existenz zu Anerkennung und Ruhm zu gelangen, oder ihm noch für eine Reihe von Jahren die Freiheit zu gönnen,

die allein seine Hoffnungen erfüllen, sein Ringen mit Erfolg krönen könnte.

Ich habe verzichtet, für immer verzichtet, für mich und mein Kind. Um seinetwillen, edler Mann, raten Sie, helfen Sie mir! Sagen Sie mir, ob ich, um meinem Sohne in der That Mutter bleiben zu können, den Mutternamen verleugnen darf; helfen Sie mir, wenn Sie diesen Rat mir geben dürfen, eine Stellung erringen, in der ich meinem Kinde nahe bleiben, seine Erziehung überwachen und leiten darf, durch rastlose treue Arbeit am großen Werke der Jugendbildung zugleich meinen Fehltritt sühnen und der vaterlosen Waise ein kleines mütterliches Erbe sichern kann.

Ich versichere und schwöre nicht, daß all mein Trachten dahin gehen werde, für Ihre Güte mich dankbar und ihrer würdig mich zu erweisen. Gute Menschen begehren keinen Dank, und wenn Ihnen diese meine Bekenntnisse nicht die Zuversicht geben, daß Sie durch meine Schuld Ihre Wohlthat nicht zu bereuen haben werden, so wäre jedes Wort von meiner Seite zwecklos.

So schließe ich denn, mein und meines Kindes Schicksal in Ihre Hände legend, Ihrer Antwort harrend, dankbar für alles, was an uns zu thun Ihr Herz und Ihre Pflicht Ihnen gestatten.

Julie Falk."

Leise faltete Hartwig den Brief zusammen und barg ihn in seiner Brieftasche, während der Maler langsam aufstand und durch das Fenster blickte. Dann fuhr der Erzähler fort: „Das Weitere erraten Sie durch einige abgebrochene Angaben, die mein treuer Pflegevater mir noch machen konnte.

Er eröffnete meiner Mutter eine Stellung an der unter seiner Leitung stehenden Töchterschule, nahm mich selbst nach einiger Zeit als seinen Neffen in sein Haus und adoptierte mich nach einigen Jahren, als die Nachricht von der Verheiratung meines Vaters mit der Tochter eines reichen und einflußreichen Mannes meine arme Mutter auf das Krankenlager geworfen hatte. Hinterlassen konnte er mir nichts als seinen Namen und das Gute, das er in meine junge Seele gepflanzt.

Das kleine Erbe meiner Mutter und die Unterstützung hochherziger Gönner, welche mir vergalten, was der edle Tote an ihnen gethan, hielten während meiner Studienzeit drückende Sorgen von mir fern; aber nur selten konnte der Frohsinn der Genossen auf kurze Stunden den Druck von mir nehmen, mit dem das Geheimnis meiner Geburt und die Erinnerung an das Märtyrertum meiner Mutter mein Gemüt belasteten und noch belasten. Liebloses Urteil über eine Unglückliche, die einem Gewissenlosen sich opferte, eine Anspielung auf dunkle Familienverhältnisse, ein leichtfertiger Scherz können mich verletzen und verstimmen und den Fröhlichen zum Rätsel, zum Störer ihrer

Freude machen. Auch Ihnen und Ihrer Schwester bin ich zuweilen zum Rätsel geworden, am häufigsten dann, wenn von Ihrem Bilde die Rede war, das mich so tief ergriff, mir immer vor Augen steht und endlich den Entschluß in mir gereift hat, dem Maler, dem Freunde mich zu entdecken, von dessen inniger und verständnisvoller Teilnahme ich überzeugt bin."

Bei den letzten Worten hatte Hartwig sich erhoben und trat zu dem Freunde, der den Malstock zur Seite warf, mit beiden Händen die Schultern des Freundes erfaßte und ihm tief in die Augen blickend ausrief: „So lange also haben Sie sich gequält! War das freundschaftlich? Längst hab ich Ihnen gebeichtet, was ich zu beichten habe. Aber freilich, da lief manch leichter Streich mit unter, den Sie verabscheuen, und manch leichtfertiges Wort, das nicht nach Bereuen klang. Das mußte Ihnen den Mund verschließen. Aber nehmen Sie mich, wie ich bin. Der Mund ist kecker als das Herz, an das Sie nie vergebens sich wenden sollen. Und nun muß es auch heraus, wonach es sich längst im stillen gesehnt und was ich doch dem gelehrten und in sich verschlossenen Herrn nicht sagen mochte. Du und du, wie's zwischen wahren Freunden sich ziemt! Bruder und Bruder, du Verwaister, für alle Zeit! Willst du?"

Und ohne die Antwort abzuwarten, trat der Maler zu einem altertümlichen Wandschrank und entnahm demselben eine Flasche und zwei alte venetianische

Gläser, die er mit dunkelrotem Weine bis zum Rande füllte. Hell klangen die Gläser an einander, fest preßten Lippe sich auf Lippe und Hand sich in Hand. Dann traten die Freunde, Schulter an Schulter gelehnt, vor das Bild, auf das der rötliche Schein der Abendsonne fiel, und verharrten eine Weile schweigend, von stiller Rührung erfüllt.

Als sie dann neben einander auf dem Sofa saßen, begann der Maler: „Noch Eines hast du mir verschwiegen, Ernst. Soll ich den Namen deines Vaters nicht wissen, der sich dieses Namens so würdig gemacht?"

„Ich habe dir nichts von dem verschwiegen, was ich selbst weiß," entgegnete Hartwig, sich zurücklehnend. „Und ich zittere bei dem Gedanken, daß ich dir dereinst mitteilen könnte, der Zufall habe mich finden lassen, was ich nicht suche."

Schwer fiel die Hand des Malers auf den Tisch: „Du kennst ihn nicht und suchst ihn nicht, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen?"

„Ich kenne seinen Namen nicht und möchte ihn nie erfahren," entgegnete Hartwig. „Meine Mutter hat ihn in ihrem Edelmut selbst ihrem Wohlthäter verschwiegen. Sie hat das Zeitungsblatt, aus dem sie die Verheiratung meines Vaters erfahren, verbrannt, bevor sie auf das Krankenlager sank, auf dem der Keim ihres Leidens zum unheilbaren Übel sich ausbildete, das an jenem Geburtstag, von dem ich dir

erzählt, zum vernichtenden Ausbruch kam. Sie hat das Geheimnis mit hinübergenommen, die Vergeltung Dem überlassend, der Herz und Nieren prüft. Du denkst," fuhr er nach kurzer Pause mit mildem Tone fort, „über diese Dinge anders als ich. Wir wollen darüber nicht streiten und brauchen es um so weniger, je tiefer du empfinden wirst, daß das hochherzige Vorbild meiner Mutter für mich die Richtschnur meines Handelns bilden muß. Mag er leben in Reichtum und von Ruhm gekrönt; er wird dem inneren Richter nicht entgehen, der durch sein Gewissen in stillen Stunden zu ihm spricht. Unterlaß es also, mich zu Nachforschungen anzuspornen und den unedlen Groll anzustacheln, der nur zu oft meinen Willen zu bemeistern droht. Laß uns dahin wirken, du mit Bildern, ich durch Lehre, daß seltener Männer der Leidenschaft erliegen und unsägliches Elend über andere und sich selbst verhängen. Das sei unsere Rache!"

Der Maler trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, bevor er mit grollender Stimme entgegnete: „Dein Blut fließt anders als meines, und wenn das nicht wäre, würd' ich schwerlich Bilder malen. Aber recht hast du, wenigstens von deinem Standpunkt aus, und ich werde mich bemühen, nur wenn ich allein bin, deinem Vater unbekannter Weise meinen Respekt zu vermelden, wenn du nichts dagegen hast." Und wieder setzte Kurt seine Finger auf dem Tische in Bewegung, bevor er fortfuhr: „Aber noch Eines. Siehst du, wir

Geschwister haben so ziemlich das gleiche Temperament. Und wenn auch meine Schwester in ihrem Berufe als Lehrerin sich gewöhnt hat, mehr der Stimme der Vernunft, als den Impulsen des Gefühls zu folgen, so springt ihr doch zuweilen ein Wort über die Lippen, das vor deiner Strenge nicht bestehen kann. Nun verstehe ich auch, warum wir dich so lange nicht gesehen haben. Schweig; es ist doch so. Du fühlst dich abgestoßen durch ihr munteres, rasches Wesen, dem das Herz stets auf der Zunge schwebt. Und das thut mir leid um deinetwegen und ihretwegen, von mir gar nicht zu reden. Ihr könntet so mancherlei von einander lernen, sie von deiner Strenge, du von ihrem Humor. Sag, darf ich ihr etwas mitteilen von dem, was du mir anvertraut? Sie würde dann gewiß in deiner Gegenwart ihre Laune zügeln."

„Ich weiß," entgegnete Hartwig nach einigem Zögern, „daß deine Schwester, ganz wie du selbst, nicht nur mein vollstes Vertrauen verdient, sondern auch dasselbe durch Rücksicht auf meine ganze Gemütsrichtung mir danken würde. Und doch bitte ich dich, auch ihr gegenüber das Geheimnis zu wahren. Ich kann mir selbst nicht Rechenschaft darüber geben, warum ich in ihren Zügen nichts lesen möchte, was wie Mitleid mit mir aussieht. Laß uns lieber auf dem halblustigen Kriegsfuß, auf den wir am ersten Tage gekommen sind. Wenn er auch einmal einen etwas ernsteren Charakter anzunehmen scheint, so hat

er doch das Gute, daß er anregt. Gerade durch ihn werden wir einander am besten verstehen lernen. Und findet sie selbst einmal die Spur zum vollen Verständnis meines Wesens, dann erzähl ihr, was du selbst zu erzählen für angemessen hältst."

„Einverstanden," erwiderte der Maler, indem er sich erhob. „Und nun laß uns einen Gang ins Freie machen. Zum Malen wär es zu spät, auch wenn ich noch Lust hätte. Und auch dich wird es nach unserem Gespräch nicht gleich zum Schreibtisch ziehen."

Auch Hartwig erhob sich und trat, während der Freund sein Malgerät in Ordnung brachte, zum Fenster. „Da ist sie ja," rief er aus und wendete sich zur Thür, durch welche raschen Schrittes eine hohe, schlanke weibliche Gestalt eintrat, in der selbst ein flüchtiger Blick die Schwester des Malers erkannt haben würde. Über großen dunkelblauen Augen wölbte sich dieselbe klare Stirn, die dichtes dunkelblondes Haar lockig umrahmte. Nase, Mund und Kinn, kräftig entwickelt, konnten nicht Anspruch auf Schönheit, ja nicht einmal auf Regelmäßigkeit machen, verliehen aber dem frischen, lebhaften Antlitz den Reiz eines zugleich energischen und heiteren Ausdruckes.

„Willkommen, Ella," rief ihr der Bruder, den Kopf wendend, entgegen. „Wir sind im Begriff einen Spaziergang zu machen. Du begleitest uns doch?" Gleichzeitig bot ihr Hartwig mit den Worten die Hand: „Sie erkennen mich wohl gar nicht, Fräulein Kollegin?"

„Sind Sie's wirklich, Herr Doktor?" entgegnete die Angeredete lebhaft, indem sie den Zwicker, den sie emporgehoben, fallen ließ und kräftig die dargebotene Hand schüttelte; „in der That hätte Ihr Bart um einige Zoll wachsen können, seit ich Sie zum letztenmal gesehen." Dann warf sie mit einer raschen, achtlosen Bewegung die Bücher, die sie unter dem Arm getragen, auf den Tisch, der Flasche und Gläser trug, und bemerkte erst an dem Klirren der letzteren, daß sie beinahe ein Unheil angerichtet. „Was ist denn das, Kurt? Um diese Stunde habt Ihr beim Wein gesessen? Das bedeutet Außergewöhnliches." Und rasch den Zwicker aufsetzend und zur Staffelei tretend, bog sie den Kopf dicht an das Bild.

„Thu mir den Gefallen, Ella," rief der Bruder, „und bleib davon! Es ist noch nichts."

„Ärmster," entgegnete die Schwester, enttäuscht sich aufrichtend, weich und innig, fügte aber sogleich in heiterem Tone hinzu: „Da habt Ihr wohl Trost beim Weine gesucht? Und wirklich Kurt, sie sieht jetzt eher einer höheren Tochter ähnlich, die zur Marterbank des Examens geführt werden soll, als einer unglücklichen Braut. Nicht wahr, Herr Doktor? Aber das kommt davon, Kurt, daß du jetzt öfter die armen Wesen gesehen hast, denen ich noch in letzter Stunde allerhand unnütze Dinge eintrichtern muß, die ihnen bei der Prüfung von den neugierigen Herren Examinatoren wieder abgequält werden sollen. Ein Maler

sollte überhaupt weder Lehrerinnen noch solche, die es werden wollen, ansehen. Das verdirbt den Geschmack."

„Wenn du recht hättest, so würdest du selbst ein Urteil dir nicht erlauben dürfen," beeilte sich der Bruder zu erwidern, indem er zu Hartwig trat und ihm die Hand auf die Schulter legte. „Sag ihr einmal, Ernst, wie wenig ein solch allgemeines Urteil gerade in den Mund einer Lehrerin paßt." Aber noch hatte er den Satz kaum beendet, als Ella mit der Raschheit, die allen ihren Bewegungen eigen war, vor die Freunde trat und mit freudigem Erstaunen ausrief: „Du? Ernst? Brüderschaft getrunken? Wie mich das freut!" Und beiden die Hände reichend, fuhr sie fort: „Herzlichen Glückwunsch jedem. Aber in aller Welt, wie ist es gekommen, hier im Atelier, am Nachmittag statt nach einer langen Nachtsitzung in der Kneipe, die doch sonst unerläßlich für derartige Rührszenen ist? Das muß ich wissen!" Und auf das Sofa sich setzend, lud sie die Freunde mit einer Handbewegung ein, links und rechts von ihr Platz zu nehmen.

„Sie verstehen sich ja auf derlei Dinge, wie ein Student," sprach Hartwig, dem Winke folgend, und es konnte Ella nicht entgehen, daß eine leise Mißbilligung aus seinen Worten klang. Aber gleichmütig entgegnete sie: „Etwas unweiblich, meinen Sie. Das ist's ja, was ich sage. Die einen bekommen etwas Studentenhaftes, Blaustrumpfiges, die anderen etwas

Verschüchtertes, wehleidig und geschraubt Würdiges. Das kommt vom Beruf, wie bei den Professoren die entweder gegen die Wolken oder gegen den Mittelpunkt der Erde gerichtete Nase.“ Und auflachend fügte sie hinzu: „Warten Sie nur, wenn Sie einmal Professor werden, was doch nicht ausbleiben kann, so wird auch Ihre Nase einer dieser Richtungen unrettbar verfallen.“

„Und zu welcher dieser Richtungen hat Ihr Scharfblick die Anlage bei mir bereits entdeckt?“

„Ich habe Sie zu lange nicht gesehen, um es jetzt entscheiden zu können. Nach dem Spaziergang will ich es Ihnen sagen. Dafür erzählen Sie mir auf demselben, was vorhin hier geschehen ist. Abgemacht?“

An Hartwigs Stelle entgegnete der Bruder: „Wer wird so neugierig sein, Ella!“

„Das ist auch eine von den Tugenden, die uns anfliegt, wie den Journalisten das Lauschen auf jedes Gespräch und den Malern die liebenswürdige Gewohnheit, jedes interessante Gesicht mit der Unverfrorenheit eines Sklavenhändlers zu betrachten. In unseren gesegneten Schulen für höhere Töchter lernen wir alles halb und immer nur diejenige Hälfte, die wir am leichtesten selbst uns aneignen könnten. Was wir dann als höhere Lehrerinnen brauchen, um unsere Schülerinnen vor dem Schicksal zu bewahren, uns

ähnlich zu werden, müssen wir aufzuschnappen suchen. So werden wir neugierig."

„Und wodurch," warf Hartwig ein, „empfangen die Lehrerinnen die Besonderheit, alle die aufgezählten Eigenschaften zu kennen, zu bekennen und zu kritisieren, ohne den Wunsch zu hegen, sie zu mildern oder abzulegen? Oder ist diese Besonderheit nur individuell?"

Die letztere Frage klang so scharf, daß Ella jäh den Kopf wendete. Aber rasch gefaßt entgegnete sie ernst: „Ich habe nicht gesagt, daß alle meine Kolleginnen ihre wenig liebenswürdigen Standeseigentümlichkeiten kennten. Man spottet wohl auch nicht über Fehler, die man behalten möchte. Ich wenigstens erziehe mich selbst am besten durch Spott und habe mir durch denselben schon mancherlei abgewöhnt. Hier im Atelier glaubte ich mich einmal gehen lassen zu dürfen, nachdem ich in der Schule den ganzen Tag mir Zwang auferlegt hatte. Aber ich vergaß, daß es Pädagogen giebt, die nur die Erziehungsmethode des unerbittlichen Ernstes und das Ideal unwandelbarer selbstbewußter Würde haben, die weder über andere noch über sich selbst scherzen kann." Mit einer launigen Neigung des Kopfes fügte sie hinzu: „Bei diesen Herren dürfte die Richtung nach oben die vorherrschende sein."

Kurt sprang auf. „Könnt Ihr wirklich nicht fünf Minuten zusammen sein, ohne in ein Wortgefecht zu geraten? Wenn Ihr's auf dem Spaziergange fortsetzen wollt, so laßt mich lieber hier."

Ella lachte auf. „Nun fängt auch er an, Doktor! Nicht wahr, Sie sind nicht böse?“

Hartwig reichte ihr die Hand und sprach mit warmem Tone: „So müßte ich fragen, Fräulein Kollegin. Ich verdanke Ihnen eine gute Lehre und werde sie beherzigen.“

„Die Botschaft,“ erklärte Ella achselzuckend, indem sie sich erhob, „die Botschaft hör ich wohl, allein —“

„Der Glaube fehlt Ihnen?“ fragte Hartwig, indem er ihr die Bücher reichte.

„Mir fehlt nichts,“ war die Antwort.

„Also mir.“

* *
*

Nach einem kurzen Spaziergange schlug Kurt vor, in einem Gartenlokal eine Erfrischung zu nehmen. Der Vorschlag wurde angenommen, und bald hatten die Geschwister mit dem Freunde einen Platz gefunden, der ihnen gestattete, all die zahlreichen Tafeln und Tische zu übersehen, um die der schöne Abend Angehörige aller Stände und fast jeden Alters versammelt hatte. Kurt, der sein Bild nicht vergessen konnte, ließ die Blicke suchend schweifen und beteiligte sich um so einsilbiger an dem Gespräch, in das die Schwester mit dem Freunde sich vertiefte, als dasselbe auf pädagogische Fragen sich lenkte und bald den Ton halb neckischen, halb ernsthaften Streites annahm. Endlich aber bemerkte Ella das Schweigen des Bruders und das Umherschweifen seiner Blicke, und ihre Hand auf

seinen Arm legend, richtete sie die Frage an ihn: „Glaubst du wirklich, daß Gesichter, die du brauchen könntest, hier sich finden lassen würden? Das Unglück sucht solche Orte nicht. Opfer, die Jugend und Lebensglück verkauft haben, wagen sich erst in die Gesellschaft der Glücklichen, wenn die Thränenspuren getilgt sind und die Maske fertig ist, hinter der sich das wahre Gesicht verbirgt, das die Welt nun einmal nicht sehen mag.“ Hartwig erhielt bei diesen Worten eine ironische Verbeugung, die er jedoch zu erwidern nicht Zeit fand, da Ella plötzlich den Zwicker aufsetzte und flüsternd auf einen ältlichen Herrn aufmerksam machte, der, auf das eleganteste herausgeputzt, mit einer brennendroten Blume im Knopfloch, von einem der benachbarten Tische sich erhob und mit erzwungen leichter Haltung suchend den Garten durchschritt. „Das wär ein Modell für deinen Bräutigam gewesen, Kurt. Sieh nur, wie er den Hut rückt, damit er den unteren Rand des Vollmondes verbirgt, den die klägliche Anleihe von den Schläfen nicht völlig zu decken vermag. Und wie er die Füße setzt, als ob er auf Eiern ginge! Jetzt wendet er sich zurück. Sehen Sie nur, Doktor, dieses aufgeschminkte, alte Gesicht, auf dem das Lächeln mit einer Grimasse wegen der schmerzenden Hühneraugen kämpft. Es bleibt zwar nicht siegreich, aber es ist doch aller Ehren wert. Nicht wahr? Und wie er sich umblickt! Meint der alte . . . Kurt, so wahr ich hoffe, daß meine liebsten Schülerinnen durchfallen und von

der unseligen Sucht kuriert werden, das jüngere weibliche Geschlecht zu Genossinnen ihrer Thorheit zu machen, dieses alte geschmückte Gespenst hat eine Heiratannonce in der Zeitung gehabt und wartet hier auf das Opfer, das er nach den erhaltenen Briefen und Photographien sich ausgesucht und dem er sich durch seine rote Nelke zu erkennen geben will. Sieh, wie er sich in die Brust wirft und die Blume hervorpreßt, wie ein alter Kanzleirat seinen ersten Orden! Verlier ihn nicht aus den Augen! Kurt, wenn das Opfer sich einfände! Das wäre ein Bild, nicht wahr, Doktor? Herzergreifend, und uns wäre geholfen!"

Gespannt folgten die Blicke der Drei dem alten Gecken, der bald hier, bald dort in der Menge sichtbar wurde, bis die zunehmende Dunkelheit ein längeres Beobachten unmöglich machte und zugleich an den Heimweg mahnte. Schon hatten die Freunde sich erhoben, als Ella sie bat, noch etwas zu verweilen. „Weißt du Kurt, was wir thun? Der Alte hat mir den Weg gezeigt. Wir erlassen eine Heiratannonce etwa des Inhalts: Wenn ein armes, wohlerzogenes, wohlgebildetes junges Mädchen aus Rücksicht auf arme Eltern sich entschließen kann, einem älteren, kränklichen aber reichen und wohldenkenden Manne die Hand zu reichen, so möge es vertrauensvoll Briefe unter näherer Angabe ihrer Verhältnisse unter Chiffre so und so in der Expedition dieses Blattes niederlegen. Kurt, ist der Gedanke nicht herrlich?"

Noch ehe Kurt antworten konnte, rief Hartwig mit unterdrückter Stimme, der man jedoch deutlich die tiefe Erregung anhören konnte: „Abscheulich, Fräulein Ella! Haben Sie bedacht, was Sie dem ärmsten Wesen, wenn ein solches sich wirklich meldet, sagen wollen?"

Ella hob ruhig den Kopf: „So weit pflege ich allerdings zu denken. Ich werde ihr sagen, daß wir vergebens durch die Zeitungen nach einem Modell gesucht, das unseren Anforderungen entspricht. Ich werde ihr sagen, daß es ein thörichtes Vorurteil ist, sein Gesicht nicht einem Künstler für ein Kunstwerk zur Verfügung stellen zu wollen. Ich werde ihr sagen, daß das Geld, was sie auf diese Weise erwirbt, nicht schwerer und unehrenhafter erworben wird, als das Gold, das sie durch das Opfer ihrer Jugend an einen Greis erkauft. Und ich glaube, das Mädchen wird mir noch dankbar dafür sein, daß ich ihm die Möglichkeit geschaffen habe, das furchtbare Opfer wenigstens hinauszuschieben."

„Ich möchte an ihrer Stelle weder die Annonce erlassen, noch schließlich die Aufklärung geben," entgegnete Hartwig in wachsender Erregung. „Es ist ein Mißbrauch der weiblichen Würde, so mit ihr zu spielen, ein Mißbrauch des Elends, es so zu täuschen."

Rasch erhob sich Ella, und ihre Lippen bebten, als sie erwiderte: „Über wahre weibliche Würde darf ich mir wohl ein kompetentes Urteil zutrauen,

auch wenn ich zuweilen Formen verletze, die manche Leute, die mehr nach einem unbestimmten Gefühl oder der Schablone, als nach Gründen der Vernunft urteilen, für untrügliche Anzeichen innerer Würde halten."

„Aber Ella," bat Kurt, „Hartwig wollte dich nicht verletzen und so hast du keinen Grund, ihm so heftig zu entgegnen."

Doch er bat vergebens. Ella grollte und Hartwig schwieg, bis die ersten Häuser der Stadt erreicht waren. Hier reichte Ernst dem Freunde die Hand mit den Worten: „Ich muß noch bei einem kranken Kollegen vorsprechen," grüßte Ella mit kühler Höflichkeit und entfernte sich rasch durch eine Seitenstraße.

„Ich hatte mir den Abend so ganz anders ausgemalt," begann Kurt, als er mit der Schwester allein war. „Ich hatte gehofft, Hartwig würde mit uns kommen und auch Ihr würdet einander näher treten, nachdem ich mit ihm das brüderliche Du getauscht. Und nun geht er im Groll. Kannst du es nur nicht lassen, ihn zu reizen?"

„Das habe ich nicht gethan," entgegnete Ella ernst und bestimmt. „Ich habe mich lediglich gegen eine Entstellung meiner Absicht gewehrt. Das Urteil der Welt ist mir so ziemlich gleichgültig, aber gerade von dem Freunde meines Bruders will ich nicht verkannt sein."

„Gerade durch die Schroffheit deiner Verteidigung und durch deine Gegenausfälle setztest du dich der Ver-

kennung aus," erwiederte unmutig der Bruder. „Du kämpfst wie ein Student gegen den Studenten und parierst mit Gegenhieben. Das entspricht Hartwigs Begriffen von Weiblichkeit nicht."

„Ganz recht," fiel Ella rasch ein. „Schüchterne Dulderdemut verlangt er von den Frauen und von einer Lehrerin insbesondere. Und gerade von ihm will ich als gleichberechtigt angesehen sein."

„Du würdest begreifen, Ella, warum er von deiner Art zu streiten sich abgestoßen fühlt, wenn du das Ideal von Weiblichkeit kenntest, das er im Herzen trägt."

„Ein Ideal?" fragte Ella, indem sie unwillkürlich den Schritt hemmte. „Hat er dir vielleicht von einer unglücklichen Liebe gebeichtet?"

„Ja, Ella, wenn auch nicht von seiner eigenen, sondern von der seiner unglücklichen Mutter. Er hat mir die Geschichte seines Lebens vertraut und ich wollte, er hätte mir die Erlaubnis gegeben, auch dich ins Vertrauen zu ziehen."

„Hat er diese Erlaubnis ausdrücklich verweigert?"

„Ja, Ella. Ich glaube, er hält dich für zu kalt und spöttisch, als daß du das rechte Verständnis, die rechte Würdigung für die Teure haben könntest, die er fast abgöttisch verehrt."

Es entstand eine Pause. Dann begann Ella halblaut: „Das thut mir leid, Kurt. Ich hätte so gern den Schlüssel zu Hartwigs eigentümlichem Wesen,

zu der herben Art seines Urteils über die Mehrzahl der Frauen, die mit seinem weichen, unter einer äußeren und angenommenen Härte nur halb sich verbergenden Herzen nicht im Einklang steht. Vielleicht helfen mir schon deine Andeutungen auf die Spur. Jedenfalls will ich mich bemühen, seine Empfindlichkeit zu schonen."

Wieder nach einer Weile richtete Ella an den Bruder die Frage: „War es vielleicht dein Bild, das Hartwigs Herz dir aufgeschlossen?"

„Allerdings, Ella. Und er wird es mir auch nicht übel nehmen, wenn ich dir weiter gestehe, daß die Braut auf meinem Bilde die Züge seiner Mutter tragen könnte."

„Aber gerade dann," erklärte Ella lebhaft, „begreife ich nicht, wie er gegen meinen Vorschlag sich ereifern konnte, der doch möglicherweise ein armes unglückliches Mädchen vor dem Schicksale bewahrte, das dein Bild so ergreifend darstellt und das auch seine Mutter betroffen. Oder gehört Hartwig wirklich zu den Männern, welche das Schicksal armer Mädchen so rührend finden, daß sie allen eine gleich rührende Dulderrolle aufzwingen möchten und kein Weib als solches gelten lassen wollen, das nicht freiwillig oder unfreiwillig zur Dulderin wird?"

Zu einer solchen Erklärung brauchst du schwerlich zu greifen," entgegnete der Bruder. „Mir wirst du gewiß nicht vorwerfen können, daß ich nur Dulderinnen gelten lassen wolle, und doch sträubt sich in mir etwas gegen deinen Vorschlag."

„Möchtest du mir dieses Etwas nicht genauer bezeichnen?“

„Nun, mein Gefühl.“

„Gefühl! was man nicht definieren kann, das preist man als Gefühle an.“

Da Kurts Antwort etwas gereizt klang, so ließ Ella das Thema fallen. Im Laufe des Abends kam sie wiederholt auf den Vorschlag zurück und widerlegte die Gründe des Bruders so siegreich, daß dieser endlich seinen Widerspruch aufgab und nur die Bedingung stellte, daß Ella die etwa einlaufenden Briefe beantworte.

Am folgenden Abend stand in den verbreitetsten Zeitungen der Stadt folgende Aufforderung:

„Wenn ein armes, wohlerzogenes und wohlgebildetes Mädchen aus Rücksichten auf die bedrängte Lage der Eltern sich entschließen kann, einem älteren und kränklichen, aber vermögenden und wohldenkenden Manne die Hand zu reichen, so möge es vertrauensvoll Photographie und Brief mit Angabe der Verhältnisse unter Chiffre K. S. in der Expedition dieses Blattes hinterlegen.“

* * *

Als Kurt nach einigen Tagen den Freund aufsuchte, war er auf Vorwürfe wegen der erlassenen Aufforderung gefaßt und daher angenehm überrascht, als

Hartwig ihn mit der Frage empfing: „Nun, hat die Annonce Erfolg gehabt?"

„So bist du mit Ellas Einfall ausgesöhnt?" fragte Kurt dagegen.

„Mit dem Einfall an sich so ziemlich," entgegnete Hartwig offen; „nur will er mir als der Einfall einer Dame nicht so recht gefallen. Du kennst ja meine Eigenheit. Doch nun antworte auf meine Frage."

„Da lies!" Mit diesen Worten legte Kurt etwa ein Dutzend Briefe auf den Tisch, wehrte aber ab, als Hartwig dieselben lesen wollte. „Erspare dir die Lektüre. Sie enthüllt eine Fülle von Kummer und Elend und hat selbst Ella in Zweifel darüber versetzt, ob es wohlgethan gewesen sei, in den armen Wesen eine Hoffnung zu erwecken, die wir nicht erfüllen können. Aber besieh dir die Photographien; sie beweisen, daß selbst in den ältesten, gedrücktesten und von der Natur am stiefmütterlichsten behandelten Töchtern Evas die Eitelkeit nicht stirbt."

„Dann steck auch die Photographien wieder zu dir," entgegnete Hartwig; „derartige Beweise, die für den Maler von Interesse sein mögen, würden mich peinlich berühren." Nach einer Pause fuhr er fort: „Wie steht es nun nach diesem Mißerfolge mit deinem Bilde?"

„Es lehnt an der Wand," antwortete der Maler unmutig. „Aber es will mir nicht aus dem Sinn und macht mich daher zu anderer Arbeit beinahe un-

fähig. Jeder Pinselstrich ärgert mich. Laß uns spazieren gehen, wenn du nicht Nötigeres zu thun hast."

Hartwig war bereit; er widmete dem Freunde den ganzen Nachmittag und nahm sogar die Einladung an, den Abend in Ellas Gesellschaft zu verbringen.

Mit hochgeröteten Wangen eilte das junge Mädchen dem Bruder entgegen, begrüßte Hartwig, als ob sie nie in Unfrieden von ihm geschieden wäre, und führte in sichtlicher Erregung die Freunde in das Wohnzimmer, in dem die Lampe über dem gedeckten Abendtische brannte. Von diesem nahm Ella einen Brief, den sie vorhin neben den Teller des Bruders gelegt, und rief mit strahlenden Augen: „Wir haben, was wir suchen! Und noch mehr; ich habe auch eine Freundin, das weiß ich gewiß! Sehen Sie nur Doktor! Und du, Kurt, denk dir nur, sie hat eine unverkennbare Ähnlichkeit mit deinem Freunde! Ganz diese Stirn, ganz dasselbe Auge und dieselbe Nase, nur ins weibliche, mädchenhafte übersetzt. Mund und Kinn sind anders und das Haar, soweit sich das nach der Photographie beurteilen läßt, blond. Davon schreibt sie natürlich nichts, das liebe arme Kind. Und wie arm! Denkt Euch nur, sie hat nicht einmal Geld genug gehabt, um sich photographieren zu lassen, und hat es sich erst durch heimliches Abschreiben in der Nacht verdienen müssen."

In tiefer Erregung umarmte sie den Bruder und hätte auch Hartwig umarmt, wenn dieser ihr näher

getreten wäre und sie nicht aus der Ferne staunend betrachtet hätte. So ganz von innigem Mitgefühl durchdrungen, so glückstrahlend hatte er sie nie gesehen. Fast war sie schön in ihrem warmen Eifer. Aber Hartwig hatte nicht Zeit, sich dieser Betrachtung hinzugeben, denn der erste Blick auf die ihm dargereichte Photographie entlockte ihm einen Ruf der Überraschung und fesselte ihn so, daß er alles um sich her vergaß. Die Ähnlichkeit mit seinem eigenen Spiegelbilde, die Ella gefunden zu haben meinte, vermochte er nicht zu entdecken. Aber um so tiefer ergriff und rührte ihn die sanfte Wehmut, die aus jedem Zuge des zarten, schmalen Gesichtes und aus den großen, tiefen Augen unter der klaren Stirn heraussprach. Der ganze Eindruck des Bildes erinnerte an das andere, das er auf seinem Herzen trug, und unwillkürlich griff er nach der Brusttasche, um durch einen Vergleich sich Gewißheit zu verschaffen. Zwar blieb der Vorsatz unausgeführt, da Kurt in ungeduldiger Hast dem Freunde das Bild entzog; aber Ella hatte die Bewegung bemerkt. Mit einem Blick inniger Teilnahme trat sie zu Hartwig, reichte ihm den Brief und bat mit weicher Stimme: „Sie wollten, wie mir schien, die Photographie mit einer andern vergleichen, die Sie auf Ihrer Brust tragen. Darf ich Sie, während Sie den Brief lesen, der mir eine Freundin verspricht, um die Begünstigung bitten, Ihre teure Mutter wenigstens im Bilde kennen zu lernen?“

Überrascht blickte Hartwig auf und ein leises Gefühl des Unmutes stieg in ihm empor. Aber es entschwand, als er in Ellas Augen sah, und als er ihr schweigend das Erbetene überreichte, folgte er, ohne in den Brief zu sehen, ihren Bewegungen. Sie trat zur Lampe und beugte sich tief auf das kleine Bild herab. Nach einer Weile richtete sie sich hoch empor und blickte starr in das Lampenlicht, dessen grellen Schein sie nicht zu empfinden schien. Da trat Hartwig zu ihr und bat halblaut: „Möchten Sie uns nicht den Brief vorlesen, Fräulein Ella?"

Sie zuckte leise zusammen, reichte ihm langsam und ohne ihn anzublicken die Photographie und sprach mehr zu sich als zu ihm: „Jetzt verstehe ich manches, was mir unbegreiflich war." Dann warf sie mit derselben Kopfbewegung, die dem Bruder eigentümlich war, das Haar zurück und wendete sich rasch zu Kurt, der, den Kopf auf beide Arme gestützt, über das Bild des Mädchens gebeugt, am Tische saß und in seinen Locken wühlte. „Kannst du hören?" fragte Ella, und als er nickte, nahm sie den Brief und las laut mit schlichter Betonung:

„Vor zehn Jahren hat mein armer guter Vater sein Vermögen, vor vier Jahren meine Mutter und seitdem durch ein schweres Gichtleiden mehr und mehr den Gebrauch seiner Glieder verloren. Er ist Schriftsteller, aber er ist fast unbekannt geblieben und hat nie viel Glück mit seinen Arbeiten gehabt, weil er

dem Geschmack des Publikums sich nicht anbequemen konnte und wollte. Jetzt ist er ganz verschollen und nur selten finden kleinere Aufsätze und Dichtungen von ihm, die er mir diktiert, Aufnahme in einer Zeitung. Das Honorar reicht kaum hin zur Wohnungsmiete. Da ich schon mit dem fünfzehnten Jahre die Schule verlassen, den kleinen Haushalt führen und des Vaters Gedanken zu Papier bringen mußte, auch den Hilflosen selten verlassen darf, so bin ich auf den kärglichen Erwerb durch Abschreiben beschränkt. Dabei fehlt es uns oft am Nötigsten. Als ich in der Zeitung, die ein gutherziger Nachbar uns leiht, die Annonce las, die zu dieser Darlegung mich veranlaßt, hatte ich nicht genug Geld im Hause, um mich photographieren zu lassen. Um es zu erwerben, mußte ich eine Woche lang bis nach Mitternacht abschreiben. Zum Glück hatte ich gerade einen Auftrag. Aber das ist nicht immer so. Und mehr, als zur Fristung des kümmerlichsten Daseins nötig ist, vermag ich selbst dann nicht zu erwerben, wenn die Aufträge sich drängen. Und Vater müßte in ein Bad, müßte kräftigere Nahrung und eine gesündere Wohnung haben. Er müßte seinen neuesten Roman, an dem er ein Jahr lang gearbeitet und auf den er große Hoffnung setzt, auf eigne Kosten drucken lassen können, da er keinen Verleger findet. Wenn er gar noch kränker werden sollte . . . . ich mag es nicht ausdenken!

So wage ich, von aller andern Hilfe abgeschlossen,

diesen Schritt. Ein edler Mann — und nur ein solcher kann ja die Annonce verfaßt haben — wird die Gründe nicht mißdeuten, die mich leiten. Er wird auch wissen, daß ich mein Jawort nur einem Manne geben kann, der an meinem Vater als liebevoller Sohn zu handeln verspricht. Natürlich kann ein solches Versprechen niemand geben, der nicht mich und meinen Vater persönlich kennen gelernt hat. Doch kann ich den Verfasser nicht auffordern, uns zu besuchen, da mein Vater von meinem Schritte nichts weiß und auch vor der Hand nichts davon erfahren darf. Ich nenne daher auch meinen Namen nicht.

Ihn braucht der Verfasser nicht zu kennen, wenn er von vornherein auf meine Bedingungen nicht eingehen zu können meint. In diesem Falle bitte ich ihn, mir meine Photographie unter der Chiffre M. F. auf demselben Wege zurückzusenden, auf welchem er diese Zeilen empfängt. Im anderen Falle möge er mir Tag, Stunde und einen öffentlichen Ort bezeichnen, an dem ich ihm begegnen und ihm angeben kann, auf welche Weise er bei meinem Vater sich einführen darf. Erst nach der letzten Begegnung erwarte ich bestimmte Entscheidung, versichere aber schon heute, daß ich dem Edlen, der mir Armen seine Hand bietet, alles Liebe und Gute, das er meinem Vater und mir erweisen wird, durch die innigste Dankbarkeit zu vergelten suchen werde."

Als Ella geendet, blickte sie eine Weile still vor

sich nieder, dann wendete sie sich zu Hartwig und fragte mit seltsamer Betonung, die ihn verwundert aufsehen ließ: „Sind Sie nun mit meiner Annonce ausgesöhnt, die uns einen Einblick in solche Verhältnisse, in solch ein Mädchenlos und solch einen Mädchencharakter gönnt?"

Der Gefragte streckte ihr die Rechte entgegen und erwiderte lebhaft und warm: „Nicht nur ausgesöhnt, ich preise Ihren glücklichen Gedanken, der nicht allein Gelegenheit zu einer guten That giebt, sondern auch mich einer falschen Sentimentalität überführt und mir einen Einblick in Ihr Herz verschafft, das ich bisher verkannte."

Ella zog langsam ihre Hand zurück, die sie leicht in die seinige gelegt, und entgegnete mit einem erzwungenen Lächeln: „Ich meinte immer, ich hätte das Herz zu sehr auf der Zunge. Hab ich mich getäuscht, oder lag es an Ihnen, daß Sie es nicht erkannten? Das wäre eine Preisaufgabe für einen Psychologen."

Dann wendete sie sich rasch zu Kurt, der wieder den Kopf in beide Hände gestützt hatte und unverwandt die vor ihm liegende Photographie betrachtete. Eine Weile beobachtete ihn die Schwester, bevor sie ihre Hand auf seinen Arm legte und forschend fragte: „Und du, Kurt, den doch die Sache am meisten angeht, hast du gar nichts zu sagen?"

Kurt hob rasch den Kopf und legte die Hände fest auf das Bild. Seine Wangen waren gerötet und

um seine Lippen spielte ein verlegenes Lächeln, während er entgegnete: „Ich malte schon im Geiste; das sagt wohl genug.“ Dann fuhr er mit der Rechten durch sein dichtes Haar und sprach weiter: „Das sag ich dir aber, Ella, die Aufklärung mußt du übernehmen. Ich bring es nicht fertig, dem Mädchen zu sagen, daß ich es malen will und zu diesem Zweck es getäuscht habe.“

Mit großen Augen sah Hartwig zu dem Freunde auf und entgegnete rasch: „Wie, dir fehlt der Mut, der Armen zu sagen, daß ihr Opfer nicht nötig ist und daß sie, um ihr und ihres Vaters Los zu verbessern, nur einige Züge zu einem Bilde zu liefern braucht, das die Größe eines solchen Opfers ergreifend vergegenwärtigt? Keinen Augenblick würde ich zögern.“

Kurt maß den Freund mit gleichem Blick und erwiderte halb spöttisch, halb unmutig: „Traust du dir auch die Überredungsgabe zu, das Mädchen zu bewegen, mir zu sitzen? Ja, wenn es sich um ein Porträt handelte! Aber zu einer Charakterfigur leiht nicht leicht ein in unseren spießbürgerlichen Anschauungen aufgewachsenes Mädchen ihr Gesicht.“

Ella hatte forschend von dem einen zu dem andern geblickt und schnitt jetzt, indem sie die Hand über die Stirn bewegte, Hartwigs Entgegnung mit den Worten ab: „Dafür laß mich nur sorgen, Kurt. Jetzt haben wir noch Wichtigeres zu bedenken. Wir wür-

den der Armen eine herbe Enttäuschung bereiten, wenn wir ihr lediglich ein geringes Honorar für einige Sitzungen in Aussicht stellten und ihr nicht beweisen könnten, daß es in unserem Willen und unseren Mitteln liegt, sie vor dem Schicksal zu bewahren, dem sie gefaßt, aber gewiß mit blutendem Herzen entgegenzugehen meint. Woher aber nehmen wir diese Mittel? Schaffen wir dem Mädchen auch wirklich reichliche Arbeit, so wäre doch damit so gut wie nicht geholfen. Unterstützung von Fremden anzunehmen, ist der verschämten Armut drückend. Wir müssen also versuchen, die Arbeiten des Vaters zu verwerten. Vielleicht genügt schon eine gewichtige Empfehlung, für die Sie, Doktor Hartwig, sorgen könnten; vielleicht ist eine Umarbeitung durch geschickte Hand nötig, der freilich der alte und, wie es scheint, hartnäckige Mann seine Heiligtümer so leicht nicht anvertrauen wird. Vielleicht läßt sich auch irgend eine Stiftung zu einer kleinen Pension für ihn bewegen. Über alle diese Möglichkeiten läßt sich aber erst entscheiden, wenn man den Mann und seine Leistungen genauer kennt und sein Vertrauen gewonnen hat. Vorher müssen wir natürlich das des Mädchens haben und ihm deshalb wenigstens andeuten können, in welcher Richtung wir Hilfe suchen und erwarten."

Kurt schüttelte mißmutig den Kopf und erklärte: „Was soll ich dem Alten helfen, wenn ich ihn nicht etwa malen kann?" Aber eifrig fiel Hartwig ein:

„Ihre Vorschläge, Fräulein Ella, machen Ihrem Herzen ebensoviel Ehre, wie Ihrem Kopfe. So müssen wir handeln, wenn der Ärmsten und ihrem Vater wirklich geholfen werden soll. Und was in meinen Kräften steht, wird geschehen. Vielleicht läßt sich ein Verleger für den Mann interessieren; sind Striche und Änderungen in seinen Arbeiten nötig, so will ich selbst versuchen, das Rechte zu treffen. Auch Aufträge von Zeitungen werde ich vermitteln können, sobald ich nur weiß, auf welchen Gebieten der Alte heimisch ist und welcher Richtung er zuneigt. Das alles können Sie dem Mädchen sagen und damit meine Bitte begründen, mir einen Vorwand zu einem Besuche anzugeben."

„Versprich nicht allzuviel," warf Kurt, dessen Brauen sich zusammengezogen, ein. „Hast du doch kaum Zeit für uns."

Ella warf einen raschen Blick auf Hartwig, und als sie ihn erröten sah, erwiderte sie an seiner Stelle: „Wenn wir seiner bedürften, wie die Unglücklichen, würde er auch mehr Zeit für uns haben. Ich bürge dafür, daß er hält, was er verspricht."

Kurt zuckte schweigend die Achseln und Hartwig streckte Ella abermals die Rechte entgegen, indem er versicherte: „Ich werde Ihr Wort einlösen." Aber Ella schien weder auf den einen noch auf den andern zu achten und fuhr fort: „Zunächst also lade ich das Mädchen ein, an einem der nächsten Nachmittage in einem öffentlichen Garten sich einzufinden. Auch ich

gehe dahin, muß aber bitten, daß entweder du, Kurt, oder Sie, Herr Doktor, mich begleiten, da ich bei meiner Kurzsichtigkeit nicht sicher bin, das Mädchen nach der Photographie zu erkennen."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung," erklärte Hartwig und Kurt fügte hinzu: „Auch du bist etwas kurzsichtig, ich werde also wohl auch mitgehen müssen."

„Desto besser," fuhr Ella fort. „Und welchen Garten sollen wir wählen? Den, in welchem der Gedanke in mir aufstieg, dessen Ausführung uns jetzt zusammengeführt? Doch nein, weißt du keinen anderen, Kurt? Mich stört die Erinnerung an den alten Gecken."

„Ich bewundere Ihr Zartgefühl immer mehr," entgegnete Hartwig, ohne dem Gefragten Zeit zu einer Antwort zu lassen. „Nahe dem Halleschen Thore liegt ein Garten, wenig besucht, der sich am besten eignen dürfte."

„Gut. Um fünf Uhr nachmittags!"

„Um fünf Uhr."

„Und mittlerweile ist es neun geworden," rief Ella, nach der Uhr sehend. „Der Thee wird nicht mehr zu trinken sein. Verzeihung für die unaufmerksame Wirtin." Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, um Wein herbeizuholen. Als sie zurückkehrte, fand sie den Bruder wieder über die Photographie, Hartwig über den Brief gebeugt. Auch während des Essens waren beide wortkarg und zerstreut und be-

merkten nicht einmal, daß Ellas Teller unberührt blieb. Erst als Ella die Frage aufwarf, ob mit dem Buchstaben M. wohl der Vorname des Mädchens beginne und dieses Martha oder Marie heiße, kam wieder einiges Leben in die kleine Gesellschaft. Aber bald war auch dieses Thema erschöpft und Ella versuchte nicht, ein neues anzuregen. Sie nahm eine Arbeit zur Hand und warf nur zuweilen einen Seitenblick auf Hartwig, der den Rauch seiner Zigarre langsam vor sich hin blies und zuweilen leicht den Kopf bewegte, als verwürfe oder billigte er einen Gedanken, der in ihm aufgestiegen. Endlich sah er nach der Uhr und erhob sich mit den Worten: „Es ist spät und ich habe noch Hefte zu korrigieren. Schlaf wohl, Kurt, wenn die Photographie dich überhaupt schlafen läßt."

Kurt erhob sich mit einer Falte zwischen den Augenbrauen und entgegnete kühl, fast unfreundlich: „Nimm dich nur beim Korrigieren in acht, damit du den Jungen nicht Stellen aus einem gewissen Briefe in die Hefte schreibst."

Hartwig zuckte die Achseln und wendete sich zu Ella, der er die Hand mit den Worten reichte: „Ich danke Ihnen, Fräulein Ella, daß Sie mir gestattet, Sie näher und besser kennen zu lernen. Mir ist, als hätte ich eine Schwester gefunden, die ich in meinem Leben so schmerzlich entbehrte."

Verwundert sah er auf, denn die Hand des

Mädchens zuckte in der seinigen. Aber Ella ließ ihm keine Zeit zu einer Frage. Mit einer Kopfbewegung nach dem Bruder erwiderte sie in munterem Tone: „Bei Kurt bin ich, wie es scheint, etwas in das Hintertreffen geraten und bin daher nicht abgeneigt, Sie ein wenig zu beschwestern. Doch wünsche ich Ihnen von Herzen, daß Sie dessen nicht bedürfen. Gute Nacht."

Als Hartwig gegangen, blieben die Geschwister noch eine Weile beisammen sitzen, aber auch zwischen ihnen wollte eine Unterhaltung nicht in Fluß kommen. Endlich fragte Ella: „Du hast gar nichts über die Ähnlichkeit zwischen Hartwig und dem Mädchen gesagt, Kurt; ist sie dir nicht auch aufgefallen?"

„Ich begreife dich nicht, Ella," entgegnete der Gefragte. „Die Grundformen der oberen Gesichtspartie haben allerdings etwas Gemeinsames, aber das begründet doch keine Ähnlichkeit, wenigstens nicht für den Maler, der die Ähnlichkeit nur im Ausdruck findet. Und nun sieh in dieses Mädchengesicht; hier sprechen Stirn und Augen, Mund und Lippen, Wangen und Kinn dieselbe Sprache. Alles ist Übereinstimmung und Gleichmaß; aus jedem Zuge spricht dieselbe ruhige Klarheit und Bestimmtheit und über dem Ganzen liegt derselbe Hauch stillgetragenen Kummers. Dagegen Hartwig, dem der Stolz auf der Stirn, die Härte um die Lippe und die Sentimentalität im Auge wohnt! Sein Gesicht wird durch diesen Zwiespalt interessant,

aber an Schönheit hält es keinen Vergleich mit dem des Mädchens aus, und wo du eine Ähnlichkeit zwischen beiden findest, sehe ich nur Kontraste."

Ella beugte sich tief über ihre Arbeit und schien eine Weile völlig in dieselbe vertieft. Dann begann sie nochmals: „Möchtest du mir nicht Hartwigs Lebensgeschichte ausführlich erzählen, Kurt?"

Dieser schützte erst Müdigkeit vor, dann erzählte er zerstreut und ohne Teilnahme. Erst als er geendet, fiel ihm Ellas Blässe und ihr starres Hinbrüten auf. „Was ist dir, Schwester?" forschte er besorgt und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Nichts, lieber Bruder," entgegnete sie, sich emporrichtend; „ich bin müde. Schlaf wohl." Sie reichte ihm die Hand und wendete sich zum Gehen. Dann kehrte sie plötzlich um, küßte den Bruder und verließ rasch das Zimmer.

Eine Weile sah Kurt ihr nachdenklich nach; dann setzte er sich kopfschüttelnd an den Tisch, zog wieder die Photographie hervor und betrachtete sie noch lange, bevor er die Lampe verlöschte.

* * *

Am übernächsten Tage fand sich Hartwig schon eine Stunde vor der verabredeten Zeit in der Wohnung der Geschwister ein. Auch Kurt war bereits aus dem Atelier heimgekehrt. Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder und begrüßte nur mit

einem Kopfnicken den Freund. „Nun,“ forschte dieser, „hast du schon versucht, nach der Photographie zu malen?“

„Was soll ich mich an der Kopie quälen,“ entgegnete Kurt, ohne seinen Gang zu unterbrechen, „da mir das Original in Aussicht steht?“ Dann blieb er plötzlich vor Hartwig stehen und fuhr mit triumphierendem Tone fort: „Aber ein neuer Entwurf ist fertig, zu dessen Hauptfigur unsere Unbekannte mir die Züge liefern soll.“

Hartwig blickte ihm fest ins Auge und entgegnete kühl: „Dann gratulier' ich.“ Hierauf wendete er sich zu Ella, die, zum Ausgehen angekleidet, aus dem Nebenzimmer trat. mit den Worten: „Hat er Ihnen schon von seinem neuen Entwurfe erzählt?“

Aber Ella wehrte ab. „Bitte, lassen Sie mir den Entwurf und alles, was mit unserer Unbekannten in Verbindung steht. Ich denke an nichts und höre nichts anderes und werde darüber ganz konfus. Ich hatte mir bereits eine Anrede ausgedacht, werde aber stecken bleiben wie ein Schulmädchen, wenn ich nicht vorher zu mir selbst komme und nicht ganz unbefangen dem Eindrucke des Augenblicks mich hingeben kann. Sprechen wir also von der Schule, von deutschen Aufsätzen oder von irgend etwas, was mich ablenkt.“

Sie selbst jedoch vermochte ihre Gedanken in eine andere Richtung dauernd nicht zu bannen, und so kam das Gespräch, während die Drei ihrem Ziele zuschritten,

wieder und wieder auf das junge Mädchen und stockte endlich in der Nähe des Gartens ganz.

Dieser war, wie Hartwig vorausgesagt, von wenig Menschen besucht, sodaß die Forschenden sich überzeugen konnten, daß die Erwartete noch nicht sich eingefunden. Sie nahmen in der Nähe des Einganges Platz und musterten, nur zuweilen eine halblaute Bemerkung austauschend, die Eintretenden. Noch nicht lange hatten sie gewartet, als Kurt der Schwester erregt zuflüsterte: „Da ist sie! Geh ihr entgegen!"

Auch Ella erkannte trotz ihrer Kurzsichtigkeit auf den ersten Blick in der hohen, schlanken Mädchengestalt, die soeben zögernd den Garten betrat und mit leicht geröteten Wangen die Blicke umherschweifen ließ, das Original der Photographie. Aber Kurt mußte eine zweite Aufforderung an die Schwester richten, bevor diese sich erhob und an das Mädchen herantrat, das mit Erstaunen von einer Fremden sich begrüßt sah und schon nach den ersten Worten derselben, von jäher Röte übergossen, sich abwendete und mit flüchtigen Schritten dem Garten enteilte.

Die Freunde, die mit atemloser Spannung dem Vorgange gefolgt waren, sprangen auf; aber Ella, rasch sich fassend, winkte ihnen, ihre Plätze wieder einzunehmen, und eilte der Entflohenen nach.

Als sie nach fast einer Stunde, von den Harrenden mit Fragen bestürmt, zurückkehrte, ließ sie sich erschöpft auf einen Stuhl fallen und erklärte, mit Thränen

kämpfend, daß all ihr Bemühen, die Fliehende einzuholen, ein vergebliches geblieben sei. Wie ein gescheuchtes Reh sei das Mädchen dahingeeilt und habe seine Anstrengungen noch verdoppelt, als es bei einer scheuen Wendung des Kopfes bemerkt, daß man ihm folge. Im Gedränge einer engen Straße sei es verschwunden und jedes Forschen sei fruchtlos gewesen.

Kurt vermochte seinen Unmut nicht zu bemeistern; er warf der Schwester vor, zu hastig gewesen zu sein und ihm durch ihr Winken die Möglichkeit genommen zu haben, der Verscheuchten vorsichtig in einiger Entfernung zu folgen. Hartwig schwieg, aber auf seinen Zügen prägte sein Unmut deutlich sich aus. Beim Scheiden endlich bat er Ella, ihm den Brief des Mädchens anzuvertrauen, der vielleicht durch die Handschrift auf eine Spur leite. Kurt weigerte sich anfangs, den Brief herauszugeben, den er selbst zu seiner Nachforschung nötig hätte, und entschloß sich erst, dem Verlangen des Freundes zu willfahren, als ihm dieser die Rückgabe schon für den nächsten Abend versprach.

Kaum jedoch hatte Hartwig sich entfernt, als Kurt seinen Entschluß bereute. Er entwarf Pläne über Pläne, zu deren Ausführung die Handschrift der Gesuchten ihm unentbehrlich schien, und bekundete endlich seinen Entschluß, am anderen Morgen noch vor Beginn der Schulzeit von Hartwig den Brief zurückzufordern.

Unverrichteter Sache kehrte er zurück. Hartwig

hatte schon in frühester Morgenstunde seine Wohnung mit der Erklärung verlassen, daß er wahrscheinlich erst in später Nacht zurückkehren würde. Am Abend sendete er durch einen Knaben den Brief, in ein Kouvert eingeschlossen, ohne eine Zeile von seiner eigenen Hand zurück und steigerte dadurch die Erregung Kurts, der den ganzen Nachmittag vergebens die Straßen durchforscht hatte, in deren Nähe Ella die Spur der Flüchtigen verloren.

Am nächsten Morgen überraschte Kurt die Schwester mit der Erklärung, er werde auf der Polizei die Adressen aller Schriftsteller und Privatgelehrten, die mit einer einzigen Tochter einen kümmerlichen Haushalt führten, sich aufgeben lassen und nach diesen Angaben planmäßig seine Forschungen anstellen. Trotz aller Abmahnungen Ellas begann er sofort die Ausführung des Planes, verließ täglich in früher Stunde das Haus und kehrte erst am späten Abend immer mißmutiger, immer gereizter zurück. Von Hartwig sprach er nicht, und wenn Ella die Frage an ihn richtete, ob er den Freund nicht getroffen, lachte er nur kurz und bitter auf und durchschritt entweder mit dröhnenden Schritten das Zimmer oder lehnte sich, die Augen mit der Hand bedeckend, in die Sofaecke zurück.

So verfloß eine Woche, ohne Kurt auf eine Spur zu führen und ohne von Hartwig eine Nachricht zu bringen.

Wäre Kurt nicht völlig von einem einzigen Gedanken beherrscht gewesen, so hätte er schon in den ersten Tagen Ellas fieberhafte Erregung, ihre nervöse Hast bemerken müssen. Endlich — es war an einem Sonntag und die Geschwister saßen am Kaffeetisch — fiel es dem Bruder auf, daß die Schwester auf seine Fragen keine Antwort gab. Als er den Blick schärfer auf sie richtete, sah er, daß ihre blassen Lippen zuckten und zwei schwere Thränen von ihren Wimpern sich lösten. Da quoll es heiß in seinem Herzen auf; er zog die Weinende an sich und bat, selbst dem Weinen nahe: „Ella, liebe Ella, was ist dir? Hab ich dir weh gethan durch meine Vorwürfe? Vergieb mir! Ach, du weißt nicht, wie es in mir aussieht!" Wie ein müdes Kind lehnte sie den Kopf an seine Schulter und sprach leise: „Ich habe dir nichts zu vergeben, Kurt. Aber sprich weiter."

Und er sprach; wie ein Gebirgsbach, der, vom Eise gestaut, über die hemmenden Ufer hinausflutet, ergoß sich der Strom seines Empfindens, das er still in verschwiegener Brust getragen. „Du ahnst nicht, Schwester, wie es in mir zehrt und brennt gleich loderndem Feuer. Die Kollegen haben mich verspottet, weil ich unempfindlich schien gegen Frauenschönheit, ein weißer Rabe in unserer Zunft, und ich war stolz, weil ich nicht brannte wie Stroh und kalt blieb gegen jede Form, die nur Form war. Und im stillen liebte ich das Idealbild, das ich malen wollte und das doch

keine rechte Gestalt gewinnen mochte unter meiner Hand. Da kam jener Brief, jene Photographie, und der erste Blick entschied über mein Schicksal. Im Wachen und im Traume hab ich keinen anderen Gedanken, keinen anderen Wunsch als den, das Mädchen zu finden, das ich liebe und ohne das ich nicht leben kann und mag. Wenn Hartwig sie fände und ihr Herz gewänne — wenn er es schon gefunden hätte — Ella . . ."

Er sprang auf und preßte beide Fäuste gegen die Schläfe und seine ganze Gestalt bebte.

„Nicht solche Gedanken, Kurt," bat die Schwester, indem sie ihn sanft niederzog und seine Rechte in beide Hände nahm. „Wohin sollen sie führen! Sieh," fuhr sie fort, indem sie an seine Schulter sich lehnte, „daß du das Mädchen liebst, weiß ich längst, und es hat mich geschmerzt, daß du es mir nicht gestanden. Ich teile auch deinen Schmerz über das Fernbleiben deines Freundes, der dir jetzt mehr als je fehlt. Aber ich glaube, du bist ungerecht gegen ihn. Vielleicht kommt er nur deshalb nicht, um dir nicht sagen zu müssen, daß sein Forschen in deinem Interesse zu keinem Ergebnis führte. Und wenn er wirklich auch seinerseits das Mädchen liebte, ja wenn er sie gefunden, wer sagt Dir, daß er Gegenliebe findet?"

„Du weißt nicht, was Liebe ist," rief Kurt leidenschaftlich, „sonst kämest du nicht mit solchen Gründen!"

Ella preßte seinen Arm so heftig, daß Kurt erstaunt ihr in die Augen sah. Sie wendete sich ab und sprach, zu einem ironischen Lächeln sich zwingend: „Man wird als Mädchen nicht 26 Jahre alt, ohne erfahren zu haben, was Liebe ist." Dann wandte sie sich rasch zu ihm herum und fuhr fast leidenschaftlich fort: „Aber man ist mit 30 Jahren kein Mann, wenn man verzweifelnd einem anderen das Feld räumt und sich selbst und seiner Liebe nicht zutraut, Gegenliebe erzwingen zu können. Wenn ich du wäre, Kurt . . . ."

Sie sprang auf, strich das Haar zurück und stand vor ihm mit leuchtenden Augen und bebenden Lippen, so daß er auch sich emporgerissen fühlte, ihre Hände faßte und ausrief: „Ja, Ella, nochmals ans Werk. Wahre Liebe verzweifelt nicht." Er küßte sie auf die Stirn, ergriff den Hut und stürmte aus dem Zimmer.

Die Hände auf die Brust gepreßt, stand Ella lange unbeweglich. Dann wiederholte sie langsam die Worte: „Wahre Liebe verzweifelt nicht." Und wieder stand sie stumm und starr, bis ein Schauer durch ihren Körper flog. Sie sah sich um und erkannte nun erst, daß sie allein war. „Er darf gehen, suchen und handeln," rief sie klagend. „Was bleibt mir?" Ihr Blick fiel auf den Schreibtisch. „Arbeit, der einzige Trost — das einzige Schlafmittel, mit dem der Arzt Verstand des armen Herzens sich erbarmen kann. An die Arbeit!"

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und arbeitete angestrengt, bis die Dämmerung hereinbrach. Dann holte sie, um ihren Gedanken nicht nachzuhängen, die Lampe. Dabei überhörte sie, daß rasche Tritte der Thür sich näherten; sie schrak daher, als ein lautes Klopfen ertönte, zusammen und ließ das Streichholz fallen, das sie entzündet hatte. Eine Ahnung sagte ihr, daß der Klopfende Hartwig sei; sie bemühte sich daher, die Lampe anzustecken, aber bevor ihren zitternden Händen dies gelang, betrat Hartwig das Zimmer und reichte ihr in fast leidenschaftlicher Bewegung die Hand. „Ich wußte," begann er ohne Gruß, „daß ich Sie allein finden würde, Ella. Ich habe Kurt aus der Ferne gesehen und schließe aus der Richtung, die er einschlug, daß er so bald nicht zurückkehren werde. Diese Gelegenheit muß ich benutzen, um mich Ihnen zu entdecken und mit Ihnen zu beraten, was ich weiter thun darf und muß."

Ella entzog ihm die Hand, die er heftig drückte, und entgegnete mit leisem Vorwurf: „Dem Freunde weichen Sie aus, der doch wohl das nächste Anrecht auf Ihr Vertrauen hätte?"

„Darüber, Ella," erwiderte er rasch, „ob ich ihm wirklich Vertrauen schulde und schenken darf, sollen Sie entscheiden. Ich weiß es nicht und bin in Zwiespalt mit mir selbst. Zu Ihnen habe ich es ganz und bitte Sie deshalb, mich anzuhören."

Mit diesen Worten zog er einen Stuhl neben

den Schreibtisch, an dem Ella sich niederließ, und fuhr erregt fort: „Schon am Tage nach der Begegnung im Garten beim Halleschen Thore habe ich die Gesuchten aufgefunden. Ich begab mich in aller Frühe mit dem Briefe des Mädchens in die Redaktionen der gelesensten Zeitungen und bat, mir womöglich die Adresse des Schriftstellers zu geben, der zuweilen Manuskripte, von derselben Hand geschrieben, welcher der Brief entstammt, an Zeitungen sende. Zufällig sei mir bekannt geworden, daß dieser Schriftsteller in bittere Not geraten sei, die ich mildern zu können hoffe. Auf diese Weise gelangte ich bald in den Besitz der Adresse und betrat schon am Mittag die Wohnung des unglücklichen Mannes. Erlassen Sie mir eine Schilderung desselben. Genug, daß die zärtlichste Kindesliebe und eine wahrhaft engelhafte Geduld dazu gehören, um den mürrischen, finsteren, mit der Welt zerfallenen und in unbefriedigtem Ehrgeiz sich verzehrenden Greis zu pflegen. Trotz des Mitleids, das ich mit seiner Gebrechlichkeit und seinen Schmerzen empfinde, muß ich mich zwingen, ihm die Abneigung zu verbergen, die er mir einflößt, den Zorn zu bemeistern, mit dem sein launenhaftes und barsches Verhalten gegen seine unermüdliche Pflegerin mich erfüllt, und mit ihm über die Verwertung seiner Arbeiten zu sprechen, an deren sonnenklaren Fehlern und Mängeln er mit unbegreiflicher Verblendung und Hartnäckigkeit festhält."

„Und seine Name?“ warf Ella ein.

„Börner, Eberhard Börner,“ fuhr Hartwig fort; „ein Name, dem Sie vielleicht in kleineren Zeitungen schon begegnet sind. Aber nicht von ihm wollte ich reden, sondern von Martha, seiner treuen, geduldigen Pflegerin, die ihm so unähnlich ist, wie nur je eine Tochter dem Vater gewesen sein kann. Sie kennen ja ihr Bild, Ella; es hat Sie mit schwesterlicher Neigung erfüllt. Wie gern hätte ich Sie zu Martha geleitet, wie gern der Verschüchterten eine Freundin zugeführt, die wie Sie ein warmes Herz mit dem praktischsten Verstande und dem resolutesten Willen verbindet. Aber mit Ihnen hätte ich auch Kurt in die stille Wohnung geführt, Kurt, der Marthas Bild nicht nur mit dem Auge des Malers betrachtet, der es wie ein Heiligenbild im Herzen trägt. Das, Ella, habe ich nicht über mich gewinnen, das mir nicht abringen können, obgleich ich weiß, daß ich es der Freundschaft schuldig wäre. Höher als die Freundschaft steht die Liebe, und ich liebe Martha und könnte es nicht tragen, wenn ein Anderer sie erränge!“

„Zürnen Sie mir nicht,“ fuhr er fort, als er Ella sich abwenden sah. „Noch hat Kurt mit Martha kein Wort gewechselt; die rasche Neigung, die ihr Bild und eine flüchtige Begegnung in ihm erweckt, hat tiefere Wurzel noch nicht schlagen können, während jede Stunde, die ich in Marthas Nähe verbracht, mich unauflöslicher an sie gekettet.“

„Jede Stunde,“ fiel ihm Ella ins Wort, und ihre Stimme bebte vor Erregung; „jede Stunde, die Sie insgeheim für sich ausbeuteten, um gegen den Freund, den Sie fern hielten, auf Ihre tiefer gewurzelte Neigung sich berufen zu können!“

Betroffen blickte Hartwig auf; dann entgegnete er bittend: „Sie sind hart, Ella; aber glauben Sie denn, daß Kurt an meiner Stelle anders gehandelt und mit vollem Wissen der Geliebten den Nebenbuhler zugeführt hätte? Sie kennen die Liebe nicht, wenn Sie das für möglich halten.“

„Zum zweitenmale hör' ich das heute,“ erwiderte Ella nach einer Pause hart und herb, „und Liebe, die nur an sich denkt, kenne ich allerdings nicht.“ Dann strich sie mit einer raschen Bewegung das Haar von der Stirn und fuhr fort: „Doch um mich handelt es sich nicht. Die Hauptsache ist, ob Ihre Neigung erwidert wird. Haben Sie sich dessen versichert?“

„Noch habe ich es nicht gewagt,“ antwortete Hartwig niedergeschlagen. „Martha bringt mir Dankbarkeit und herzliches Vertrauen entgegen, aber ob sie ein wärmeres Gefühl für mich empfindet, vermag ich nicht zu entscheiden. Und wenn eine Frage auf meine Lippen sich drängt, verschließt mir der Gedanke an den Brief, den sie geschrieben, den Mund. Sie hatte aus Liebe zum Vater den Entschluß gefaßt, einem Manne die Hand zu reichen, auch wenn derselbe ein Anrecht nur auf ihre Dankbarkeit sich erwerben könnte.

Würde sie nun nicht auch mir aus Dankbarkeit das Jawort geben, selbst wenn ihr Herz mir nicht gehörte? Dieser Gedanke nagt an mir und raubt mir Mut und Schlaf. — Ella," fuhr er fort, indem er die Hand des Mädchens erfaßte, „diese Zweifelsqual hat mich zu Ihnen getrieben. Zu Ihnen habe ich Vertrauen, wie zu keinem Menschen in der Welt. Seien Sie mir eine hilfreiche Schwester, die für mich forscht und wirbt. . . ."

Erschrocken brach er ab, denn Ella entzog ihm mit einer jähen Bewegung die Hand und sprang mit dem halberstickten Ausruf: „Zuviel!" vom Sitze auf und trat zum Fenster. Auch Hartwig erhob sich.

„Hätte ich ahnen können," sprach er stockend, „daß Sie meine Bitte so schroff abweisen würden . ."

Aber schon war Ella dicht vor ihn getreten und stieß die Frage heraus: „Und Kurt? Soll ich es etwa auch ihm verschweigen, wenn ich um die, die er liebt, für den treuen Freund werbe?"

„Ella!" rief er zurücktretend aus, „so könnten Sie mein Vertrauen täuschen?!" Dann suchte er wieder ihre Hand zu fassen und flehte: „Nein, das können und werden Sie nicht! Haben Sie Mitleiden mit mir, auch wenn Sie meine Bitte nicht erfüllen wollen und können. Sie war ja vielleicht thöricht . . ."

„Nur thöricht?" fiel ihm Ella, an allen Gliedern bebend, ins Wort, indem sie seine Hand zurückstieß. „Den Bruder soll ich täuschen um Ihretwillen, ihn

unglücklich machen, um Sie zu beglücken! Ich müßte Sie lieber haben, als den Bruder, wenn ich das könnte, und wenn ich Sie lieber hätte — — gehen Sie, damit ich Sie nicht verachte!" Und in Thränen ausbrechend, warf sie sich auf ihren Sessel und barg das Gesicht in den Händen.

Einige Augenblicke stand Hartwig wie betäubt, dann schlug er sich vor die Stirn, ergriff seinen Hut und verließ das Zimmer.

Aufzuckend lauschte Ella dem verhallenden Geräusch seiner Tritte, dann beugte sie den Kopf auf die Arme, die sie über dem Tische kreuzte, und weinte bitterlich.

Plötzlich raffte sie sich auf, verwischte mit einer heftigen Bewegung die Spur ihrer Thränen und zündete die Lampe an. Mit dieser trat sie vor den Spiegel und sah lange und fest auf die erregten Züge ihres Abbildes. Dann trat sie, mit wehmütigem Lächeln den Kopf schüttelnd, zum Schreibtisch, stützte sich auf denselben und sprach, vor sich niederblickend, halblaut: „Alte Schulmeisterin! Beträgst du dich nicht selbst wie eine höhere Tochter? Du weißt, daß du mit deinem Gesicht und deinem ganzen Wesen keine andere Aussicht hast als die, eine gute alte Tante zu werden, die für andere sorgt und in dieser Sorge Beruf und Glück findet. Und nun weinst du wie ein Backfisch, weil auch andere deinen Beruf erkennen! Du tadelst an anderen die Selbstsucht, die nur an die Befriedigung

der eigenen Leidenschaft denkt, und möchtest an dich reißen, was dir nicht gehört und vielleicht schon eine andere beglückt. Wirklich, du hast es weit gebracht mit deiner Selbsterziehung!"

Leiser fuhr sie nach einer Pause fort, indem sie langsam auf und nieder ging: „Und liebst du ihn nicht gerade des heißen, glühenden Herzens wegen, das vom kalten Verstande sich nicht meistern lassen will und, hingerissen von allem Schönen, auch andere hinreißt?" Und noch leiser setzte sie hinzu: „Selbst die schwesterliche Freundschaft, an die er glaubt, teilt er leidenschaftlich. Sie erfüllt ihn so ganz neben seiner Liebe, daß er den Freund und den Bruder der Schwester vergißt und auch von dieser Vergessen alles Anderen verlangt und erwartet. Kannst du das als verächtlich verdammen? Ahnt er doch nicht, daß er von der Liebe fordert, was er von der Freundschaft begehrt."

Plötzlich hemmte sie zusammenschreckend den Schritt: „O Gott, wenn er es erraten, wenn ich selbst es ihm verraten hätte!"

Mit glühenden Wangen eilte sie in die dunkelste Ecke des Zimmers und preßte die Hände vor das Gesicht. „Nur das nicht, das nicht!" rief sie, „ich ertrüg es nicht!" Dann trat sie zum Schreibtisch, nahm in fliegender Hast Papier und Feder zur Hand und begann zu schreiben. Aber schon nach den ersten Zeilen warf sie die Feder beiseite und rief im Tone tiefsten Wehs: „Ich kann es, kann es nicht!"

Und wieder durcheilte sie das Zimmer, von Zeit zu Zeit ihren Gedanken Worte leihend: „Schweigen, selbst gegen Kurt, meinen armen Kurt; schweigend geschehen lassen, was ich nicht hindern kann und darf — aber mehr nicht! Mehr kann ich nicht! — Das Weib soll Vater und Mutter verlassen, auch den Bruder, wenn es liebt — auch wenn es hoffnungslos liebt. Aber für den, den es liebt, um eine andere werben — das müßte er selbst verachten, wenn ich es thäte. — Und bedarf er meiner wirklich? — Vielleicht schon jetzt in dieser Minute — aus Furcht, daß ich Kurt das Geheimnis verraten würde — wirbt er um ihre Hand — küßt ihre Lippen ....“

Von den ihrigen rang sich ein Weheruf und, auf das Sofa sinkend, drückte sie den Kopf fest in die Kissen, um ihr Schluchzen zu ersticken. Aber schon in der nächsten Minute riß sie sich wieder empor und starrte, wie von einem gräßlichen Gedanken erfaßt, vor sich hin. Dann eilte sie zum Schreibtisch, zog Marthas Photographie hervor und rief nach einem raschen Blick auf dieselbe: „O Gott, wenn diese Ähnlichkeit, die selbst Kurt nicht leugnen kann — entsetzlich! Hier muß Gewißheit geschafft werden um jeden Preis!“

Sie holte Hut und Mantel herbei und bedachte erst, als sie zum Wegeilen sich anschickte, daß sie die Wohnung Marthas nicht wußte und selbst für den Fall, daß sie dieselbe erkunden sollte, von dem Mäd-

chen, das vor ihr entflohen, schwerlich empfangen werden würde. Eine lange Weile stand sie ratlos und sinnend vor der geöffneten Thür, dann schlug sie sich vor die Stirn mit den Worten: „Hübsch nach der Reihe, meine Damen. Man versteht Sie ja nicht bei diesem Durcheinander. Lassen Sie sich eine nach der andern vernehmen, dann werden wir zum Ziele kommen.“ So brachte sie Ordnung in ihre wogenden Gedanken und als sie im klaren war, setzte sie sich ruhig nieder und schrieb einen langen Brief an Martha Börner, den sie nach seiner Vollendung zum nächsten Briefkasten trug. Zurückgekehrt, zwang sie sich zur Arbeit, über der sie erst in später Nachtstunde vom Bruder überrascht wurde.

Er stürmte herein und seine Wangen glühten. „Eine Spur!“ rief er triumphierend; „eine Spur von ihr, Ella! Ich habe sie wiedergesehen in einem Laden, in dem sie kleine Einkäufe machte. In der Nähe muß sie wohnen.“

Erschrocken sprang die Schwester auf. „Du mußt dich getäuscht haben, Kurt.“

„Unmöglich,“ fuhr er fort. „Ich erkannte sie deutlich durch die hellen Scheiben des Ladenfensters. Und in der Nähe muß sie wohnen, denn sie verließ den Laden durch eine Hinterthür, durch die jedenfalls nur die nächsten Nachbarn eintreten. Morgen, Ella, werde ich vor ihr stehen!“

Bei diesen Worten wollte er den Arm um die

Schwester schlingen und wich betroffen zurück, als er sie seiner Umarmung sich entziehen fühlte und die Erregung bemerkte, die sie ihm vergebens zu verbergen suchte. „Was ist dir, Ella,“ forschte er befremdet; „was ist geschehen?“

„Ich war besorgt um dich,“ entgegnete sie ausweichend, „und befürchte nun auch noch eine Enttäuschung.“ Dann setzte sie, sich ermannend, hinzu: „Auf alle Fälle laß mich die Spur weiter verfolgen. Mit welchem Vorwand wolltest du bei Martha dich einführen?“

„Martha?“ rief der Bruder zurückweichend, „was ist das? Woher weißt du ihren Namen?“ Dann faßte er Ellas Kopf mit beiden Händen, bog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Lichte und fuhr, bebend vor Erregung, fort: „Ella, du verbirgst mir etwas! Was hast du erfahren? Wer ist hier gewesen?! Antworte, Ella; ich beschwöre dich!“

Da schloß sie die überquellenden Augen, hob die gefalteten Hände zu ihm empor und bat leise mit zuckenden Lippen: „Frage nicht weiter, Kurt. Laß mich thun, was ich muß. Ich hoffe, es wird zum besten führen.“

Eine Weile blickte er, keiner Antwort mächtig, in das Antlitz der Schwester; dann küßte er sie auf die Stirn und entgegnete weich und innig: „Ich frage meine Ella nicht weiter. Sie weiß, was sie zu thun und zu lassen hat. Schlaf wohl, Schwester!“

Langsam ging sie nach der Kammerthür, kehrte dann nochmals zurück und bat, den Kopf an die Brust des Bruders legend: „Und nicht wahr, Kurt, du sagst mir noch einmal den Namen von Hartwigs Mutter?“

Er zuckte bei dieser Frage auf und erst nach einer Pause vermochte er zu entgegnen: „Auch das, Ella, obgleich du mir das Herz zuschnürst!“ Er nannte den Namen und ließ sanft die Schwester aus seinen Armen. Als sie gegangen, warf er sich auf das Sofa und wachte grübelnd den Morgen heran.

* *
*

Als Ella am nächsten Mittag aus der Schule nachhause kam, fragte sie in sichtlicher Erregung, ob kein Brief an sie eingetroffen sei. Als der Bruder verneinte, war sie verstimmt. Sie berührte kaum das Essen und konnte sich kaum entschließen, ihren Nachmittagsunterricht zu erteilen. Sie hatte schon die Thür geöffnet, als der Bruder ihr nachrief: „Du hast doch nicht vergessen, Ella, was du an meiner Stelle zu thun versprachst?“

„Kurt!“ entgegnete sie vorwurfsvoll, „diese Frage kam nicht aus deinem Herzen.“ Dann trat sie dicht an ihn heran und setzte hinzu: „Ich warte noch auf einen Brief. Wenn du ihn empfängst, so öffnest du ihn nicht, Kurt; hörst du? Woher er auch kommen mag!“

Er reichte ihr die Hand und schüttelte den Kopf.

Und er hielt sein Versprechen, obgleich der erste Blick auf die Adresse des Briefes, den kurz vor Ellas Rückkehr der Briefträger brachte, den Forschenden die Schriftzüge seiner Unbekannten erkennen ließ. Er legte den Brief auf den Schreibtisch der Schwester, deutete, als diese zurückkehrte, schweigend nach dem Tische und wendete sich ab, als Ella hastig das Kouvert öffnete und den Inhalt überflog. Erst nach einer Weile wendete er erwartungsvoll den Kopf; aber als er sah, daß Ella vor sich niederblickte, unterdrückte er die Frage, die ihm auf den Lippen schwebte, nahm seinen Hut und sagte: „Ich muß etwas an die Luft, Ella. Wann darf ich dich zurück erwarten?"

Sie reichte ihm die Hand, die er innig drückte, und entgegnete: „Es kann spät werden, Kurt. Laß uns auf ein frohes Wiedersehen hoffen."

Forschend sah er ihr ins Auge, wendete sich dann mit trübem Blicke ab und verließ das Zimmer. Ella atmete tief auf und preßte die Hand auf das Herz. Dann überlas sie wieder und wieder den Brief, und wie ein flüchtiger Sonnenschein flog es über ihre Züge. Sie hatte in ihrem eigenen Briefe dem jungen Mädchen offen die Entstehung der Annonce mitgeteilt und an diese Mitteilung die Bitte geknüpft, Martha, deren Wohnung Hartwig erkundet, aber den Freunden mitzuteilen vergessen, besuchen zu dürfen. Marthas Antwort lautete:

„Liebes Fräulein!

Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilung, die mich von der Sorge befreit, mein Brief sei in unrechte Hände gekommen. Ich danke Ihnen auch für das freundliche Interesse, das Sie an mir und meinem armen Vater nehmen. Er ist schon beglückt durch die Teilnahme, die Herr Dr. Hartwig ihm und seinen Arbeiten schenkt, und er wird nichts dagegen haben, daß Ihr Herr Bruder mein Gesicht zu einem Bilde benutzt, wie Sie es beschreiben. Der Gegenstand wird ihn lebhaft interessieren, denn die Idee entspricht ganz seinen Grundsätzen. Sagen Sie ihm also nicht, wie die Annonce lautete, auf die ich antwortete. Lassen Sie ihn glauben, Sie hätten ein passendes Gesicht für das Bild gesucht. Diese Täuschung ist wohl kein Unrecht. Ich erwarte Sie heute gegen sieben Uhr; dann bin ich mit der Abschrift fertig, die Herr Dr. Hartwig zu haben wünscht."

„So ruhig," sprach Ella leise vor sich hin, „schreibt kein Mädchen, das liebt." Dann setzte sie, die Augenlider zusammenpressend, hinzu: „Es müßte denn eine Schulmeisterin sein, die mit lauter Schule die Natur aus sich heraustreibt." Lange saß sie hierauf mit geschlossenen Augen, bald lächelnd, bald die Lippen herb aufeinander pressend. Endlich legte sie ihr einfachstes Kleid an und verließ, fast eine Stunde vor der im Briefe angegebenen Zeit, die Wohnung.

Es dunkelte schon, als Ella den Flur des Hauses

betrat, das Martha am Schlusse ihres Briefes bezeichnet hatte. Es war eine jener Mietkasernen, in denen für Treppen und Gänge nur der kärglichste Raum gelassen ist und Licht und Luft gerade dem zur allgemeinen Benutzung bestimmten Teile nur spärlich zugute kommen. Ein dumpfer, modriger Geruch drang Ella entgegen und erschwerte ihr das Ersteigen der schmalen Treppen bis zum vierten Stock, auf dem eine trübe Lampe zu beiden Seiten eines langen Korridors wohl eine Reihe schmaler Thüren, aber kaum die Nummern derselben erkennen ließ. Endlich hatte Ella die rechte gefunden und hob schon die Hand, um anzuklopfen, als sie zusammenschreckend Hartwigs Stimme vernahm, die in weichem, zärtlichem Tone fragte: „Erwartest du jemand, Martha?"

Unwillkürlich preßte Ella die Rechte vor die Augen und trat einen Schritt zurück. Aber schon im nächsten Augenblick fühlte sie sich von einer weichen Hand an der Linken gefaßt und ins Zimmer gezogen. Als sie die Augen aufschlug, sah sie Hartwig, der von einem Stuhle aufsprang und im Tone peinlicher Überraschung die Frage hervorstieß: „Wie, seh ich recht?"

An stelle des Fassungslosen antwortete Martha: „Ich hatte vergessen, dir zu sagen, daß Fräulein Steiner für diese Stunde ihren Besuch angekündigt hatte. Doch du kennst sie ja und auch du, Vater; ich erzählte dir heute früh von der Dame, der wir es eigentlich verdanken, daß Ernst zu uns gekommen ist."

Dann zu Ella sich wendend und sie zum Sofa geleitend, fuhr Martha fort: „Sie sind überrascht, aus meinem Munde den Vornamen Ihres Freundes zu hören. Faß ich doch selbst noch kaum, daß es so gekommen ist. Vor einer Stunde hat er mir seine Hand angetragen und ist mein Bräutigam geworden."

Unwillkürlich hatte Ella, als Martha den Vaternamen genannt, das Haupt vorgebeugt, um die Züge des Mannes zu erkennen, der in einer Ecke neben dem einzigen Fenster des Zimmers, von einem langen Schlafrock umhüllt, in einem Korbstuhle saß und beim Eintritt der Fremden leicht das Haupt erhoben hatte. Aber ein großer grüner Lichtschirm beschattete völlig den oberen Teil seines Gesichts und ließ nur das lange, stark ergraute Haupthaar und den langen weißen Bart erkennen, der fast bis zur Hälfte der Brust herabfiel. Trotzdem vermochte Ella kaum die Blicke von dem Manne zu wenden und bedurfte ihrer ganzen Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart, um die rechte Antwort auf die Mitteilung Marthas zu finden. Dieser die Hand drückend und ihre Stimme zur Festigkeit zwingend, sprach sie: „Ich bin weniger überrascht, als Sie glauben, denn Doktor Hartwig hatte mich schon gestern in sein Herz sehen lassen. Er wird Ihnen auch bestätigen, daß ich den innigsten Anteil an Ihrem und seinem Glücke nehme. Nicht wahr, lieber Freund," fuhr sie, zu Hartwig tretend und

ihm die Hand reichend, fort, „es bedarf keiner weiteren Worte?“

Hartwig verweigerte ihr seine Rechte nicht, aber er legte sie kalt in die ihrige, ohne diese zu drücken, und seine Stimme klang gezwungen, als er entgegnete: „Ich bin Ihrer freundlichen Teilnahme an unsrem Glücke gewiß.“ Rasch wendete Ella sich zu dem Alten, der die von der Gicht gekrümmte Rechte aus der Tasche des Schlafrocks zog, abwehrend winkte und mit harter tiefer Stimme anhob: „Ich kann Ihnen die Hand nicht geben, der selbst der leiseste Druck Schmerzen bereitet. Ihren Glückwunsch nehme ich für empfangen an und will ihn für aufrichtig halten, obgleich ich sonst nicht an die Aufrichtigkeit der Menschen glaube.“

Bei diesen Worten erhob er abermals den Kopf und ließ für einen Moment Ella zwei scharfe, stechende Augen sehen, über die dichte Brauen tief herabhingen. Aber der eine Moment genügte, Ella das Blut mit raschen Schlägen zum Herzen zu treiben. Unwillkürlich blickte sie sich nach Hartwig um und zuckte zusammen, als sie seine Augen unter zusammengezogenen Brauen finster und forschend auf sich gerichtet sah. „Ich bin weit und rasch gegangen,“ sagte sie dann, wieder neben Martha sich setzend, „und etwas außer Atem gekommen.“

„Gestehen Sie es nur,“ fiel der Alte mit herbem Tone ein, „die Treppen haben Ihnen den Atem ge-

nommen; die vier Treppen und der Raum, in dem Sie einen Mann finden, der die deutsche Litteratur um so manche Gabe bereichert hat. Zwischen vier Wänden ein altes wurmstichiges Sofa, zwei Tische, drei Stühle mit hölzernen Sitzen, eine lackierte Kommode und ein Schrank mit wenig Büchern und viel modernden Manuskripten: in solcher Dürftigkeit hätten Sie mich wohl nicht zu finden geglaubt. Hier fände Ihr Bruder, der Maler, eine Studie zu einem neuen ergreifenden Bilde, das vielleicht einen Käufer gerade unter den reichen Verlegern fände, die mich im Elend umkommen lassen!"

Ella, die erst durch den Hinweis auf die ärmliche Ausstattung des Zimmers sich veranlaßt gefunden hatte, die Gegenstände, die sie umgaben, ins Auge zu fassen, wurde von dieser Betrachtung wieder abgelenkt durch die Hindeutung auf ihren Bruder, die, wie sie fühlte, Hartwig peinlich berührte. Sie entgegnete daher rasch: „Ich werde Kurt erzählen, wie und wo ich Sie gefunden, Herr Börner. Er selbst wird nach dem, was sich hier vollzogen, zunächst abwarten müssen, daß Herr Doktor Hartwig seine Braut ihm zuführt." Sie sah bei diesen Worten, die sie leicht betonte, zu Hartwig auf und fuhr dann mit erzwungenem Lächeln fort: „Ich hoffe, Sie lassen sich von einem Besuche nicht durch die Besorgnis abhalten, daß Kurt wider Ihren Willen Ihrer Braut einen Zug für sein Bild abstehlen könnte. Er wird sich gewiß selbst sagen,

daß es nicht passend sein würde, eine glückliche Braut, die als solche bald dem Freundeskreise ihres Verlobten bekannt werden wird, auf einem Bilde als unglückliche Braut zu verewigen. Und überdies wird er auf den ersten Blick erkennen, daß Fräulein Martha garnicht mehr den Ausdruck finden würde, den er sucht. Die Martha von früher ist nicht mehr; die Martha von heute paßt nicht für Kurts Bild."

Mit einem leichten Erröten fiel Martha rasch ein: „Aber sehen möchte ich es wenigstens. Nicht wahr, Ernst, du führst mich nächstens zu Herrn Steiner?"

Hartwig, der seinen Unmut kaum zu verbergen vermochte, entgegnete kurz: „Bei Gelegenheit." Ella zwang sich zum Lachen. „Mit welcher Miene Sie das sagen, Doktor Hartwig! Ganz, als wollten Sie sagen: Im Leben nicht. Was soll Ihre Braut davon denken? Ich sehe schon, daß ich mit der Sprache heraus muß. Denken Sie sich nur, Fräulein Martha . . . ."

„Fräulein Ella!" rief Hartwig, „ich bitte . . . ."

Aber unbeirrt fuhr Ella fort: „Denken Sie sich nur, er ist eifersüchtig auf meinen Bruder. So, Herr Doktor, nun ist es heraus, das große Geheimnis, und ich meine, Sie sollten mir dafür danken, daß ich es gesagt habe. Ihre Braut wird Sie nun nicht mehr mit dem Verlangen quälen, das Bild und den Maler zu sehen. Sie brauchen sich auch nicht länger aus Furcht vor der bedenklichen Nähe der Schwester eines so gefährlichen Bruders in unnatürlicher Ferne von

Ihrer Braut zu halten. Kommen Sie, nehmen Sie meinen Platz ein; ich suche mir einen andern."

Mit diesen Worten erhob sie sich rasch, reichte Hartwig die Hand, führte ihn nach dem Sofa, zog einen der Stühle in die Nähe des Alten und fuhr, zu diesem sich wendend, hastig fort: „Wirklich, Herr Börner, es ist ein wahrer Roman, der sich in den letzten acht Tagen abgespielt hat, oder wenigstens eine Novelle, die Sie schreiben sollten. Denken Sie sich zwei Freunde, denen die Photographie eines Mädchens in die Hände kommt und die sich beide, der eine künstlerisch der andere persönlich, in das Original verlieben, und zwar so plötzlich und augenfällig, daß jeder in dem andern den Nebenbuhler erkennt, fürchtet und beinahe haßt. Ist das nicht ein prächtiger Stoff? Und die Geschichte verwickelt sich noch mehr. Der persönliche Liebhaber ist so glücklich, das Original auszuspüren. Natürlich verbirgt er das dem Freunde. Aber trotz aller Besorgnis, daß auch der Freund die eifrigst gesuchte Spur finden könnte, hat er nicht den Mut, der Geliebten sich zu entdecken. Aber er ist so rasend verliebt, daß er der Schwester des Freundes, die seine Freundin ist, zumutet, für ihn zu werben und dem Bruder gegenüber zu schweigen. Das ist doch in unserer materiellen Zeit noch eine Liebe, wie sie im Buche steht oder in einem Buche stehen sollte. Nicht wahr, Martha?"

Die Angeredete, der die Erregung Ellas nicht

entging, antwortete nicht. An ihrer Stelle fiel Hartwig, in dem ein Gefühl der Erleichterung mit einer quälenden Vorempfindung stritt, abmahnend ein: „Aber wozu heute diese Enthüllungen, Fräulein Ella?"

„Wozu?" entgegnete diese mit steigender Hast, ihre trockenen Lippen feuchtend; „so wird Ihr Herr Schwiegervater gewiß nicht fragen. Nicht wahr, Herr Börner?"

„Fahren Sie nur fort," erwiderte dieser; „die Geschichte ist wirklich interessant. Unklar ist mir nur, woher die Freunde die Photographie hatten, von der mir Martha noch nichts erzählt hat."

„Desto größerer Spielraum bleibt Ihrer Erfindungsgabe," fuhr Ella fort. „Diese Photographie ist auch nicht die einzige, die eine Rolle in dem Romane spielt. Haben Sie die andere bei sich, Herr Doktor?"

Hartwigs Brauen zogen sich zusammen und Martha fühlte ein Zucken seiner Hand. „Das ist indiskret," rief er hart und finster.

„Indiskret, hier in Gegenwart Ihrer Braut und Ihres Schwiegervaters? Haben Sie beiden das Bild Ihrer teuren Mutter noch nicht gezeigt, das Sie unempfindlich machte gegen alle Frauenschöne, der nicht ein ähnlicher Charakter aufgeprägt war? Gerade heute sollte Ihre Braut dieses Bild sehen."

„Das Bild deiner Mutter?" fiel Martha mit bewegter Stimme ein; „o zeig es mir, Ernst."

Während Martha die Photographie, die Hartwig

ihr reichte, still betrachtete, rückte Ella den Stuhl näher zum Sofa heran. „Nicht wahr," sprach sie halblaut, um das Beben ihrer Stimme zu verbergen, „es ist von rührender Schönheit?" Dann streckte sie die Hand nach dem Bilde aus und rief, zu dem Alten sich wendend: „Auch Sie müssen es sehen, Herr Börner."

Aber der Alte wehrte ab. „Heute nicht. Meine Augen schmerzt das Licht. Erzählen Sie nur weiter."

„Fräulein Ellas Geschichte," fiel Hartwig rasch ein, „ist wohl zu Ende; die meiner unglücklichen Mutter erzähle ich Ihnen bei anderer Gelegenheit."

Erblassend ließ Ella die Hand sinken und blickte einige Augenblicke unschlüssig vor sich nieder. Dann erwiderte sie: „Die Geschichte Ihrer Mutter zu erzählen, ist Ihr alleiniges Recht; ich wollte es nicht antasten. Meine Absicht war nur, Herrn Börner darauf aufmerksam zu machen, daß diese Geschichte in innigem Zusammenhange mit der Geschichte Ihrer Verlobung steht." Und zu dem Alten sich vorbeugend und verstohlen die Hand auf das stürmisch klopfende Herz pressend, fuhr sie fort: „In der Novelle von den eifersüchtigen Freunden gebührt ein besonderes Kapitel der Lebens- und Leidensgeschichte von Julie Falk."

Fast versagte ihr die Sprache bei diesem Namen. Börner hatte ihn trotzdem vernommen. Mit einem heiseren Aufschrei riß er sich vom Stuhle empor,

schleuderte den Augenschirm zur Seite und starrte mit weit geöffneten Augen und verzerrten, totenbleichen Zügen auf die Verlobten, die entsetzt zu ihm aufsahen. Schwankend, die verkrümmten Hände vorgestreckt, trat er ihnen näher und versuchte zu sprechen. Aber nur ein röchelndes Stammeln entrang sich seinen zuckenden Lippen. Martha sprang, keines Wortes mächtig, auf, um ihn zu stützen; aber er wehrte sie mit heftiger Geberde ab und stieß endlich, die aus ihren Höhlen getretenen Augen auf Hartwig gerichtet, in erschütternden Lauten die Frage heraus: „Julie Falk — war Ihre Mutter? Und Ihr Vater? . . . .“

Als ob sich ein Abgrund vor ihm geöffnet hätte, der ihn zu verschlingen drohte, starrte Hartwig den Fragenden an. „Meinen Vater,“ rief er aus, indem eine Blutwelle sein Antlitz mit dunkler Röte übergoß und seine Hände krampfhaft sich ballten, „meinen Vater kannte ich nicht und will ich nicht kennen, ihn . . . “

Das Wort, das auf seinen Lippen schwebte, kam nicht zum Ausspruch. Ella schnitt es ab, indem sie zwischen den Alten und Hartwig sich drängte, ihre Rechte auf den Mund des letzteren preßte und ihm flehend zurief: „Sie sprechen zu Ihrem Vater! Haben Sie Mitleid mit ihm, der furchtbar genug gestraft ist.“

Außer sich vor Erregung, suchte er sich zu befreien, aber sie drängte ihn mit der Kraft der Verzweiflung

zurück und beschwor ihn beim Andenken an seine Mutter, das Zimmer zu verlassen.

Da schreckte ein markerschütternder Schrei sie auf. Der Alte, der eine Weile starr und regungslos gestanden, hatte die Hände wie abwehrend nach oben gestreckt und rief: „Der Fluch! Der Fluch! Das Ende der Tragödie!“ Dann sank er zusammen und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht Martha ihn umschlungen und mit Hilfe Ellas, die herzueilte, ihn auf das Sofa geleitet hätte. Hier saß er eine Weile keuchend, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, ohne Marthas Fragen zu beantworten. Erst als Ella flüsternd nach der Wohnung des nächsten Arztes fragte, den sie herbeirufen wollte, erhob er den Kopf und rief, an allen Gliedern bebend: „Fort mit Euch allen! Hinweg aus meinen Augen! Wollt Ihr mich höhnen?“ Und als die erschütterten Mädchen seinem Befehle nachzukommen zögerten, stieß er sie hinweg und suchte sich zu erheben. Um ihn nicht noch mehr aufzuregen, zogen sie sich in eine Ecke zurück, in der Hartwig, das Gesicht in die Hände vergraben, auf einen Stuhl niedergesunken war.

Leise legte Martha ihre Hand auf seine Schultern, beugte sich zu ihm nieder und flüsterte innig: „Ernst! Mein Bruder!“

Da sprang er auf, faßte ihren Kopf in beide Hände und rief in schneidendem Weh: „Ich dein Bruder. Und dir bricht nicht das Herz bei diesem Namen?!“

„Ernst, lieber Bruder!“ bat sie unter Thränen und suchte ihre Arme um seinen Hals zu legen: „Komm zu dir.“

Aber er riß sich los, drückte den Hut in die Stirn und mit den Worten: „Du siehst mich nie wieder!“ enteilte er dem Zimmer.

Martha wollte ihm nacheilen, aber Ella hielt sie zurück, zog sie an ihre Brust und flüsterte: „Er wird sich beruhigen, wird wiederkehren und dir ein treuer Bruder sein. Betrachte einstweilen mich als deine Schwester.“

Innig erwiderte Martha Umarmung und Kuß und wendete sich dann nach dem Vater zurück, der wieder auf dem Sofa zusammengesunken war und vor sich hinstarrte. Aber auf seinen vorhin so bleichen Wangen lag eine fieberhafte Röte und seine Lippen bewegten sich hastig. Auf die Frage, ob er zu trinken wünsche, rief er nach Papier und Bleistift, griff nach einer Feder und bewegte sie hastig auf dem Tisch hin und her, als ob er schriebe. Dann warf er sie stöhnend von sich und sprach von der Tragödie, zu der ihm das Schicksal den Schluß geliefert und die das größte Werk seines Lebens werden müsse. Und immer wirrer wurden seine Reden, immer rascher sein Atem, immer hastiger seine Bewegungen, bis er erschöpft das brennende Haupt auf den Tisch sinken ließ.

Mit Hilfe des Arztes, den Ella herbeigerufen, wurde der Bewußtlose zu Bett gebracht, an dem die

Freundinnen bis zum Morgen wachten. Als dann der Arzt wiederkam, war bereits jede Hoffnung auf Wiederherstellung des Kranken geschwunden. Kurt, der herbeigerufen wurde, schloß ihm am Nachmittag die Augen.

Dem Begräbnis wohnte Hartwig nicht bei. Erschöpft und fiebernd war er am Morgen nach jenem Abend, der ihn den Vater kennen gelehrt, zum Direktor des Gymnasiums gekommen und hatte um Urlaub auf vier Wochen gebeten, der ihm in Rücksicht auf seinen Zustand bewilligt worden war. Schon eine Stunde darauf hatte er eine Reise angetreten, ohne das Ziel derselben anzugeben

Noch am Abend des Begräbnistages bezog Ella mit Martha eine Wohnung ziemlich fern von der des Bruders.

* *
*

Kurts Bild war fertig. Nur zweimal war Ella mit Martha in das Atelier gekommen, aber die wenigen Stunden hatten Kurt genügt, auf die Leinwand die Züge zu bannen, die ihm Tag und Nacht vor Augen schwebten. Heute war das Bild zum erstenmale ausgestellt gewesen und hatte eine große Zahl von Kunstfreunden herbeigelockt, die einmütig ihrer Bewunderung Ausdruck gegeben hatten. Beim Anbruch der Dämmerung hatten die letzten sich entfernt und Kurt saß allein, einige Schritte von der Staffelei entfernt. Noch waren seine Wangen etwas blaß und seine Augen

blickten träumerisch, aber ein Ausdruck stiller Zufriedenheit lag auf seinen Zügen.

Nicht lange hatte er allein gesessen, als die Thür sich öffnete und die Freundinnen einließ. Kurts Augen leuchteten auf, als er den beiden entgegen ging und ihnen die Hände übers Kreuz entgegenstreckte, so daß Martha die rechte, Ella die linke bekam. Martha errötete, aber die Freundin half ihr über die Verlegenheit hinweg durch die scherzend aufgeworfene Frage: „Nun, Kurt, haben dir die Kritiker recht zugesetzt?“ Ihr Lächeln sah jedoch gezwungen aus und ihre Stimme klang so matt und gedrückt, daß es sogar Kurt auffiel, obwohl er die Blicke nicht von Martha wendete. „Dank der Hauptfigur bin ich sehr gut weggekommen,“ entgegnete er; „aber es klingt, als ob du selbst einen Strauß mit ihnen gehabt hättest.“

„Ich stritt eben,“ fiel Martha rasch ein, „mit Ella über ihr Befinden. Sie will es nicht Wort haben, daß sie leidend aussieht und wirklich leidend ist. Sie zwingt sich zum Essen, wie zum Scherz, und wenn sie vor Schlafengehen mich aufgeheitert, seufzt sie vergebens nach Schlummer. Sie strengt sich über Gebühr beim Unterricht an und bedarf dringend einer Erholung.“

Kurt blickte die Schwester schärfer an und sprach besorgt, indem er die Stühle zurecht rückte: „Auch mir ist es schon aufgefallen, daß du dich verändert hast, Ella. Deine alte Munterkeit ist von dir gewichen

und du siehst trüb aus trüben Augen. Aber heute macht mich dein Aussehen ernstlich besorgt. Du überanstrengst dich wirklich und morgen spreche ich mit deinem Direktor."

„Das wirst du unterlassen, Kurt," entgegnete Ella gereizt. „Ich brauche keinen Vormund." Dann fügte sie ruhiger hinzu: „Übrigens täuscht Ihr Euch. Ich befinde mich ganz wohl. Nur Ärger habe ich in der letzten Zeit gehabt, den ich nicht abzuschütteln vermag. Auch habe ich bereits gehandelt. Wie, werdet Ihr erfahren, wenn es Zeit ist."

„Und von diesem Ärger," warf Martha vorwurfsvoll ein, „und deinem Handeln hast Du mir trotz meiner Fragen und Bitten nichts gesagt? Ist das schwesterlich, Ella?"

„Das möchte auch ich dich fragen," fügte Kurt hinzu. „Glaube nicht, daß ich mich so abspeisen lasse. Was bereitet dir Ärger und was hast du vor, Schwester?"

„Es giebt Dinge," entgegnete Ella bestimmt, „die jeder mit sich selbst durchkämpfen und mit sich selbst ins Reine bringen muß. Forscht also nicht weiter; es würde vergebens sein. Was ich vorhabe, werdet Ihr erfahren . . . ." Sie stockte einen Augenblick und fuhr dann, zu Martha sich wendend, fort: „Wenn dein Bruder zurückgekehrt ist, in dessen Schutz ich dich stellen kann."

„In dessen Schutz?" fuhr Kurt betroffen auf;

„was heißt das? Willst du fort? Ich bitte dich, spanne mich nicht auf die Folter!“

„Du kennst mich, Kurt,“ war die Antwort; „darum unterlaß alles weitere Fragen!“

Kurt sprang auf und durchmaß mit großen Schritten das Atelier. Dann blieb er stehen und blickte, die Arme gekreuzt, durch das Fenster. Seine Brust wogte und seine Lippen zuckten. Endlich warf er mit einer raschen Kopfbewegung das Haar zurück, zog einen Stuhl dicht neben den Marthas und begann mit tiefer Stimme: „Sie will fort, wenn Ernst zurückkehrt; darüber sind wir wohl im klaren. Wir werden dann wohl auch erfahren, warum. Für mich aber entsteht noch eine andere Frage. Wird Ernst geheilt wiederkehren? Wird er sich in die Rolle des Bruders finden? Ich würde es nicht können an seiner Stelle. Aber,“ fuhr er rascher fort, „darum handelt es sich nicht. Werden Sie in die Rolle der Schwester sich finden, oder wird es Ihnen schwer und schmerzlich sein, ihn Bruder zu nennen?“

Er beugte sich bei diesen Worten zu ihr herab und suchte ihr in die Augen zu blicken.

Ruhig sah sie zu ihm auf und entgegnete mit klarer, ruhiger Stimme: „Die Enthüllungen jenes Abends haben mich überrascht und erschüttert, aber nicht schmerzlich berührt. Mein Herz schlug dem Bruder von Anfang an schwesterlich entgegen und

war beglückt und beruhigt, als ich ihn Bruder nennen durfte."

Da sprang Kurt von seinem Stuhle empor, stellte sich aufgerichtet vor das Mädchen und rief mit bebenden Lippen: „Und nun, Martha, wenn sich herausstellte, daß auch ich, Kurt Steiner, Ihr Bruder wäre, würden Sie . . ."

Er vollendete die Frage nicht, denn er sah Martha erbleichend zu Ella sich wenden und ihr Haupt an der Brust der Freundin bergen. Aufjauchzend beugte er sich über sie und hob ihren Kopf in die Höhe. Gleich darauf aber richtete er sich wieder empor, atmete tief auf und sprach feierlich: „Vergieb! Noch trauert dein Herz um deinen Vater. Ich verlange keine weitere Antwort von dir und bin ein überseliger Mann durch die stumme, die ich empfangen."

Er reichte der Schwester die Hand, ergriff den breiten Filzhut und schritt still hinaus in den dämmernden Abend. —

An einer Biegung des Weges stieß er auf einen Mann, der mit raschen Schritten ihm entgegenkam und mit einem Freudenschrei ihn umarmte.

Es war Hartwig.

Kaum hatte Kurt von der ersten Überraschung sich erholt, als er die Frage hervorstieß: „Also freust du dich des Wiedersehens, obgleich . . .?"

Hartwig ließ ihn nicht ausreden. Er zog den Arm des Freundes unter den seinigen und sprach rasch und

fest: „Ich komme geheilt zurück, geheilt als Bruder, als Freund und selbst als Sohn."

„Als Sohn," entgegnete Kurt mit tiefem Ernst, „kommst du zu spät. Dein Vater ruht im Grabe. Er bedarf deiner Verzeihung nicht mehr."

Hartwig zuckte zusammen, dann erwiderte er gefaßt: „Um so ernstlicher werde ich meiner übrigen Pflichten gedenken. — Wo ist Martha?"

„Dort im Atelier mit Ella. Die beiden wohnen jetzt zusammen und haben mich besucht. Ich verließ sie, nachdem Martha auf eine Gewissensfrage mir eine Antwort gegeben, die du als Bruder hoffentlich bestätigen wirst, wenn die Trauerzeit vorüber ist, die mich zwang, mein übervolles Herz in die Einsamkeit zu tragen."

Hartwig drückte ihm schweigend die Hand. Nach einer Pause bat er, stehen bleibend: „Möchtest auch du mir eine Gewissensfrage beantworten, Kurt?"

„Jede," erklärte Kurt bestimmt.

„Wann und durch wen hast du Marthas Wohnung erfahren?"

„Als ihr Vater mit dem Tode rang, sendete Ella einen Boten an mich."

„Sie hatte dir also nicht gesagt, wohin sie ging? Auch nicht, daß ich ihr Marthas Namen mitgeteilt?"

„Du?!" rief Kurt, den Freund verwundert und zweifelnd betrachtend. „Wer sonst freilich hätte es gekonnt?" Dann zog er rasch seinen Arm zurück und

fuhr mit wachsendem Staunen, ja fast heftig fort: „Und mit dir ist Ella im Bunde gewesen wider mich? Mensch, weißt du, was du sagst?“

„Ich weiß es,“ entgegnete Hartwig, beide Hände des Freundes fassend, mit leuchtenden Augen und verklärten Zügen; „und ich weiß noch mehr. Du bestätigst mein kühnstes Ahnen und Hoffen. Sie hat geschwiegen gegen dich, obgleich ich sie bat, für mich zu werben. Kurt, es war eine Verblendung von mir, die ich jetzt nicht verstehe. Von ihr war es nicht schwesterlich gegen dich. Aber es war mehr, und seit ich dies weiß und begriffen, habe ich nur den einen Wunsch, eines solchen Herzens würdig zu werden. Kurt, so glücklich du bist, du mußt mich doch beneiden!“

„Das thu ich,“ erwiderte Kurt tief bewegt, „und du darfst mir nicht zürnen, wenn ich nur schwer in das Unabänderliche mich zu finden vermag. Im Herzen einer Ella räumt kein Bruder gern die erste Stelle.“ Er riß den Hut herab und ließ den Wind durch seine Locken wehen; dann fuhr er zögernd fort: „Es wird dir nach dem Vorgefallenen nicht leicht werden, sie von deiner Liebe zu überzeugen. Sie will fort, wenn du zurückkehrst. Das hat sie uns eben gestanden. Den Grund freilich begreife ich jetzt erst.“

Erbleichend blieb Hartwig stehen. „Diese Befürchtung,“ sprach er düster, „lag wie ein Wolkenschatten auf der sonnigen Flur meines Hoffens.“

„Ich stehe dir bei, Ernst,“ sprach Kurt innig,

seinen Arm wieder in den des Freundes legend. „Ich kenne jetzt ihr Geheimnis, sie kann mir gegenüber ihr Herz nicht verleugnen."

„Nein, Kurt," entgegnete Hartwig bestimmt, „rede du nicht. Um eine Ella kann man nur bei Ella werben. Laß mich allein sprechen. Finde ich nicht die rechten Worte, dann verdien' ich mein Glück noch nicht. Komm!" —

Trotz der tiefen Dämmerung, die in dem Raume herrschte, erkannte Martha den Bruder sogleich. Sie eilte ihm entgegen, schlang die Arme um seinen Nacken und rief unter Thränen: „Bruder, lieber Bruder." Er zog sie an seine Brust, dann faßte er ihren Kopf mit beiden Händen, wendete ihr Gesicht dem Lichte zu, sah ihr ins Auge und sprach mit innigem Tone: „Ich danke dir, danke dir aus vollem Herzen, Schwester, daß du dem Bruder verzeihst, der in der Stunde, da er dich gefunden, dich allein ließ in deiner Sorge und Qual."

„Ich habe dir nicht verziehen, Ernst," entgegnete Martha, seine Hände drückend, „weil ich dir keinen Vorwurf machte. Ich wußte selbst, daß du nicht bleiben konntest und erst in der Einsamkeit dich abfinden mußtest mit dir selbst und den Verhältnissen."

„Und ich habe mich abgefunden mit mir selbst," rief er aus und küßte die Schwester auf Stirn und Mund; „und nicht nur abgefunden, sondern ich habe auch mich selbst und in den wirklichen Verhältnissen

mehr gefunden, als ich von den erträumten zu hoffen gewagt." Und indem sein suchender Blick auf Ella haften blieb, die still zu dem Bruder getreten war, fuhr er fort: „Das Erste, dessen ich im Sturm meiner Empfindungen mir bewußt wurde, war die Gewißheit, daß ich dich zurückgelassen in der Obhut einer Schwester, die treu und selbstlos an dir handeln würde, wie sie an mir gehandelt. Und als ich das erkannt, wußte ich auch, daß du mir würdest verzeihen können und daß ich würde fern bleiben dürfen, bis ich ganz genesen."

Seine Stimme hatte bei diesen Worten einen fast feierlichen Klang angenommen, und als er fortfuhr: „Komm, Martha, führe du mich zu ihr," da riß sich Martha mit einem von Thränen erstickten Jubelruf von ihm los und umschlang Ella, die, wie von einem Schwindel befallen, hastig den Arm des Bruders ergriff und an ihm sich aufrecht hielt. Aber als auch Hartwig mit ausgestreckten Armen zu ihr trat, richtete sie sich hastig empor, wehrte Martha von sich ab, reichte Hartwig flüchtig die Fingerspitzen der Rechten und zog Martha zum Sofa, indem sie, zu einem scherzhaften Tone sich zwingend, ausrief: „Was in aller Welt fällt dir ein, Martha? Ich habe doch bisher nichts von der Eigenschaft deines Herrn Bruders an dir entdeckt, der nun einmal alle Dinge in ein ganz besonders grelles Licht rücken muß." Und zu Hartwig sich wendend, der düster vor sich hin sah, fuhr

sie in gleichem Tone fort: „Nehmen Sie es nicht übel, Herr Doktor, ich bin nun einmal geradezu und muß reden, wie ich denke. Sie hätten wirklich noch eine Weile bleiben sollen. Die Heilung ist noch nicht völlig eingetreten. Immer noch überschwänglich, wie ehedem. Und jetzt soll ich das Opfer sein. Was hab ich denn gethan, das nicht in meinem Berufe als höhere Lehrerin und in meinem Wesen läge, welches mich zur alten Tante prädestiniert, die als Vertraute der jugendlichen Brauseköpfe wieder in Ordnung bringt, was diese verwirrt haben? Kommen Sie, setzen Sie sich zu uns, und auch du, Kurt; wir haben höchst prosaische Dinge zu beraten, die ganz nüchtern betrachtet sein wollen."

Hartwig hatte bei ihren Worten mit einer heftigen Bewegung sich abgewendet, aber Kurt ergriff den Arm des Freundes, zog diesen mit sanfter Gewalt nach dem Tische und drückte ihn auf einen Stuhl nieder.

„Ich muß Sie gleich in Ihre Pflichten einweihen," fuhr Ella fort. „An die Stelle der Schwester wird bald der Bruder treten. Freilich nur für einige Zeit. Kurt hat Ihnen gewiß nicht verschwiegen, was Martha ihm und was er ihr geworden. Bis beide vor den Altar treten, bleibt Martha in Ihrer Hut. Ich scheide von ihr. Meine Stellung, die mir verleidet ist, habe ich bereits gekündigt und trete demnächst in eine neue in weiter Ferne. Das beste wäre,

Herr Doktor, Sie nähmen Martha sogleich zu sich; ich habe Dinge im Kopfe, die mich ungenießbar machen, und möchte doch meiner guten Martha ihren stillen Brautstand nicht durch scheinbare Launen trüben."

Die Freunde hatten einander bei diesen Worten unter dem Tische die Hände gereicht. Krampfhaft preßte Hartwig die Rechte Kurts, dann erhob er sich rasch und sprach mit bebender Stimme:

„Ella, Sie nennen mich überschwänglich, und Sie haben dazu ein gewisses Recht. Meine Schicksale brachten es mit sich, daß ich gar manche Dinge anders sah, als glücklichere Menschen, und daß mein scheu sich verbergendes Empfinden in vertrauten Kreisen übermächtig hervorbrach. Dem ruhigen Beurteiler mußte das als Überschwänglichkeit des Gefühls erscheinen. Aber nie habe ich das Gute und Schöne eines weiblichen Charakters überschätzt, nie das Unedle in verschönendem Lichte gesehen. Davor schützte mich die Erinnerung an meine Mutter. Neben dieser habe ich nur zwei weibliche Wesen in meinem Herzen getragen: Sie und Martha. Sie zuerst. Die Art unseres Verkehrs mußte zunächst das reinste Vertrauen mir einflößen; die Umstände, unter denen ich die Schwester fand, ließen mich die Stimme der Natur verkennen. Für diesen Irrtum hab ich schwer gebüßt; am schwersten deshalb, weil ich erkannte, daß ich nicht nur mich, sondern auch die treue Vertraute meines

Herzens über mein tiefstes Empfinden getäuscht. Aber sie selbst hat mit ihrem klaren Blick und fester Hand den Schleier zerrissen; sie hat den Bruder der Schwester und mich mir selbst wiedergegeben. Und nicht Überschwänglichkeit des Gefühls war es, als ich beim Wiedersehen ihr dankte und die Schwester bat, ihren Dank mit dem meinigen zu vereinen. Es war die klare Erkenntnis ihres Wertes und meines eigenen Herzens, meines Herzens, das ich Ihnen darbiete, Ella, mit meiner Hand und das zu Ihnen fleht, mich nicht zurückzustoßen, weil es in seiner Verwirrung die Schwester noch heißer zu lieben glaubte." Weiter und weiter hatte er sich vorgebeugt, und nun streckte er ihr beide Hände entgegen und suchte die ihrigen zu fassen.

Aber Ella, die mit zuckenden Lippen seinen Worten gelauscht, stieß ihn zurück und richtete in leidenschaftlicher Erregung an den Bruder die Frage: „Bei deiner Liebe zu Martha, Kurt, was hast du ihm gesagt?"

„Ich?" entgegnete Kurt halb verlegen, halb beschwichtigend, „was hätte ich ihm sagen können? Hast du mich zu deinem Vertrauten gemacht?"

Ella preßte zusammenzuckend die Hand vor die Augen, dann sprang sie auf und eilte der Thür zu. Aber Hartwig vertrat ihr den Weg und umfaßte fest ihre Hände. „Ich lasse dich nicht, Ella," rief er stürmisch, „denn du bist mein! Deine Frage hätte es

mir verraten, wenn nicht schon die Antwort Kurts auf meine Frage, wann er Marthas Wohnung erfahren, mein ahnendes Hoffen zu beseligender Gewißheit erhoben hätte. Trotz meiner Verblendung und meiner dich kränkenden Bitte, für mich um Martha zu werben, hast du ihm, deinem Bruder und meinem Nebenbuhler, mein Geheimnis verschwiegen, weil du mich noch mehr liebtest als ihn! Und dieses Geständnis durch die That wirst du nicht zurücknehmen; du bist zu wahr, als daß du leugnen, du liebst mich zu sehr, als daß du mich unglücklich machen könntest."

Er suchte sie an sich zu ziehen, aber nochmals stieß sie ihn zurück und rief, ihrer selbst nicht mächtig: „So haben Sie ihm mein Geheimnis, das er selbst nicht ahnte, herausgelockt, um Ihren Stolz zu sättigen an dem Triumph über ein schwaches Herz, das für seinen Beleidiger selbst den Bruder verriet! Und das schmeichelnde Gefühl des Triumphes verwechseln Sie nun mit Liebe, wie früher das brüderliche Gefühl. Können Sie überhaupt etwas anderes lieben als sich? Und nun gar mich, die mit ihrem Mangel an Gefühl für weibliche Würde höchstens gut genug ist zur Vertrauten?"

„Dich, Ella, dich allein," entgegnete Hartwig innig und fest, als sie, von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen, einige Sekunden schwieg. „Wie du auch für meine Verblendung mich strafen magst. Und jedes deiner Worte macht mich dir mehr zu eigen."

Da richtete sie sich hoch empor und streckte ihm gebieterisch die Rechte entgegen. „Aber ich will nicht von dir geliebt sein,“ stieß sie hervor. „Ich will kein schiffbrüchiges Herz, das nach Irrfahrten mich aufsucht, weil es meint, ich müsse es um meiner selbst willen annehmen. Ich will es nicht, hörst du, und wenn ich zu grunde gehen soll an meiner thörichten Liebe! Und nun gieb den Weg frei!“

Er trat einen Schritt zur Seite und erst, als sie die Thür erreicht, bat er mit tiefer, bebender Stimme: „Nur noch ein Wort, Ella!“

Abgewendet blieb sie stehen und er fuhr fort: „Ich halte dich nicht. Kannst du glücklicher werden, wenn du deinem Stolz den Sieg einräumst über deine Liebe, so gehe. Ich möchte dich glücklich wissen, was aus mir auch werden mag. Aber findest du einst, einsam durch die Welt gehend, wie ich lange gegangen, daß die tiefste Qual des Herzens aus dem Bewußtsein entspringt, das eigene Herz verkannt und ein liebendes Herz gekränkt und von sich gestoßen zu haben: dann laß es mich wissen durch die Glücklichen, die Zeugen dieses Scheidens sind und es nicht begreifen. Dann werde ich zu dir eilen, zu deinen Füßen mich werfen und mit keinem Worte dir sagen, daß du dich vollkommen gerächt. Leb wohl!“

Aber sie ging nicht. Sie ließ den Kopf auf die wogende Brust und die Arme an der Seite niedersinken. Dann wendete sie sich langsam zu ihm hin,

und als er, die Arme ausbreitend, mit dem Rufe: „Ella, meine Ella!" ihr entgegeneilte, warf sie sich aufweinend an seine Brust und schlang leidenschaftlich die Arme um seinen Nacken. —

Nach einer Stunde schritten die beiden Paare in flüsterndem Gespräch der Stadt zu. Als sie den breiten Promenadenweg erreicht hatten, auf dem zahlreiche Spaziergänger den schönen Abend genossen, trennte Ella sich von Hartwig, legte ihren Arm in den Marthas und blieb mit dieser einige Schritte hinter den Freunden zurück. Nach einer Weile flüsterte sie: „Ich glaube, Martha, es ist besser, wenn wir unseren letzten Plan ändern und du nicht bei mir wohnen bleibst, sondern zu Ernst ziehst."

Erstaunt flüsterte Martha zurück: „Warum Ella? Wir hätten einander doch so viel zu sagen."

„Das wohl," entgegnete Ella, „aber gerade deshalb. Wir kämen aus dem Plaudern gar nicht heraus. Und das will sich für eine ehemalige höhere Lehrerin nicht recht schicken."

Und nach einer Pause fuhr sie noch leiser fort: „Ich habe noch einen andern Grund, den ich dir nennen will, wenn du weder Kurt noch Ernst ein Wort sagst." Auf ein beteuerndes Kopfnicken Marthas flüsterte sie dieser ins Ohr: „Du bist ihm so ähnlich, Liebling; ich glaube, ich würde dich zu oft küssen, und das wäre ein Raub an Kurt und an Ernst und überdies für eine höhere Lehrerin noch viel unpassender."

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei
(Setzerinnenschule).

Inhalt.

Küchling, Hermann

Novellen Inhalt: Mephistos Schwiegersohn. Wildauer Liebesopfer

Breslau 1886